







Groß-Polens

Nationalsagen, Mährchen und Legenden

und

kalsagen des Großherzogthums

Posen.

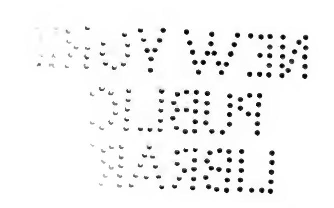
Herausgegeben

von

SAN-MARTE.

Erstes Heft.

Bromberg, 1842.
Verlag von Louis Levit.



Die Gründung des Polenreiches.

Nationalsage.

Wie jede Religion ihre besondere Lehre von der Weltschöpfung dem Volk durch Priestermund als göttliche Offenbarung überliefert, so pflegt auch jedes Volk, das bis zu einem gewissen Bildungsgrade vorgeschritten ist, und sich als Volk fühlen gelernt hat, die Sage seiner Entstehung und Verbreitung in seinem Schooße zu heegen, sie an hervorragende Heroen der Vorzeit anzuknüpfen, und diese auf göttlichen Ursprung zurückzuführen, dergestalt daß die nationale Heldensage sich in den Göttermythus verliert. Wir können nach der Analogie der Sagengeschichte fast aller der Völker, von denen eine solche überhaupt erhalten ist, kaum bezweifeln, daß nicht auch ein

ähnliches Verhältniß bei den Slaven überhaupt, und den slavischen Stämmen insbesondre, welche das weite Tiefland von dem schwarzen Meere, den Karpathen, und der Elbe nordwärts bis zur Ostsee einnahmen, statt gefunden haben sollte. Aber erst mit dem zehnten Jahrhundert, mit der Verbreitung des Christenthums, bricht für Polens Geschichte ein heller Morgen an. Keine schriftlichen Urkunden Eingeborner sind aus der Heidenzeit uns erhalten, und was von christlichen Schriftstellern der ältesten Zeit uns über das polnische Heidenthum und sein Geistesleben überliefert ist, läßt es nur in den allgemeinsten Umrissen, und auch diese nur im trübsten Dämmerlicht erscheinen.

Folgend dem angebornen Drange des Menschen, seinen Ursprung zu ergründen, und die Geschichte seiner Herkunft und weiteren Entwickelung kennen zu lernen, suchte eine jüngere Zeit nachzuholen, was die Vorzeit versäumt hatte. Schon im neunten Jahrhundert, und früher, galt starkgläubigen geistlichen Historikern die Tradition für unumstößlich gewiß, daß die Völker Europa's Nachkommen Japhet's seien, dessen Geschlecht nach der Sündfluth sich nach unserm Erbtheil gewändt habe, und mit verzweifelter Kühnheit wußten sie die Geschichte ihrer Nationen mit der biblischen Geschichte synchronistisch zu ordnen. Dlugosz, ein polnischer Geschichtschreiber, der im Jahre 1480 starb, ist unsers Wissens der erste seiner Landsleute, welcher, anscheinlich den brittischen Geschichtschreiber Nennius aus dem neunten Jahrhundert abschreibend, in Beziehung auf seine Nation sich zu gleichem Wagniß ent-

schloß, und im Beginn seiner Geschichte Polens zu berichten weiß, wie Alanus, der Sohn Japhets, des Sohnes Noas, des Sohnes Lamechs, mit seinen drei Söhnen, Isicon, Armenon und Negno, sich zuerst nach Europa wandte, und diesen Erdtheil bevölkerte. Isicon hatte vier Söhne, den Francus, Romanus, Momaurus und Britto, von denen die Franken, Romanen, Latiner, Allemanen und Britten abstammen. Armenon hatte fünf Söhne, den Sochus, Valgotus, Cebidus, Burgundus und Longobardus, von denen die Gothen und Longobarden ihren Ursprung herleiten. Negno hatte vier Söhne, den Vandalus, Targus, Saxo und Bogorus, denen die Vandalen, (jetzt Polen), die Böhmen, Sachsen, Mähren, Karinthier (jetzt Dalmatier), Kroaten, Servier, Bulgaren, Pommern, Russen, Kassuben, Schweden und Norweger ihre Abstammung verdanken. Nur so viel geht aus dieser confusen Gelehrsamkeit, und der Willkühr, Geschichte zu machen für Zeiten, aus denen nichts überliefert war, hervor, daß schon sechs Jahrhunderte vor Dlugosz es erkannt worden, daß die Gesammtbevölkerung Europas sich in drei große durch eigenthümliche Nationalität und Abstammung von einander wesentlich verschiedene Völkerfamilien sondere, in die romanischen, germanischen und slavischen Volksstämme, von denen jeder wieder in mehrere Zweige zerfiel. Alles übrige ist Gelehrtenmachwerk, und weder in Geschichte noch Sage beglaubigt, wenn auch oft geschickt und kunstvoll, mit echter Tradition durchflochten.

Die polnische Geschichtssage, eines Göttermythus, als großen allumfassenden Hintergrundes ermangelnd, selbst ohne Heroen göttlicher Abkunft, und damit schon ebenso ihr jüngeres Dasein bekundend, wie ihren angeblichen Ursprung aus der slavischen uralten Heidenzeit verdächtigend, schiebt ihr Alter selbst nicht über das sechste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinaus. Dennoch hat sie in Folge eines beinahe fünfhundertjährigen unangefochtenen Besitzes fast ein Recht auf einen Platz in der Geschichte sich erstritten, bis diesen ihr wieder zu rauben, oder ihn für sie zu behaupten, seit länger als einem Jahrhundert Patriotismus und Gelehrsamkeit ihre edelsten Kräfte aufgeboten haben, und noch ist dieser Streit nicht beendigt. Er berührt uns indeß bei unserer Darstellung nicht, denn ein Andres ist die Wahrheit der Geschichte, und ein Andres die Wahrheit der Sage; und in das Gebiet der Kritik gehört, zu ergründen was von der Sage der Geschichte und was der Phantasie angehört, und aus welchen Elementen sie ihren Ursprung und ihre Nahrung genommen hat. Unsere Sage hat, welches ihr zum Theil verdächtiger Ursprung auch gewesen sein mag, ihrer eigenthümlichen Natur gemäß, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitend immer größere Ausdehnung gewonnen, immer reicheren Schmuck angelegt, und wir werden sie in der Ausführlichkeit wieder zu geben suchen, wie sie seit dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert in den Geschichtsbüchern sich eingebürgert hat, dabei jedoch stets die ältesten zuverläßigsten Zeugnisse als Führer an der Hand

behalten, um bei Seite zu lassen, was offenbare Willkühr, Mißverstand oder Unkenntniß hinzugefügt haben, und zum Richtigen zurückzuführen suchen, wo von der erweislichen Tradition abgewichen ist.

I.

L e ch.

Es war in der Mitte des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als den slavischen Völkern, welche an den Ufern der Elbe, Weichsel und March wohnten, eine große Furcht und Besorgniß ankam. Denn die mächtige Herrschaft der Vandalen, eines ihnen stammverwandten Volkes, das ganz Europa bis zum äußersten Ende Spaniens durchzogen, und, nach Afrika übergehend, dort ein gewaltiges Reich gegründet hatte, war von Belisar, dem Feldherrn des Griechenkaisers Justinian, gestürzt, und der Vandalenkönig Gillimer mußte in Fesseln den Triumphwagen des Siegers zieren. Aber noch näher drohte ihnen größere Gefahr; denn bald nachher brach das wilde raub- und mordsüchtige Volk der Avaren vom Don und vom kaspischen Meere her in Europa ein, drang bis an die Donau vor, und ließ sich, die dort sitzenden Slaven theils vernichtend, theils verdrängend, in einem Theile von Ungarn nieder, und drohte im Bunde mit dem griechischen Kaiserreiche allen slavischen Völkern den Untergang. Da bedachten die Elb- und Weichsel-Slaven,

wie sie sich gegen solche Uebermacht schützen, und ihr Vaterland gegen die grimmig hausenden Feinde bewahren könnten.

Diese Slaven waren ein großer kräftiger Menschenschlag, von nicht sehr weißer Haut, und einem Haar, dessen Farbe zwischen hellbraun und roth die Mitte hielt; ihre eheliche Treue, ihre Bereitwilligkeit, Verirrte auf den rechten Weg zu führen, und die milde Behandlung ihrer Gefangenen, sofern sie nicht bei besondren Festen den erzürnten Göttern zum Opfer geschlachtet wurden, lobten selbst Fremde. Sie waren ein tapfres, starres, in der Arbeit ausdauerndes Volk, an die leichteste Nahrung gewöhnt, keine Freunde großer, fester, reinlicher Häuser, in den Wäldern und Thälern ein halb nomadisches Leben führend, stammweise in einfacher Gemeindeverfassung zusammenhaltend, der dem Stamm Angehörige ein freier Mann, und jeder unabhängig von der Herrschaft eines Fürsten über ihn. In dieser Zeit der Noth und Bedrängniß aber erkannten sie, wie diese Freiheit und Unabhängigkeit, die sie so hoch hielten, ihnen zum Verderben ausschlagen könnten, da ihre Kraft dem Feinde gegenüber der Einheit, und ihr Muth der weisen Leitung eines angesehenen und geachteten Heerführers ermangele. Sie hatten vernommen, daß bei ihren Stammverwandten, den Dalmatiern und Illyriern zwei Brüder, berühmt durch Tapferkeit und Weisheit, und gefürchtete Feldherrn mit Namen Lech und Czech, lebten, und schickten daher Boten zu ihnen, und luden sie ein, die Herrschaft über sie zu

übernehmen. Die Noth überredete sie, daß sie ohne eigne Schmach wohl zu diesem Entschlusse greifen dürften; denn wenn ihnen auch jeder Fremde verhaßt war, diesen konnten sie sich, ohne sich zu beschimpfen, wohl freiwillig unterordnen, da ihr Volk mit den beiden ja gleiches Ursprungs und uralter Stammverwandtschaft sich rühmte.

Die beiden Brüder Lech und Czech gaben den eindringlichen Bitten der Abgesandten nach, machten sich mit ihren Familien, all ihrer Habe, einem ziemlichen Heere von Kriegern, und einer sehr großen Anzahl von Kolonisten auf, und zogen gegen Norden. Sie überschritten die Donau, und gelangten in die von der Natur so reich mit Gehölzen, Wiesen, Weiden und zum Ackerbau trefflich geeignetem Boden ausgestatteten Thäler der March, der Moldau, Eger und Elbe, schlugen auf dem Berge Rzip, der zwischen den letztgenannten drei Flüssen liegt, ihr Standlager auf, und leiteten von hier aus die Kolonisation und die allgemeinen Angelegenheiten des Landes. Sie gründeten dann die Städte Prag an der Moldau und Welehrad an der March, theilten das Land in gewisse Districte, legten viele Dörfer an, und ordneten das Gemeinwesen, und die hier wohnenden Völker nannten sich fortan nach ihrem Führer Czechen.

Lech aber, der ältere Bruder, zog mit den Seinigen weiter gegen Nordosten, überschritt rauhe Gebirge und wilde reißende Ströme, bis er in die weiten Ebenen hinabstieg, welche von der Weichsel durchströmt werden. Da fand er große Sümpfe, ungeheure Waldungen, ein rauhes

Klima, und neben sandigem Boden dennoch gar fruchtbare Auen. Aber das Land schien öde und wüst, obwohl in den Wäldern eine dichte Bevölkerung wohnte, die unlustig zum Ackerbau, dagegen unermüdlich zur Jagd, und zu Kriegszügen, es vorzog, in elenden, leicht zu verlassenden Hütten in den Forsten ein herumschweifendes Leben zu führen, als sich hinter Mauern und Wällen in Städten einzuschließen; denn, meinten sie, die Kraft des Armes, der Muth und die Tapferkeit, das sei die rechte Wehr des freien Mannes und ein besserer Schirm als Thurm und Graben. Lech aber hatte im Geiste sich eine andere Aufgabe gestellt, und wollte die zerstreut und zusammenhanglos für sich hinlebenden Familien und Genossenschaften zu einem starken und mächtigen Volke erheben.

Da geschah's, daß, als er das Land durchstrich, er zu waldigen, von mehreren Seen umgebenen Hügeln gelangte. Bei dem Herannahen seines Zuges erhob sich von den Hügeln mit sausendem Fittig ein ungemein großer Schwarm von weißen Adlern, und der ganze Hain ward mit Adlernestern angefüllt gefunden. Lech erkannte hierin ein günstiges Vorzeichen, denn der Adler war auch ihm der König der Vögel, und jene Nester schienen ihm den Ort zu bezeichnen, wo auch er, ein königlicher Aar, sich sein Nest bauen solle, von dem aus er mit seinem Geschlechte die Lande weitumher beherrschen werde. Bei näherer Betrachtung fand er zugleich die Gegend ganz vorzüglich geeignet, eine befestigte Stadt auf diesen Hügeln anzulegen. Er ließ daher den Hain nieder=

hauen, erbaute sich ein festes Schloß auf einem der Hügel, der noch heute nach ihm der Hügel des Lech (gora lecha) genannt wird, errichtete daneben zum Dank den Göttern, die ihn so günstig geführt hatten, einen Tempel, und ließ ringsherum eine Stadt erbauen, welche er in der doppelten Beziehung, als Sitz seiner Herrschaft, und in Erinnerung an jene Adlernester Gniezna, d. h. Nest, nannte. So ward die Stadt Gnesen gegründet.

Zum Andenken aber an jene Adler und in Verehrung des göttlichen Winkes erkor er den Adler zum Sinnbild und Zeichen seiner Herrschaft, weßhalb der weiße Adler mit ausgebreitetem Fittig auch später in das nachmalige Wappen des polnischen Reichs aufgenommen worden ist.

Nun aber war das Hauptaugenmerk Lechs darauf gerichtet, sein Volk aus Nomaden zu Ackerbauern zu machen; unter seinen Augen, bei seiner Residenz selbst begann er das Werk, baute die jungfräuliche Erde, die noch kein Pflug berührt hatte, und sie lohnte die Arbeit mit reichem Ertrage; bald entstanden Meiereien und größere und kleinere Dörfer in Gnesens Nähe; immer zahlreicher drängten die Einwohner sich nach dem Sitz ihres Herzogs, immer weiter umher verbreiteten sich seine Kolonieen und er gab dem Volke dem er zu gebieten hatte, weise Gesetze und handhabte Recht und Ordnung mit Kraft, Klugheit und Mäßigung. Das Volk aber nannte sich nach dem Namen seines Führers Lechiten und die

Nachkommen bezeichneten ihn nur als den Stammvater ihres Volks. Ein Theil seines Heeres und der mit ihm aus Illyrien gekommenen Kolonisten, wie sie denn in den Heimathssitzen mit Lust und Gewinn Schifffahrt auf dem adriatischen Meere getrieben hatten, zog, der alten Neigung folgend, noch weiter gegen Norden bis an die Küsten der Ostsee, dehnte sich an denselben aus, und führte siegreiche Kriege mit den überseeischen Bewohnern des Nordens.

II.

Crac.

Lechs Tod verbreitete tiefe Trauer über das ganze Land, und es kamen alsbald die angesehnsten Männer im Königssitz zu Gnesen zusammen, um das öffentliche Wohl zu berathen. Nun aber trat der uralte angeborne, zwar durch freiwilligen Entschluß, jedoch nur im Drange der Noth gebeugte Unabhängigkeitssinn des Volks wieder hervor, und sie begannen nicht darüber Rathes zu pflegen, wen sie zum Nachfolger Lechs in der Herrschaft erwählen sollten, als vielmehr darüber, wie sie sich ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit erhalten könnten, ohne einer königlichen Gewalt sich wieder unterwerfen zu müssen, dennoch aber durch ein festes inneres Band zusammengehalten würden, um in Einheit und Kraft gegen die äußern Feinde sich und das Land behaupten und schützen zu kön-

nen. Sie wählten daher an Königsstatt zwölf durch Reichthum, Ansehn und ehrenwerthen Karakter ausgezeichnete Männer aus dem Volke, denen sie die Sorge für das Reich auftrugen, und mit der Macht bekleideten, Recht und Gesetze aufrecht zu erhalten.

Aber es gestaltete sich anders, wie sie es gedacht und vorgesehen hatten. Denn es zeigte sich nur allzubald, daß die Freiheit, die sie jedem Manne im gleichem Umfange zugesichert hatten, sich Niemand wollte schmälern jeder aber sie gegen alle Andre weiter ausdehnen wollte, als diese ertragen mochten. Da wollte nun jeder herrschen und keiner gehorchen; der Starke unterdrückte den Schwächern ungestraft, bis wieder ein Stärkerer über ihn kam; Eigennutz und Privatleidenschaft traten an die Stelle des Gemeinsinns und der Gerechtigkeit, und vernichteten das öffentliche Wohl; und indem jeder Alles für sich zusammenraffen wollte, gerieth der Einzelne mit dem gesammten Vaterlande in's Verderben. Es trat eine grenzenlose Anarchie ein; Nachbarvölker stürmten in's Land, eroberten große Striche desselben, und führten die Einwohner als Sklaven hinweg. Der Ruhm und die Macht der Lechiten wurden umdüstert von Schmach und jammervoller Zerwürfniß. So verflossen wohl 150 Jahre in großem Elend, und die Geschichte hat diese schwere Zeit in tiefe Nacht gehüllt.

Endlich tauchte in den Bessergesinnten, denen das Leiden des Vaterlandes zu Herzen ging, die Erinnerung an ihren Stammvater Lech und an die Weisheit

seiner Regierung wieder auf, und sie riefen daher das Volk zu einer großen Versammlung an den Quellen der Weichsel zusammen. Hier erschien auch ein Mann, Namens Crac, der ohnlängst aus Karinthien zurückgekehrt war, am Fluß des Karpathengebirges seßhaft, weitumher geachtet wegen seiner Rechtlichkeit und Weisheit, auch kriegserfahren, und vor Allem von einer großen Beredsamkeit. Es ward ihm nicht schwer, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und die beste Meinung von sich zu erwecken. „Lächerlich“ sprach er zu dem versammelten Volke, „ist ein verstümmeltes Thier und ein kopfloser Mensch! Was ist ein Körper ohne Seele? Was eine Leuchte ohne Licht? Was ist die Welt ohne Sonne? Was ist ein Reich ohne König?“ Er schildert so lebhaft und eindringlich das gegenwärtige Leiden des Landes, die Noth und die Schmach des Volkes und die Ursachen von all dem tiefen Verfall, daß ihm Alle den lautesten Beifall zollten, und ihn baten, selbst das Reich aus den Trümmern wieder empor zu richten, und das Scepter zu ergreifen. Zwar sträubte sich Crac Anfangs gegen solch Ansinnen, gab aber endlich doch den vereinten Bitten der Versammelten nach, und bediente sich der ihm übertragenen Macht mit solcher Weisheit und Mäßigung, daß er nur Vater des Volks genannt wurde. Mit den Nachbarn führte er siegreiche Kriege, und wies ihre Anfälle mit Kraft zurück; auch soll er, sagt die neuere Tradition, die Gallier, (Franken) die bis Pannonien vorgedrungen waren, auf's Haupt geschlagen haben, weßhalb

die Böhmen ihm gleichfalls ihr Reich angetragen, und sich seiner Herrschaft unterworfen haben sollen.

Zu mehrerer Befestigung des Landes und seiner Macht erbaute er auf dem Berge Wawel, dessen Fuß von dem Weichselstrome bespühlt wird, eine feste Königsburg, welche weit in die Lande ringsum hineinsah, und schon von weiter Ferne her stattlich prangend sichtbar war und nicht fern davon am genannten Strome gründete er eine Stadt, welche er nach seinem Namen Cracau benannte. Dort schlug er fortan seine Residenz auf, dort sprach er dem Volke Recht und gab den Polen Gesetze, welche noch lange nach ihm von den nachfolgenden Geschlechtern als die Grundlage des polnischen Rechtes geachtet wurden.

Aber seine Stadt wollte im ersten Anfange nicht sonderlichen Aufschwung nehmen. Denn in dem Berge Wawel, auf welchem er die Königsburg erbaut hatte, befanden sich eine Menge großer Felsenhöhlen, welche noch heutiges Tages zu sehen sind; und in diesen hauste ein grimmiger riesengroßer Drache, der zur Stillung seines Hungers häufig hervorbrach, die Heerden auf den Triften, das Zugvieh auf den Feldern, selbst die Menschen anfiel und verschlang, ja sogar am hellen Tage seinem blutigen Raubwerk nachging, wodurch er in der ganzen Gegend großen Schrecken verbreitete und Viele zurückhielt, sich in solch gefährliches Gebiet zu wagen. Zwar entschlossen sich die Städter bei dieser Noth, ihm wöchentlich eine bestimmte Anzahl Vieh, gewissermaßen als ein Sühnopfer,

preiszugeben, um die Gefahr dadurch von den Häuptern der Menschen abzuwenden; endlich aber reifte bei Vielen der Entschluß, lieber die Stadt zu verlassen, als täglich ihr Leben und ihr Gut bedroht zu sehn. Um diesem Uebel für das öffentliche Wohl zu begegnen entwarf Crac, wie er denn dem Vaterlande ein zärtlicherer Sohn, als seinen Söhnen ein zärtlicher Vater war, einen Plan, und berief seine beiden Söhne, Lech, den älteren, und Crac, den jüngeren*) zu sich, und sprach also zu ihnen: „Feindselig ist der Tapferkeit die Feigheit, dem Alter der Schwachsinn, und die Trägheit der Jugend. Denn das ist keine Tapferkeit, welche feig, kein Alter, welches schwachsinnig, keine Jugend, welche träg ist. Ja, wenn es an Gelegenheit fehlt, den Muth zu üben, so muß sie erdacht werden. Wer anders, als ein ganz Unrühmlicher, wiche wohl je dem Ruhm aus, der sich ihm darbietet? Vertheidigung und Beschirmung des Wohls der Mitbürger aber sichert ewigen Triumph. Denn nicht der eignen Sicherheit muß man nachgehen, wenn es sich um ein allgemeines Unglück handelt. Euch also, Euch, meine Lieben, die ich beide in meinen Tugenden erzogen habe, Euch ziemt es vor Allen, Euch zu Erlegung des Ungeheuers zu waffnen; Euch ziemt es, nicht zu zaudern, sondern in dem Kampfe mit ihm Euch an die Spitze zu stellen, da Ihr ja meines Lebens Hälfte seid, denen die Nachfolge in meinem Reiche gebührt." „Wohl," antworteten muthig die Söhne,

*) So nach Kadlubek, Dlugosz tauscht die Namen und Thaten.

mit stiefväterlichem Hasse, o Vater, würden wir gebrandmarkt scheinen, wenn Du uns eine That so großes Ruhmes nicht gegönnt hättest? Dein ist die Macht zu befehlen, unser aber ist die Pflicht zu gehorchen." — Aber das Ungeheuer war nicht so leicht zu besiegen, als sie gehofft hatten, und vergebens bemühten sich lange die Söhne mit den Bürgern es zu vertilgen.

Die arglos ausgesprochenen Worte des Vaters hatten jedoch tief in die Seele des jüngern Bruders einen Blitz geworfen, der eine unheilvolle Gluth entzündete. Denn der Vater hatte gesprochen, daß sie beide Söhne nach seinem Tode ihm in der Herrschaft folgen sollten. Nun erkannte fortan der jüngere Bruder in dem ältern nicht mehr einen Genossen des Kampfes und Sieges, und der einstigen Herrschaft, sondern vielmehr einen verhaßten Nebenbuhler; und so von schändlicher Begier nach dem alleinigen Besitz der väterlichen Krone und Macht getrieben, erschlägt er den Lech meuchlings, und folgt seinem Leichenbegängniß mit Krokodillsthränen. — Von dem Drachen sei der Bruder getödtet worden, so lügt er heuchlerisch, und wird vom Vater als Sieger, der wenigstens den theuren Leichnam dem Ungethüm abgerungen, mit Lob und Glückwünschen begrüßt. Denn oft wird ja die Trauer des Todes von der Freude des Sieges überwogen.

Als man sah, daß im offnen Kampfe nichts gegen den Drachen auszurichten war, ward man gezwungen zur List Zuflucht zu nehmen. Es wurden daher mehrere Rinderhäute mit Pech, Schwefel und andern brennbaren Sachen

angefüllt, dieselben an einem verborgenen Theile angezündet, und in die Nähe der Höhlen hingeworfen. Bald auch stürzte der Drache hervor, und verschlang sie mit seiner gewohnten Gier. Nun aber begann der Brand in seinem Leibe sich zu entwickeln, und verzehrte das Ungeheuer. So kam der Drache des Berges Wawel in ähnlicher Weise um, wie die Heilige Schrift vom Drachen zu Babel erzählt. — Solcher Art ward die Stadt und das Land von dieser Plage befreit, und das junge Cracau gewann nun bald eine solche Größe und Ausdehnung, daß dadurch der Glanz Gnesens, der in der Drangsal der früheren Zeiten schon sehr gelitten hatte, und das mit um so mißgünstigeren Blicken dem Wachsthum der Nebenbuhlerin zusah, fast gänzlich verdunkelt ward. Und nun begann auch Crac sein Herrschergenie in größerem Umfange zu entfalten, sowohl in der Kultivirung des Landes, als auch in der Ordnung der innern Angelegenheiten. Er regierte noch viele Jahre, und starb in hohem Alter.

Als die Kunde von dem Tode des Königs sich im Lande verbreitete, verfiel es in die tiefste Trauer. Alles Volk strömte von weit und breit zu seiner Begräbnißfeier zusammen, und nach der Sitte der damaligen Zeit ward sein Leichnam auf dem Berge Lassota bei Cracau mit großem Gepränge begraben. Damit aber seine Grabstätte um so dauernder sei, und vor dem zerstörenden Zahne der Zeit fort und fort den Nachkommen bewahrt werde, häufte der hinterbliebene Sohn, dazu bei Lebzeiten des Vaters schon von ihm angewiesen, auf dem Berge, wo er begra-

ben ward, noch einen Hügel von solcher Höhe, daß dadurch der Berg Lassota alle benachbarten Berge weit überragte.

III.

Wanda.

Crac hatte sterbend seinem Volke empfohlen, daß es eingedenk der Wohlthaten, die er ihm erwiesen, und der Aufopferung, mit dem er für dasselbe gearbeitet habe, seinen Sohn Crac für würdig zur Nachfolge in der Herrschaft erachten möge. Daher geschah's denn, daß ohne Schwierigkeit Crac II., ein verruchter Erbe, in das väterliche Reich eingesetzt ward; aber länger war er durch den Brudermord befleckt, als durch das Scepter seiner Macht glänzend. Denn schon nach einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht von seiner schändlichen That im Stillen, man flüsterte es sich schaudernd von Mund zu Mund, es ward immer lauter und lauter mit unhemmbarer Gewalt, bis der Frevel endlich klar an den Tag kam, und nun bei den Polen einen solchen Haß gegen Crac entflammte, daß sie ihn vom Throne stießen, und auf ewig bei Todesstrafe aus dem Reiche verbannten. — Andre aber wollen wissen, daß er weder mit dem Exil, noch mit einer andern Ahndung wegen des Brudermordes bestraft worden sei, daß vielmehr die göttliche Gerechtigkeit, die Rächerin aller Schuld, ihn mit Unfruchtbarkeit und dem Verlust der Liebe und Anhänglichkeit seines Volkes heimgesucht habe, in Folge

dessen er im Bewußsein seines Verbrechens, und belastet mit dem Fluch des Vols in Elend und Kümmerniß hingeschmachtet, und ohne irgend eine des Nachruhms werthe That vollbracht zu haben, ruhmlos und schmachvoll endlic gestorben sei. Soviel ist gewiß, daß er keine Nachkommenschaft hinterließ.

Nun war von Cracs I. Kindern nur noch eine Tochter, Namens Wanda, übrig, und so groß war die Liebe des Volks zu dem verstorbenen Fürsten, daß sie dieselbe mit allgemeiner Uebereinstimmung auf den verwaisten Thron erhoben. In der That hatte aber auch die Natur sie mi so ausgezeichneter Schönheit und Anmuth ausgestattet: da jeder, der sie sah, davon bezaubert ward, und mit Rec führte sie den Namen Wanda, d. h. Angel, indem dur den Glanz ihrer Schönheit, durch die Grazie und Würde ihres Benehmens, durch Wohlredenheit und Geistesfülle sie die Herzen und Gemüther Aller unwillkührlich an sich zog und fesselte. Zahlreiche Freier fanden sich bald um sie ein, und nachdem sie deren mehrere von sich gewiesen, hoffte man allgemein, daß sie durch eine vorzügliche Wahl die Macht und das Ansehn des Reichs erhöhen würde. Sie aber, ungeblendet von der Schmeichelei, saß großherzig und hochsinnigen Geistes auf dem väterlichen Throne, und lenkte die Verwaltung des Staats im Großen und Ganzen, wie in den einzelnen Theilen so vorsichtig, weise und gerecht, da Alle ihr Herrschertalent und ihre Staatsklugheit bewunderten, und der männliche Geist, der in dieser Jungfrau

wohnte, selbst den Uebelgesinnten und Feinden Furcht und Achtung abzwang.

Ihr Ruf erscholl auch bis in die Nachbarlande, und bethörte Rithogar, einen Fürsten der Allemannen (nach Kadlubek der Lemanen) solcher Maßen, daß er, in der Hoffnung, sich mit ihrer Hand auch zugleich ihres schön emporgeblühten Reiches zu bemächtigen, durch eine Gesandtschaft feierlich um sie werben ließ. Die jungfräuliche Wanda merkte aber seine unlautern Absichten, und wieß solches Ansinnen, trotz der süßesten Versprechungen und inständigsten Bitten, mit Würde und Verachtung zurück, da sie gelobt hatte, unvermählt zu bleiben. Rithogar sammelte nun in Schmerz und Zorn über seine Verschmähung ein großes Heer, womit er in Polen einfiel, um mit Gewalt der Waffen zu erlangen, was er in Güte vergebens begehrt hatte. Wanda wurde jedoch dadurch nicht geschreckt; ihr treues Volk strömte zu den Waffen herbei, und zog den Allemannen kühn entgegen, wodurch Rithogar einigermaßen stutzig ward, und es gerathen fand, nochmals den Weg friedlicher Einigung zu versuchen. Er bat daher um Zwiesprache, und schickte der kampfbereiten Königin Boten fürstlichen Geblüts entgegen, mit dem Befehl: Schmeichelei, Bitten, Versprechungen, selbst Drohungen, kurz alle Künste der Beredsamkeit aufzubieten, um den hartnäckigen weiblichen Sinn zu beugen, und ihm geneigt zu machen. Die Boten schildern ihr die Liebe ihres Fürsten, seine Reichthümer, seine Macht, das künftige Glück ihrer Ehe, das Heil ihrer beiderseitigen Reiche, das aus

ihrem Bunde entsprießen werde, und sparen, da alles an dem Hochsinn der Jungfrau scheitert, endlich auch Drohungen nicht. Wanda aber antwortete männlich fest und mit Würde: „Als ein so schwaches und des heiligen Ehebundes so unwürdiges Weib also hält euer Fürst mich, daß er meint, ich, erhaben durch den Ruhm und die Macht meiner Herrschaft, könne so schweres Unrechts, womit er mein Reich angegriffen hat, vergessen sein, und mich mit meinem Lande ihm unterwerfen, und zu der Erniedrigung meines Volks und meiner Krone meine Zustimmung geben? Geht hin, und meldet eurem Fürsten: daß jedes Ehebett, und das seinige zumeist, mir verhaßt sei, und daß ich es höher erachte, mich Herrscherinn zu nennen, als Gemahlin des Herrschers. Kampf hat er mir angesagt; wohl, er rüste sich zum Kampf! Für Schmach soll er's erkennen, schmählich dem Mann und schmählich dem Fürsten, während das Heer in Schlachtordnung steht, um Liebe zu dingen, und die Waffen bei Seite legend um Vermählung zu unterhandeln"

Die Gesandten ziehen sich beschämt und bestürzt zurück, während Wanda das Zeichen zur Schlacht giebt, um die stolze Botschaft mit siegreichen Waffen zu demüthigen. Viele feindliche Heerführer hatten aber, angelockt von dem hohen Ruf der Schönheit der feindlichen Fürstin, sich den Abgesandten angeschlossen; und als sie da vor ihnen stand in ihrer ganzen Herrlichkeit, der edle Zorn tief verletzter Jungfräulichkeit aus ihren Augen flammte, und ihren Worten den Ausdruck einer Götterstimme lieh, da

wandte sich ihr Herz um, da fiel ihr Muth und ihre Kraft in die Fesseln übermächtigen Zaubers, und ihr Gefühl und ihre Stimmung theilte sich allen denen im Heere mit, denen sie erzählten, was sie gesehen und gehört hatten. Der Gedanke an den Kampf, der ihnen nun ein ungerechter erschien, vor dem sie zurückschauderten, wie vor einer Gotteslästerung, wich aus ihrer Seele, und statt ihren Platz auf dem Schlachtfelde einzunehmen, zogen sie sich in ihre Lager zurück, und waren weder durch Bitten und Ueberredungskünste, noch durch Drohungen und Strafen zu bewegen zum Gehorsam gegen ihren Fürsten zurückzukehren.

Rithogar außer sich über diese unerhörte Umwandlung seiner Tapfren, in Verzweiflung, all seine Plane so schimpflich scheitern, all seinen früheren Ruhm so gänzlich vernichtet zu sehen, ruft sein Heer zusammen, und spricht zu ihm: „Weil mich denn, von Euch verlassen, diese eure Unthat härter trifft, als tausend Tode; weil ich zum Kampf ausgezogen, ohne Kampf besiegt worden; weil Wanda, die Herrscherin in Meer, Luft und Erde, Wanda durch Götterwillen Euch feig und unkriegerisch gemacht, ihr Anblick allein Euch schon entwaffnet, und Euch und mich in ewige Schande gestürzt hat, so weihe ich, ein feierlich Opfer, mich selbst für Euch den untern Göttern; das aber erflehe ich für Euch, darum beschwöre ich die himmlischen Mächte, daß zur Sühne des Verbrechens, das Ihr an mir begangen habt, Ihr und Kind und Kindeskind hinaltern sollt unter Weiberherrschaft!“ — Sprachs und stürzte sich selbst in sein Schwerdt.

Wanda schloß hierauf mit den Allemannischen Heerführern ein ehrenvolles Bündniß, in Folge dessen sie wieder in ihr Land zurückkehrten, und zog mit ihrem unversehrten Heere triumphirend nach Cracau zurück, wo sie mit unermeßlichem Jubel und den größten Feierlichkeiten empfangen wurde. Für einen so wunderbar errungenen Sieg, und so glückliche Erfolge eines Krieges, der schon ruhmvoll beendigt ward, ehe es noch zur Schlacht gekommen war, ordnete sie dankbar ihren Göttern dreißigtägige Opfer und Feste an, nach deren Beendigung sie sich selbst den Göttern, als ein freiwilliges Opfer, darzubringen beschloß, wozu der doppelte Grund sie bewog, einmal: weil sie, in dem Irrthum ihrer Zeit und Religion befangen, meinte, daß eine solche heroische That den Göttern angenehm sei, sodann aber, um dadurch es unmöglich zu machen, daß ihr Glück, ihr Ruhm, und ihre Ehre jemals durch einen Wechsel des Schicksals befleckt und verringert werden könnte. Demnach berief sie gegen das Ende der Siegesfestlichkeiten die Angesehendsten des Volks zu sich, schlachtete selbst das Opferthier, und beging das Opfer nach der väterlichen Sitte, wobei von ihr große Belohnungen an ihre Getreuen und andre verdienstvolle Männer ausgetheilt wurden. Dann betete sie, daß ihr besseres Theil gnädig von den Göttern möge aufgenommen werden, und stürzte sich, Angesichts ihres Volks, von der hohen Weichselbrücke hinab in den fluthenden Strom. — Solches geschah ungefährum das 750ste Jahr unserer Zeitrechnung.

In mannigfacher Weise ward diese Großthat von ihrem Volke und von den Nachkommen geehrt; denn nicht

allein, daß nun nach ihrem Namen der Weichselstrom den Namen Vandalus erhielt, und die Völker, welche seine Ufer bewohnten, demnach Vandalen oder Vandaliter genannt wurden: so thürmten auch die Mitlebenden, nachdem sie den entseelten Körper der Königin wieder den Fluthen enthoben hatten, zu dessen würdiger Bestattung in einiger Entfernung von der Stadt Cracau am Zusammenfluß der Dlubnia und Weichsel, einen ungeheuern Hügel auf, in welchem ihr Leichnam beigesetzt ward. Unfern und ihm gegenüber am anderen Ufer der Weichsel liegt der Berg Wawel mit seiner Königsburg. Dieser Hügel, ein Berg besser zu nennen, an Höhe mit dem Wawel wetteifernd, giebt noch dem heutigen Geschlecht Zeugniß von jener That, und von der Stätte, wo die jungfräuliche Königin ruht, und er ward mit Beziehung darauf, Mogila, lateinisch Clara Tumba, genannt. Nachmals richtete man auf seinem Gipfel zu ihrer Verherrlichung ihre Statue, in Erz gegossen, auf, an deren Fußgestell folgende Grabschrift eingegraben war:

„Dies Grab birgt die Rose der Welt, nun gewelkete Rose,
„Aber nicht Grufthauch duftend, nein süß durchduftet die Luft sie,
„Tochter des Königes Crac, die mit Recht wohl Vanda genannt ward;
„Denn wie die Angel den Fisch beim Fang aus dem Wasser heranreißt,

„Also zog mit Gewalt auch die schöne, die herrliche Wanda
„Alles in Lieb' an sich, und band es mit traulicher Neigung.
„Durch die Würd' ihrer Zucht bezwang sie die Wuth des Allmannen,
„Und weil streng mit jeglichem Mann sie verachtet den Ehbund,
„Weiht mit dem Sturz in den Strom sie den Göttern ihr jungfräulich Leben,
„Welches der Garten, nicht blumengeschmückt, der Himmlischen aufnahm."

IV.

Pallnki.

Das ist die angeborne Leidenschaft aller Menschen, daß ihnen das Unbekannte, Ferne, oder das, was ihnen mangelt, weit vorzüglicher däucht, als das, was sie haben, und was sie umgiebt. So traten denn auch nach dem Tode der Wanda, mit welcher Cracs Geschlecht erloschen war, die Angesehendsten des Volks wieder zusammen, um die Ordnung des Reichs zu berathen. Von der Königsgewalt entbunden, mochten sie nicht wieder darunter zurückkehren, sondern zogen es vor, das Heil auf einem andern Wege zu versuchen. Sie wählten daher nach der Zahl der Provinzen, aus welchen damals Polen bestand, zwölf Häuptlinge, für jede Provinz einen, und nannten sie

Woywoden, d. h. Führer der Heere. Diesen übertrugen sie die Sorge im Kriege, und die Verwaltung der Provinzen im Frieden; sie hatten das Land gegen die Anfälle der Feinde zu schützen, das Heer einzuberufen, Zucht über die Widerspänstigen und Rebellen zu führen, und Recht und Gerechtigkeit zu üben. — Aus jener Zeit schreibt sich die alte polnische Reichsverfassung her, wonach jede Provinz ihren Woywoden oder Palatin hatte, und aufmerksam war jeder mit Eifer bedacht, seines Amtes mit größtem Fleiße zu pflegen, damit die Sehnsucht nach einem Fürsten nicht in den Gemüthern wiedererwache.

Viele Jahre blühte so die Republik Polen; es war eine goldne Zeit. — Aber wandelbar sind die menschlichen Dinge, und die Stimmung des Volks ist wie ein Holz auf schaukelnder Woge. Denn bald wurde ein Theil auch dieser Woywodenherrschaft wieder überdrüssig, und ein anderer glaubte, daß unter Leitung eines Fürsten der Staat besser berathen sein würde; denn von zwei Seiten ward er jetzt, von Ungaren und von Mähren her, mit großen Schaaren angegriffen und hart bedroht. Ungeachtet aller Tapferkeit der Woywoden und ihrer Schaaren wurden sie dennoch zu Paaren getrieben, und das Land ward grausam verwüstet. Wie die Zahl ihrer Krieger schwand, so wuchs die der Feinde, und Schrecken und Verzweiflung bemächtigte sich der gesammten Bevölkerung. Da trat ein Mann auf, der den verlornen Staat aus dem Verfall wieder aufrichtete, und ihn zu dem alten Glanze zurückführte.

Es lebte nämlich zu jener Zeit unter den Polen ein rühriger Mann, Namens Przemysl, der erfahrner und hervorragenderes Geistes, als sein Geschlecht, von Handwerk, wie Einige berichten, ein Goldschmidt, nach Anderen aber, was auch wahrscheinlicher ist, ein Kriegsmann, gewiß aber von ausgezeichneter Tapferkeit, die er in vielen Schlachten bewährt hatte, und deßhalb, so wie auch durch seine Gerechtigkeit berühmt und geehrt bei seinen Landsleuten war. Nachdem Przemysl bemerkt hatte, daß der Feind, von der Sicherheit seiner Herrschaft eingewiegt, anfange nachlässigere Obhut zu üben, ersann er eine eben so schlaue als gewagte List, trug lange still verschlossen den Plan mit sich herum, und bereitete im Geheimen alles vor, um den Schlag mit Kraft und Sicherheit auszuführen. Zu diesem Zwecke ließ er eine große Menge von hölzernen Helmen und leichten Schilden verfertigen, sie bunt mit hellen Farben bemalen, zum Theil auch glänzend vergolden, und im großen Umkreise rings auf den Hügeln um das feindliche Hauptlager in einer Nacht aufstellen. Wie nun die Ungarn und Mähren mit Tagesanbruch auf allen Seiten die Waffen blitzen sehen, deren Masse durch die abprallenden Strahlen der Sonne noch vergrößert scheint, so meinen sie nicht anders, als daß ein gewaltiges Polenheer sie umzingelt habe. Erschreckt laufen sie zu ihren Waffen, und ohne sich völlig zu ordnen, den Feind schon auf den nächsten Hügeln wähnend, stürzt Haufen um Haufen in wilder Hast aus dem Lager hinaus, hierhin und dorthin, wo sie die Scheinwaffen erblicken; diese aber verschwinden bei

ihrem Herannahen, und in der Meinung, daß der Feind furchtsam vor ihnen entfliehe, eilen sie des Sieges nun um so gewisser ihm nach, und entfernen sich immer mehr vom Standlager, bis sie von der fruchtlosen Verfolgung endlich ermüdet, mit Jubel und Triumphgeschrei in völlig aufgelöster Ordnung ohne alle Vorsicht wieder umkehren.

Nun aber nahm Przemysl, der vorsichtig stets die Scheinwaffen hatte bei der Annäherung der Haufen verbergen lassen, den rechten Augenblick wahr, brach mit seinen wohlvertheilten Schaaren überall aus dem Hinterhalt hervor, und griff die einzeln und sorglos Dahinziehenden, und durch die lange vergebliche Wanderung Abgematteten mit der größten Heftigkeit auf's Tapferste an. Unzählige Feinde wurden getödtet, unzählige in die Sümpfe gesprengt, worin sie elend umkamen; der Ueberrest floh nach allen Seiten sich zerstreuend in wildester Flucht. Das große Feindesheer ist vernichtet, und eine ungeheure Beute wird gemacht, die Przemysl großmüthig seinen tapfren Kampfgenossen überläßt. Leicht hätte er auch die Entfliehenden noch ereilen und niedermachen können, doch ihm genügte, das Vaterland befreit und den Feind so besiegt zu haben, daß er, dessen war er gewiß, in einem Menschenalter nicht wieder wagen würde, die Grenze Polens zu überschreiten.

Nach den alten Schriftstellern ward diese Schlacht an der obern Weichsel geschlagen, nachdem Cracau von den Ungarn und Mähren verheert worden war. Die lebendige Tradition dagegen verlegt das Schlachtfeld an die obere Netze und weiß zu berichten, daß nach der geendig-

ten Blutarbeit die Polen die Waffen der erschlagenen und geflüchteten Feinde, welche hauptsächlich in Spießen, Pfeilen und Bogen bestanden, alle in einen großen Haufen zusammengebracht, und ihren Führer gefragt hätten, was er darüber bestimmen wolle. Da antwortete Przemysl in damaliger Sprachweise: „pal łuki!“ d. h. „verbrennt die Bogen!“ Und mit Siegesjauchzen ward der ganze Waffenvorrath wie ein Scheiterhaufen angezündet und verbrannnt. Das Volk aber nannte seitdem die ganze Gegend, wo die Ehre Polens so glänzend wieder hergestellt ward, nach jener Rede des Przemysl Pallukenland, wie denn auch der District vom See bei Pakoszcz und Strzelce westlich, das linke Ufer der Netze entlang, bis in die Gegend von Wongrowiec hin *), noch heute bezeichnet zu werden pflegt.

Diese kühne und schlaue That, wodurch die Freiheit des Vaterlandes von dem harten Joche der Nachbarn er-

*) Die jetzt mitunter gebräuchliche Beschränkung des Pallukenlandes auf den nördlichen Theil des Mogilnoer und einen Theil des Schubiner Kreises (Regierungsbezirk Bromberg) ist nicht gerechtfertigt, da schon Dlugosz. Histor. Pol. ed Lipsiae I. p. 45 die Grenzen bis Lekno bei Wongrowiec ausdehnt (villa Kozielsko in districtu Pałuki, prope oppidum Lekno. Uebrigens ist bekannt, daß diese Gegend, so wie das angrenzende Kujawien sehr häufig der Schauplatz der hartnäckigen Kriege zwischen den Polen und den Mazowiern, so wie mit den Kreuzrittern gewesen ist, woran noch viele Ortsnamen erinnern, z. B. Przedboiewice (d. h. vor der Schlacht) Broniewice (Ort der Vertheidigung, bronic. vertheidigen) Tupadli hier fielen sie) Niszczewice (Ort der Vernichtung, niszczyc, vernichten) Poboiewice (nach der Schlacht). Um Folgerungen daraus zu ziehen, müßte man freilich bestimmter das Alter dieser Dörfer wissen. Einige kommen jedoch schon im vierzehnten Jahrhundert vor.

rungen wurde, steigerte die Liebe des Volks zu Przemysl zu solcher Höhe, daß ihm unter allgemeiner Beistimmung die Herrschaft des Reichs angetragen, und er zum Fürsten der Polen erhoben wurde. Weil dieser Sieg aber mehr durch List und Schlauheit, als durch die Kraft und das Uebergewicht der Waffen war gewonnen worden, oder mit Erinnerung an den alten ersten König der Polen Lech, ward dem Przemysl der Name Leszek d. h. der Listige, beigelegt. Dieses geschah in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts.

V.

Die Fürstenwahl.

Przemysl oder Leszek regierte noch viele Jahre in Kraft und Weisheit. Aber er starb kinderlos, und nun trat das alte nationelle Leiden wieder hervor, wovon das Vaterland schon so oft war heimgesucht worden, und in der Folgezeit noch öfters sollte heimgesucht werden. Denn es entbrannte nach Leszeks Tode der heftigste Streit über die Nachfolge in seiner Herrschaft. Dieser berief sich auf seine edle Geburt, jener auf seinen Reichthum, der auf seine verdienstlichen Thaten, andre trotzten auf ihre vielen Ahnen, oder auf den mächtigen Anhang ihrer Verwandten; jeder hielt sich für den am meisten Berechtigten, und so war's natürlich, daß, als die Abgeordneten und Ersten des Volks am Wahltage zusammenkamen, sich so viel Sinne als Köpfe zeigten, und jeder sich die Krone aneignen, keiner

aber sie einem Andern zugestehen wollte. Die Verwirrung stieg mit jedem Tage; zu ruhiger Berathung war gar keine Aussicht mehr, und des heftigsten Gezänkes kein Ende, weßhalb es endlich doch den meisten einleuchtete, daß wenn dieses Streiten in offnen blutigen Kampf ausbreche, sie selbst nur Schimpf davon tragen würden, das Vaterland aber an den Rand des Verderbens gebracht werden müßte.

Nach langen stürmischen Versuchen, die Ruhe einigermaßen wieder in der Versammlung herzustellen, kam man endlich überein, die Wahl durch einen Wettlauf nach dem Ziele zur Entscheidung zu bringen; wer zuerst das gesteckte Ziel erreiche, der solle die fürstliche Macht und Herrschaft des polnischen Reichs ohne weiteren Widerspruch erlangen. — Durch dieses Auskunftsmittel schien jede List, jeder Betrug und jede Gewaltthat bei der Ernennung eines neuen Fürsten ausgeschlossen. Zum Wahlplatz ward eine große Ebne am Ufer des Flusses Prandnik, in der Nähe von Cracau, auserlesen, und der Tag des Wettlaufs auf den ersten October festgesetzt. Schon lange vorher ward der Plan von jedem Hindernisse gesäubert, eine Säule in der Mitte desselben aufgerichtet, nach allen Seiten hin die Größe der Entfernungen genau und ganz gleich ausgemessen, und eine Anzahl ehrwürdiger Greise zu Aufsehern und Kampfrichtern bei der Feierlichkeit bestellt. Indeß mag eine Sache noch so klug eingeleitet und mit Kautelen umheegt sein, die Schlauheit und Gaunerei weiß dennoch Schliche zu finden, um sie zu vereiteln.

Unter den Mitbewerbern um die Krone war nämlich ein eben so verschlagener als höchst ehrgeiziger Mann. Dieser hatte, um sich den Sieg zu sichern, in einer finstern Nacht und ganz allein, damit er nicht verrathen würde, den ganzen Rennplatz mit einer erstaunlichen Menge von Fußangeln belegt, die er vorsichtig unter dem grünen Rasen verborgen, und nur auf derjenigen Seite, auf welcher er selbst zu rennen beabsichtigte, hatte er einen schmalen Weg damit frei gelassen, den er sich durch gewisse unscheinbare Zeichen bemerklich machte. — Mit unendlicher Ungeduld sah er dem Tage des Wettkampfs entgegen, an welchem, daran zweifelte er im mindesten nicht, ihm das Reich zufallen sollte. — Ein ganz unbedeutender Zufall aber verrieth sein sinnreiches Werk, und zerstörte alle seine kühnen Hoffnungen, wie denn oft der Trug in seine eignen Schlingen läuft. Denn am Abend vor dem Wahltage begaben zwei Jünglinge von unbemittelten Umständen und niedriger Herkunft sich zu ihrer Ergötzniß und von Neugierde getrieben auf den Rennplatz, und beschlossen im Scherz, nach der aufgerichteten Säule zu laufen: wobei sie ausmachten, daß, wer zuerst dort anlangen würde, von dem Andern stets als König begrüßt und titulirt werden sollte. Kaum hatten sie aber ihren Wettlauf begonnen, als sie ihre Füße durch die Fußangeln verwundet fühlten; dadurch aufmerksam gemacht, suchten sie weiter, fanden den ganzen Plan damit belegt, bis auf einen kleinen Weg, und erriethen nun die Hinterlist eines ehrsüchtigen Betrügers, welche sie, plötzlich zu gleichem Herrscher-

gelüst entzündet, sich bestens zu nutze zu machen beschlossen. Sie geloben sich daher tiefes Stillschweigen über ihre Entdeckung an, und belegen auch den freigelassnen Weg mit Angeln, damit dem Erfinder des pfiffigen Plans auch seine Absicht vereitelt werde.

Der Morgen des ersten Octobers bricht an, der Wahltag ist da. Unzähliges Volk strömt zusammen, und umdrängt in dichten Haufen die Schranken des Plans; ein Thron ist für den Sieger aufgeschlagen, die Kampfrichter nehmen ihre Plätze ein, und die Bewerber um die Krone reiten, ihre Pferde mit Abzeichen versehn, in den innern Raum und stellen sich zum Wettrennen auf. Aller Augen und Gedanken sind auf sie gerichtet, die in größter Spannung des Zeichens zum Ablauf harren. Es ertönt: die Sporen in die Seiten drückend, mit Peitsche und Zuruf die Rosse antreibend, sprengen sie Alle dem einen Ziele entgegen; aber bald herrscht die allgemeinste Verwirrung. Die Rosse, an den Füßen durch die Fußeisen verwundet, bäumen sich, kehren um, springen seitwärts, stürzen zuletzt, oder werfen in wilder Wuth von Schmerz gepeinigt ihre Reiter ab. Nur ein einziger, einer jener beiden Jünglinge, die Abends vorher den Trug entdeckt hatten, erreicht ungefährdet und zuerst das Ziel. Der andere, sein Theilnehmer an dem Geheimniß, sobald er das Getümmel der Reiter gewahrt, die sich hier zu einem wilden Knäul zusammenballen, dort einzeln, wie im Taumel ihre tollgewordenen Rosse im Kreise tummeln, und nach allen Seiten, nur nicht nach dem Ziele hin zu treiben vermögen,

macht sich auf gut Glück nun auch noch zu Fuß zum Wettlauf auf, und geschickt die Kreutz und Queer zwischen den Fußangeln hinspringend, bietet er ein höchst ergötzliches Schauspiel dem versammelten Volke dar, das seinen possierlichen Lauf mit unermeßlichem Gelächter begleitet. In der That umfaßt er als der zweite das Ziel.

Sein Genosse, der erste an der Säule, ward sogleich unter Jubelruf als König begrüßt; aber es ward ihm ein unseliger Gruß. Denn alsbald gewahrte man, daß er die Füße seines Rosses mit starken eisernen Schienen bewaffnet hatte, dergestalt, daß diesem die Fußangeln keinen Schaden zufügen konnten. Eine unbeschreibliche Wuth bemächtigte sich nun nicht blos aller Mitbewerber sondern auch des ganzen Volks; denn mann schuldigte ihn als den Erfinder der Tücke, und als den Thäter, der die Eisen gelegt und der sich hinterrücks und fälschlich des polnischen Thrones habe bemächtigen wollen, an. Sofort ward ein Gericht niedergesetzt, er einstimmig seines Siegerrechts für verlustig erklärt, und zum Tode verurtheilt. Die Ergrimmten rissen den Unglücklichen in Stücke, und erkannten dagegen dem Zweiten, obwohl er nicht vorschriftsmäßig zu Roß, sondern nur zu Fuß nach dem Ziele gerannt war; den Preis zu. Unter Beifallruf ward er als König auf den Thron erhoben.

Die Tradition läßt in Zweifel, ob der erste Erfinder jener List, oder der arme Zerrissene Leszko oder auch Leszek geheißen habe; soviel aber ist gewiß, daß der nun gekrönte Sieger, sei es in Beziehung auf diesen Vorgang,

oder weil der Name unter den Polen überhaupt sehr häufig vorkommt, oder in Erinnerung an den Przemysl-Leszek, — fortan Lesko oder Leszek II. als König genannt wurde.

So ward dieser Mann von dunkler Herkunft aus den dürftigsten Verhältnissen zu der höchsten Ehrenstufe, und zu einem Glanz und einer Macht erhoben, die Alle überstrahlte. Die göttliche Vorsehung aber täuschte nicht das Volk in seiner Wahl; denn der neue König bewährte sich bald durch so glänzende Edelthaten und einen so ausgezeichneten Heldenmuth, wie nur irgend ein in Purpur geborner Königssohn sich hätte bewähren können, und man vergaß gern, daß er in einer niedern Hütte geboren ward. Darin aber bewährte er vor allem seinen erhabenen Sinn, und seinen göttlichen Beruf zu dem hohen Amte, das ihm übertragen war, daß er nicht seiner niedern Herkunft vergaß, sondern sich ihrer unablässig erinnerte. Denn ungeachtet ihm Reichthümer in Fülle zu Gebote standen, so lebte er für seine Person doch höchst mäßig und sparsam, aber verschwenderisch war er gegen die Hülfsbedürftigen; immer hielt er offne Tafel für zahlreiche Gäste, war freigebig gegen pflichtgetreue Diener, und wußte in königlicher Pracht zu glänzen, wo es darauf ankam, seinen hohen Rang und sein Ansehen gegen den Wetteifer und den Hochmuth zu behaupten. Dabei war er ein Feind aller Ueppigkeit und rohen Völlerei, tugendhaft, bescheiden, und demüthig gegen Gott, gerecht und milde gegen seine Unterthanen, geziert mit allen Tugenden eines Privatmannes. Freien, klaren Geistes, rastlos thätig, umsichtig

und tapfer, wehrte er die feindlichen Anfälle nicht blos von den Grenzen ab, sondern griff auch die benachbarten Ungarn, Mähren, Böhmen und Deutsche in ihrem eignen Lande an, und besiegte sie in großen Schlachten. Damit aber die Edlen des Volks und die Führer des Heeres auch nicht im geseegneten Frieden der kriegerischen Uebungen ungewohnt würden, und in Weichlichkeit und Erschlaffung versielen, richtete er Lanzenspiele und Scherzkämpfe ein, und krönte die Sieger mit Preisen, wodurch er sich besonders die Zuneigung der Krieger erwarb. Prangend in der Fülle der Macht, des Glanzes und Ruhmes, ließ er dennoch bei öffentlichen Gelegenheiten neben dem Throne seine früheren Bauernkleider aufhängen, während der Königsmantel seine Schultern schmückte, damit eingedenk seines Ursprungs, ihm nie in den Sinn komme, den höheren König und Herrn über Leben und Tod zu vernachlässigen, und seiner Macht sich zu überheben — er, ein rechter Volksmann seiner Gesinnung, ein rechter König seinem Thun nach.

VI.

Die Gründung von Kruswice.

Leszek II. hinterließ bei seinem Ableben nur einen einzigen Sohn, gleichfalls nach ihm Leszek genannt, welcher in Rücksicht auf die Thaten und Verdienste des Vaters für werth geachtet ward, den väterlichen Thron zu besteigen. Der junge Fürst, als solcher Leszek III.

genannt, zeigte sich dessen würdig. Viele Kriege führte er mit den Nachbaren, und seine Tapferkeit erwarb ihm Ehre und Ansehn im Vaterlande und bei den Fremden. Einige Provinzen des polnischen Reichs, die sich, neuerungssüchtig und in der Meinung, daß sie aus der Jugend und Unerfahrenheit des neuen Herrschers ungestraft Vortheil ziehen könnten, unabhängig zu machen suchten, brachte er mit Erfolg zum Gehorsam zurück, und unterdrückte ihre Empörungen. Andre angrenzende Distriete eroberte er, und verleibte sie seinem Reiche ein. Damals (im neunten Jahrhundert) wurden die Pannonier sehr heftig von den Griechen und Italiern mit Krieg bedrängt; unter den inständigsten Bitten und Darreichung sehr kostbarer Geschenke luden sie Leszek III. ein, sich an die Spitze ihrer Heere zu stellen. Er schlug nach manchen Wechselfällen jene Völker in mehreren Treffen, und vertheidigte so nicht blos das Volk der Pannonier, die mit seinem Volke ja stammverwandt waren, gegen deren Angriffe, sondern machte ihm auch jene tributbar.

Aus rechtmäßiger Ehe erzeugte er nur einen Sohn, Namens Popiel, dem er in der Aussicht, daß er nach ihm das Scepter führen werde, eine auserlesene Erziehung geben ließ. Mit mehreren Kebsweibern aber erzeugte er noch zwanzig Söhne, deren Namen die jüngere Sage aufbewahrt hat, wenn sie der älteren auch unbekannt sind, nämlich: Kasimir, Boleslaus, Wladislaw, Wratislaw, Otto, Barwin, Przybislaus, Prämislaw, Jaxa, Semiam, Semovit, Semomislaw,

Bogdal, Spicigner, Spicimir, Sbigneus, Sobeslaus, Visimir, Czeszemir, und Wislaw.

Das polnische Reich erstreckte sich damals von weit jenseit der Weichsel bis an die Elbe hin, und über die ganze südliche Ostseeküste. Als daher Leszek im Lauf seiner Regierung seinen Thron vollkommen befestigt hatte, bestimmte er seinen legitimen Sohn Popiel zum Erben seiner Herrschaft, damit aber bei seinem Ableben er nicht deßhalb angefochten werden möchte, ließ er dessen zwanzig Halbgeschwister ihm Gehorsam schwören, und sie seinem Richterspruch und seiner Oberherrschaft sich eidlich unterwerfen; und demnächst theilte er jedem der zwanzig ein eignes Gebiet zu, daß er ihrer Botmäßigkeit unterwarf. So erhielten Kasimir und Wladislaw Kassuben, Boleslaw, Barwin und Bogdal Pommern, Otto, Przybislaus und Czeszemir Hollstein, Jaxa und Semiam das Land der Sorben, Semovit, Prämislaw und Semomislaw Zgorzelice oder Brandenburg, Vislaus, der Miedziborze oder Magdeburg erbaute, das Land an der Elbe, und die Uebrigen andere Theile des weiten Slavenreichs, wo sie viele Städte erbauten, welche später deutsche Namen erhielten, z. B. Bukowiec oder Lübek, Raczesborze oder Ratzeburg, Brzemie oder Bremen, u. s. w. u. s. w.

Die Brüder erkannten bei des Vaters Tode ihrem Schwure getreu Popiel als ihren rechtmäßigen König an, huldigten ihm, und begaben sich in ihre Provinzen. Popiel verlegte aber seine Residenz von Cracau, sei es, daß es ihm zu entfernt vom Mittelpunkte des Reichs lag,

oder daß er es vorzog in ebnen Gegenden zu verweilen, oder daß er den alten Reichssitz zu dem alten fast ganz untergegangenem Glanze wieder verhelfen wollte, nach Gnesen. Bald aber ward er auch des dasigen Aufenthaltes überdrüssig, und es kam die gewöhnliche Neigung der Könige über ihn, sein Andenken durch Baudenkmale den Nachkommen stets lebendig zu erhalten, weßhalb er in den weiten kujawischen Ebnen auf einer hohen Landzunge am großen Goplosee sich eine stattliche Königsburg erbaute, und daneben eine Stadt gründete, welche er Kruswice nannte, und wohin er eine Menge Kolonisten und Kaufleute zog, wodurch sie bald eine ansehnliche Ausdehnung gewann.

Dieser Popiel hatte aber nicht mit der Herrschaft zugleich den edlen und hohen Sinn seiner Väter ererbt; denn er ergab sich der Ruhe und Schlaffheit, überließ seinen Halbbrüdern, die ihm treu mit Gut und Blut dienten, die Kämpfe mit den Feinden auszufechten, und hielt sich vorsichtig dabei im Hintertreffen, weßhalb denn auch die Nachwelt nichts Großes und des Nachruhms Werthes von ihm zu melden weiß. — Er starb schon in jungen Jahren, und hinterließ aus rechtmäßiger Ehe nur einen einzigen Sohn, der nach ihm Popiel genannt wurde. Dies begab sich im Anfange des neunten Jahrhunderts.

VII.

Der Mäusethurm.

Auf die Nachricht von Popiels, des Aelteren, lebensgefährlicher Krankheit eilen sogleich alle zwanzig Brüder nach Kruswice; aber am Tage vor ihrer Ankunft hatte er bereits das Zeitliche geseegnet. Mit dem lebhaftesten Schmerze bestatten sie den Verstorbenen nach den damaligen Gebräuchen mit großer Feierlichkeit, und treten sodann sogleich mit den Angesehendsten des Volks zusammen, um die Ruhe und Sicherheit des Reichs zu berathen. Aus Liebe und Treue zu dem Hingeschiedenen, und aus fortdauernder Pietät gegen ihren Vater erheben sie den jungen Prinzen als Popiel II. auf den Thron, und leisten ihm den Eid der Treue und des Gehorsams; da er indeß noch unmündig war, vereinigen sie sich, die Vormundschaft über ihn zu führen, und erwählen mehrere würdige Männer, welche die Regierungsgeschäfte bis zu seinen gereifteren Jahren besorgen sollten.

Je weiter aber die nachkommenden Sprößlinge sich von dem Stammvater ihrer Dynastie entfernten, destomehr entarteten sie auch; und begann die Glorie des Hauses schon unter Popiel I. ahnungsschwer zu erbleichen, so sank sie jetzt in völlige Nacht, und die Sünde nahm mit Hohn den geheiligten Sitz ein, welchen Tugend gegründet hatte. Denn kaum war Popiel II. der sorglichen väterlichen Pflege und Obhut der treuen Oheime entwachsen, und hatte selbst die Zügel der Herrschaft ergriffen, so wich er ab von dem

rühmlichen Wege seiner Vorfahren, und folgte der eignen angebornen, nicht angeerbten unedlen Natur. Niedrig war sein Sinn, unbequem ihm strenge Zucht und Sitte, Ehrliebe ihm fremd, sein Thun unwürdig eines Fürsten und eines Helden. Für die Weisheit seiner Rathgeber hatte er kein Ohr, ihre Warnungen waren ihm lästig, er mied die Gesellschaft verständiger Männer, aber suchte den Umgang leichtfertiger Weiber. Träge Ruhe, der Bauch, rohe Sinnenlust waren seine Götzen, und ihnen diente er in Völlerei, bei Spiel, lasciven Tänzen und wilden Gastereien.

Bei einem Charakter, der sich so bethätigte, und dabei noch große Unlust zum Waffenhandwerk zeigte, erwachte natürlich bald der Uebermuth der Feinde; Popiel aber sorgte zuletzt für das, was zum Kriege noth that. War er siegreich im Kampfe, so schrieb er, nach Art ehrloser Feiger, ruhmredig seiner Anordnung und seiner Tapferkeit den glücklichen Erfolg zu; wurde er besiegt, so schob er alle Schuld des Verlustes auf seine Heerführer: im Kampf stets der erste auf der Flucht, der Andere mit sich fortriß. So machte er bei Freund und Feind sich verhaßt und verachtet. Da er nur weniges und struppiges Haar hatte, so wurde er zum Schimpf Chwostek zubenannt, d. h. schabiger Rauhkopf.

Popiel II. vermählte sich mit einer Frau aus edlem Geschlecht, von seltner Schönheit, an Geist die meisten Frauen ihrer Zeit überragend; die jüngere Tradition hat in Folge alter Nationalabneigung aus ihr eine deutsche

Prinzessin gemacht, um die Schuld der Schmach, welche durch sie über Polen kam, von dem eignen Volke auf ein fremdes zu wälzen. Die Oheime hofften, daß sie vermöge der Gewalt, welche sie bald über ihren Gemahl erlangte, ihn auf den Pfad der Tugend zurückführen werde; aber nur zu bald fanden sie sich bitter getäuscht. Denn maaßloser Ehrgeitz, Habsucht, Herrschsucht und Tücke machten sie zu jeder Schandthat fähig. Mit Schlauheit, Schmeicheleien, und Befriedigung der wilden Lüste ihres Gatten, machte sie dessen Willen sich ganz unterthänig, vernichtete jeden Rath der freilich beschwerlichen Oheime, und glaubte, nachdem sie von ihm zwei Söhne, welche die Namen Lech und Popiel erhielten, empfangen hatte, ihr und ihrer Nachkommenschaft Regiment für alle Zukunft befestigt.

Mit aufrichtigem Kummer sahen die Oheime das Verderben immer mehr zunehmen, und beriethen sich häufig deßhalb miteinander. Sie beschworen den Neffen bei der Asche seines Vaters und Großvaters, sich zu bessern, daß er nicht seinen Stamm und den königlichen Thron besudle, und durch seine Uebelthaten entweihe, daß er die heimischen Sitten auch des Volks nicht durch sein Beispiel zur Verworfenheit führe, ja, sie drohten endlich, ihm den Gehorsam aufzukündigen, und sich von ihm ganz loszusagen. Seine Gemahlin wußte jedoch jede Ermahnung fruchtlos zu machen, jede Besorgniß, die die Oheime durch ihren gedrohten Abfall dem König einflößten, zu hintertreiben, und ihn gegen dieselben argwöhnisch zu machen. Tag

und Nacht wendete sie durch Wort und That alle Künste auf, um ihn zu dem Entschluß zu bringen, daß er die Oheime aus dem Wege räume.

„So lange diese leben — sprach sie zu ihm — ist weder dein und deiner Kinder Leben sicher, noch steht dein Thron fest, sondern Du hast nur einen augenblicklichen und gefährlichen Besitz. Soviel Oheime Du hast, eben so viel hinterlistige Feinde deines Glücks hast Du. Indem sie unter dem Scheine der verwandtschaftlichen Anhänglichkeit Dich mit frommen Ermahnungen und väterlichen Warnungen heimsuchen, verbergen sie damit ihre heimtückischen ehrgeizigen Absichten, für Dich den Strick zu drehen, Dich bei deinen Uuterthanen verhaßt zu machen, Dich in deren Augen als den Lasterhaftesten darzustellen, und rühmen sich noch gar der Mühe, die sie sich geben, Dich, wie sie es nennen, auf den Pfad der Tugend zu bringen. — Nicht König, nicht Gebieter deines Volks nennen sie Dich, sondern eine Creatur ihrer Macht, die von ihnen abhängig sei; nicht, damit Du um so besser und edler, sondern um so verächtlicher erscheinest, halten sie Dir unaufhörlich die Tugenden und Thaten der Väter vor, von denen Du angeblich so weit sollst abgewichen sein. Sie treiben Dich zu Kriegen, nur um so schneller deinen Untergang herbeizuführen. Alle Künste wenden sie an, um Dich und deinen Stamm auszurotten, damit sie Dir in der Herrschaft folgen. In deiner Hand liegt es aber, ob Du lieber Fürst oder Sklav von Andern, lieber ruhmreich oder ruhmlos, glücklich oder elend geachtet und sein

willst. Wenn Du daher verständig sein, wenn Du irgend der Klugheit Gehör leihen, wenn Du deine und der Deinigen Lage sichern willst, so erhebe Dich endlich, rüttele Dich auf aus dem Schlummer, in den Du bisher versunken warst, und tilge, bevor ihre Ränke gegen Dich feste Macht gewonnen, und ihre Fallstricke Dich ganz umwunden haben, ihr Leben — und meinst Du, daß sie mit dem Schwerte nicht sicher und schicklich zu erreichen seien, so tilge es durch Gift! Du sollst an mir dabei eine treue Helferin und Dienerin haben. Die Götter des Vaterlandes, die Götter deines Hauses, die Bilder deines Vaters und Großvaters berufen Dich zum väterlichen Throne, aber auch das Volk, der ganze Adel beruft Dich zum unumschränkten König. Nur deine Oheime widerstreben, und mögen einen glücklichen und ruhmreichen König nicht dulden. Schaffst Du sie aus dem Wege, so ist deine Bahn geebnet, und alles wird Dir nach Wunsche gehen."

Nachdem durch solche und ähnliche Reden das schändliche Weib den schwachen Mann zu dem grausamen Entschluß, die Oheime zu tödten getrieben hatte, überlegen sie mit größter Sorgfalt Ort, Zeit und Gelegenheit zur Ausführung der That. Alsbald stellte sich Popiel, als ob er von sehr schwerer Krankheit befallen, und nunmehr in sich gegangen sei. Mit den beweglichsten Bitten beschwört er die Oheime durch Boten über Boten, daß sie auf das Schleunigste zu ihm kommen möchten, um seinen letzten Willen zu vernehmen. Die treuen wohlmeinenden Män-

ner säumten nicht, sich eilig bei ihm in Kruswice zusammenzufinden, und zu den Versammelten begann dann Popiel in Gegenwart der Königin also:

„Nach der Weisheit der Götter ist der Tod mir nahe, und die Schwäche, in der Ihr mich seht, belehrt mich, daß ich nicht lange mehr des Lichtes des Tages mich freuen darf. Ich hielt es für meine Pflicht, Euch, geliebteste Oheime, an mein Sterbelager zu rufen, um, bevor ich von dem Leben scheiden muß, über die Thronfolge nach eurem stets als weise bewährtem Rathe, dem ich immer mich gern, wie ich konnte, untergeordnet habe, zu beschließen, damit ich, wie ich durch eure Huld regiert habe, so auch in meinen Erben durch eure ewige und unsterbliche Gnade fortleben möge. Denn für fortlebend, nicht für erloschen, für lebendig, nicht für todt werde ich mich achten können, wenn ich mit Euch meine Todtenfeier begehe, und wenn ich mit schon dahinschwindender Seele lebend noch eure Liebe zu mir sehe, die Ihr dem Todten aus Zuneigung und nach dem Gebot der Menschlichkeit und Verwandtschaft zollen werdet. Nach dem Ruf des Schicksals naht meine Auflösung, und nicht ziemt es mir und Euch, länger zu zögern. Leistet daher dem Lebenden, was Ihr dem Gestorbenen leisten würdet; denn für eine That frevelhafter Unfrömmigkeit würde es erachtet werden, wenn dem lebenden Freunde verweigert werden sollte, was selbst der Feind dem Todten nicht zu verweigern pflegt.“ —

So sprach er unter heuchlerischen Thränen, und unterbrach seine Rede häufig durch höchst täuschendes Schluch-

zen und Seufzen, das seine Wirkung nicht verfehlte. Denn der ganze königliche Hof begann in Klagen und Weinen auszubrechen; hier wurden erheuchelte, dort aufrichtige Wehklagen laut; die Jungfrauen rauften ihr Haar, die Frauen zerkratzten ihr Gesicht, die alten Weiber zerrissen ihre Kleider. Trefflich wußte die Königin die allgemeine Rührung zu benutzen; mit dem täuschendsten Schmerze, in wahrer Verzweiflung umhalste sie leidenschaftlich die Oheime, sank Einem nach dem Anderen in die Arme, beschwor sie, küßte sie, flehte, rang die Hände, jammerte höchst beweglich, daß die Männer selbst von dem Schmerze hingerissen wurden. So allgemein, so heftig wurde der Ausdruck der Trauer, das Klagegeschrei, der Sturz der Thränenströme, das Wehgeheul und Gewimmer, daß — man sollte es nicht glauben — daß selbst die ehernen Bildsäulen, welche im Königssaale aufgestellt waren, in hellen starken Tropfen Thränen ausschwitzten.

Auf Popiels Wink wurden nun kostbare und pomphafte Anstalten zur Leichenfeier gemacht, und jeder der Oheime des Königs, so wie der Großen des Reichs wetteiferte dabei in um so treuerer Erfüllung aller Pflichten der Pietät, als der König selbst ja Zuschauer der ganzen Festlichkeit war, und sie alle genau beobachtete. Nachdem die Bestattungsfeier nach dem Aberglauben und den Gebräuchen des Heidenthums jener Zeit begangen war, nahmen alle Anwesende ein sehr auserlesenes Todtenmahl ein; nach dessen Beendigung und als dadurch die Ausbrüche des Schmerzes etwas gemildert waren, ließ Popiel alle

vor sich treten, indem er heuchelte, daß durch ihre liebe Gegenwart und trostreiche Unterhaltung er die schon ganz nah drohende Stunde des Endes leichter überstehen werde. Die Königin, in falschen Thränen schwimmend, tröstete er mit folgenden Worten: „Theuerstes Gemahl, warum badest Du Dich in Thränen? Warum ergießest Du Dich in Wehklagen? Fürchtest Du deinen Wittwenstuhl? Siehe hier die Pfleger, die ich zum Schirm deiner Verlassenheit zurücklasse; fürchte nicht mein Scheiden; denn so lange sie leben, werden sie Dir gewähren, was ich im Leben Dir nur zu gewähren vermochte. Möge in Euch, theure Oheime, so flehe ich, mit denen die Bande der Verwandtschaft mich verbindet, in Euch, Ihr Adligen, die mir Nächsten meines Volks, die ich sterbend verlasse, die Erinnerung an mich fortleben und fortwirken in Liebe zu meiner Gemahlin und zu unsern Kindern. Das sei der beste Theil der Erbschaft, die ich ihnen hinterlasse.“ —

Die Oheime und die Großen des Reichs erhoben sich allesammt, und betheuerten wiederholentlich, die Königin und die Prinzen in den treusten Schutz nehmen und auf das Beste für sie sorgen zu wollen, und verwünschten den, der irgend ihr Wohl vernachlässigen, und seine Pflichten verabsäumen würde. — Und ihre Versprechungen waren redlich gemeint und unverstellt; denn sie konnten nicht ahnen, welch frevelhaftes Spiel ungeheuren Truges hier mit ihnen gespielt werde, und welcher Entartung die menschliche Natur fähig sei. Der König schien über ihre Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit ganz unendlich

erfreut, und völlig beruhigt und getröstet; mit Thränen — mit Freudenthränen — aber nicht mit Thränen der Freude über ihre Liebe, sondern der Freude über seine gelungene List — dankte er ihnen Allen insgesammt, und jedem besonders namentlich, umarmte und küßte sie der Reihe nach, und beschwor sie, bei ihrem gegebenen Worte zu verharren. Mit tiefbewegter Stimme sagte er dann Allen ein herzliches Lebewohl, und ließ sich einen goldenen Becher reichen, um den letzten schönen Bund durch einen letzten Trunk zu festigen und zu besiegeln. Der Becher war aber mit besonderer Kunst gearbeitet, so daß das eingegossene Getränk, wenn es ihn auch nur bis zur Hälfte füllte, dennoch sprudelnd bis oben an den Rand aufstieg, durch den Hauch des Mundes aber bis auf seinen wahren Gehalt wieder zurücksank. Ein tödtliches Gift war aber darin enthalten. Der König ergriff den Becher, that, um jeden Verdacht zu vermeiden, als ob er daraus trinke, und niemand bezweifelte es, da der Becher, als er ihn absetzte, zur Hälfte geleert erschien; dann gab er ihn weiter, und ließ die Oheime alle der Reihe nach den unheilvollen Trank genießen. Nun aber versicherte er, wie die lange Anstrengung des Festes und der Gespräche ihn auf das Aeußerste erschöpft habe, und bat, ihn der Ruhe zu überlassen. Alle entfernten sich mit inniger Rührung, und er sank scheinbar sehr angegriffen in den Thronsessel zurück.

Nicht lange aber hatten die Oheime den Saal verlassen, so wurden die Folgen jenes schrecklichen Trunkes sichtbar, indem diesem schwindlich ward, daß er zu taumeln

begann, jener über heftige Schmerzen klagte, und andere in wilde Wuth und Wahnsinn verfielen, so daß man Anfangs sie alle für betrunken hielt. Aber bald zeigte sich die Schandthat in ihrer ganzen Größe; denn ehe noch die Nacht herniedersank, hatten Alle unter den entsetzlichsten Quaalen und Schmerzen den Geist aufgegeben. Alle Anzeichen waren da, daß die Unglücklichen durch Gift umgekommen seien; aller Verdacht der Schuld fiel sogleich auf Popiel und sein schändliches Weib. Aber wer hätte gewagt, diesen Verdacht auszusprechen? Wer hätte den Muth gehabt, die Gestorbenen zu beklagen? ja auch nur überhaupt Trauer oder irgend Theilnahme für ihr grausames Schicksal zu zeigen? Die Sterne des Vaterlandes waren untergegangen, und in der düstern Schreckensnacht feierte der Fürst der Finsterniß seine Orgien.

Popiel und seine Gemahlin freuten sich gar sehr des gelungenen Frevels, und ermangelten nicht, den Oheimen schnöden Verrath und Verschwörung nachzusagen; aber durch ein Wunder habe mit plötzlichem Tode das göttliche Gericht sie vor Ausführung ihrer thronräuberischen That ereilt, sie, die Tags zuvor noch mit so heuchlerischer Trauer das Leichenfest ihres Königs und Herrn und nahen Anverwandten begangen hätten. Und um an den Todten noch diese Missethat zu strafen, erließ er den schärfsten Befehl, daß niemand sich bei Verlust seines Lebens unterfange, die Leichen der Gestorbnen zu berühren oder gar zu begraben; in einen Winkel der Hofburg geworfen, sollten sie

unter freiem Himmel unbestattet, ungeehrt, unbeweint vermodern.

Das scheuselige Königspaar stand auf dem Gipfel seiner Wünsche. Die Oheime waren ausgerottet; leicht war es, sich ihrer verwaisten Lande zu bemächtigen. Das Land zitterte in Schrecken vor der Wuth und Grausamkeit des Tyrannen, und beugte sich seinem Willen in sklavischem Gehorsam. Ungehemmt überließ der König sich nun ganz seinen wilden Lüsten, seinen sittenlosen Begierden, und der Roheit seiner entarteten Natur, welche nur seine Gemahlin mit teuflischer Kunst nach ihrem Willen zu gängeln verstand, er, ein Tyrann seiner Völker, und ein Sklave seines Weibes.

In nicht gar langer Zeit jedoch überraschte sie mitten in ihren Freveln die Rache des Himmels. Der König saß beim schwelgerischen Mahle, umringt von üppigen Weibern, da ward es laut im Hof und in der Hofburg; mit Entsetzen stürzen die Diener und die Wachen herein. Aus den Leichen der Oheime, die bisher mit Pestgeruch alles erfüllt hatten, waren unzählbare Schaaren von Mäusen hervorgekrochen, immer und immer — eine unermeßliche Fluth — entwickelten sich neue Haufen daraus, erfüllten Hof und Schloß, alle Gemächer, und strömten von allen Seiten auch in den Tafelsaal. Umsonst, sie mit Besen, Schaufeln und Waffen zu verscheuchen und abzukehren; mit grimmigen Bissen fielen diese den König, die Königin, und ihre beiden Söhne an; diese flüchteten sich in ein festes gemauertes Zimmer mit eisernen Thüren, aber

die furchtbaren Verfolger wußten das Gemäuer zu durchbrechen. Nirgends mehr war ein Ort im Schlosse, wo sie sich sicher gesehn hätten. Bei Tag und Nacht mußte Popiel in Verzweiflung ringen, das ungeheuerliche Ungeziefer von sich abzukehren. Keine Waffen, keine Mauern gewährten ihm Sicherheit. Zu andern Schutzmitteln greift er. Große Feuerheerde läßt der König um sich und seine Gemahlin und Kinder herum aufrichten, und flackernde Feuer darauf anzünden, in deren Mitte sie sich flüchten; aber auch die Flammen geben ihnen nicht Hülfe; die Schaaren der Mäuse dringen hindurch, und greifen sie an, wie bisher. — Auf einem Floß erbaut er einen hölzernen Thurm, flüchtet mit den Seinigen sich hinein, und steuert darauf mitten in den Goplosee, um mit Hülfe des Wassers den unzählbaren, unabhaltbaren, unermüdlichen Mäuseschwärmen zu entfliehen. Vergebens! Sie durchschwimmen die Fluthen, durchbohren die Nachen, die jenen Lebensmittel zubrachten, zernagen die Balken des Flosses und Thurmes, und wenn der König nicht in dem Wasser umkommen wollte, mußte er zum Lande zurückkehren. Hier aber fallen sogleich ihn neue Haufen wüthend an. Alle Elemente, Erde, Feuer und Wasser, versagen dem Empörer gegen die göttliche Ordnung und dem Verächter der Götter ihren Schutz. Sein Gefolge erkannte ihn nun als gebrandmarkt mit dem Fluch der Himmlischen und Unteren, und floh mit Entsetzen von ihm, das grause königliche Mord- und Leichenhaus verlassend. — Aus tausend Wunden bluttriefend schließen die zum Tod Ge-

ängstigten, von allen Menschen mit Abscheu verlassen, sich endlich in den höchsten und festesten Thurm des Schlosses ein, aber nicht lange, so erreichen sie hier auch ihre Verfolger. Und zuerst werden die beiden Söhne Lech und Popiel, Angesichts ihrer Eltern, dann die grausame schaamlose Königin, zuletzt Popiel selbst von den Mäusen elendiglich zerfleischt, getödtet, und dergestalt aufgezehrt, daß weder Knochen noch sonst die geringsten Ueberbleibsel von ihnen auf Erden zurückblieben. Dann aber verschwanden auch spurlos die furchtbaren Rächer.

So ward das schauderhafte Verbrechen gegen die Oheime an dem sündigen Thäter und seinem ganzen Geschlechte mit unerhörter Strafe gerochen und gesühnt. Die frommen Bewohner von Kruswice sammelten darauf die irdischen Ueberreste der Oheime, und bestatteten sie feierlich in einem Hügel.

Nach der ältesten Kunde, die wir von diesem schauerlichen Ereignisse in der polnischen Chronik des Martinus Gallus, welche mit dem Jahre 1109 schließt, und aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts herrührt, haben, lautet die Erzählung in einfacher Kürze also: „Es erzählen auch sehr alte Leute, daß Popiel, von der Herrschaft vertrieben, eine so große Verfolgung von Mäusen erlitt, daß er deßhalb von seinem Gefolge auf eine Insel gebracht wurde, und gegen jene Bestien, die ihm dahin nachgeschwommen, in einem hölzernen Thurme sich so lange vertheidigt habe, bis er, von Allen wegen des pestilenzialischen Geruchs der Masse getödteter Mäuse ver-

lassen, im schmählichsten Tode, zernagt von den Ungeheuern, seinen Geist aufgab.“

Schon im dreizehnten Jahrhundert aber (bei Kadlubek) hatte die Sage bedeutend an Umfang gewonnen, der später noch zunahm, ohne daß ihr Kern und Wesen jedoch dadurch eine Umwandlung erlitten hätte. Noch jetzt werden bei dem kleinen, — vielleicht kleinsten Städtchen Kruswice, denn es zählt jetzt nur ungefähr 300 Einwohner, — auf einem Hügel am westlichen Ufer des Goplosees die Ruinen eines achteckigen Thurmes von sehr alterthümlicher Bauart gezeigt, welcher nur unter dem Namen des Mäusethurmes, und als der Schauplatz des Unterganges von Popiel und seinem Geschlechte bekannt ist.

VIII.

P i a st.

Popiels Geschlecht war mit der Wurzel ausgerottet, wiederum das Land eines Königs ledig, wiederum die Sorge rege um einen neuen Führer des Volks. — Tief war das Vaterland durch die Verbrechen seines Fürsten gesunken, und Gegenstand des Hohnes und der Beraubung Seitens der Nachbaren geworden. Allgemeiner Abscheu herrschte gegen den ganzen Stamm des alten Königsgeschlechts, und dehnte sich auch auf die Kinder der umgebrachten Oheime aus. Diese benutzten die Gelegenheit, machten sich in den Besitzungen ihrer Väter unabhängig, und

wurden so, nicht zum Vortheil Polen's, aus alten Freunden erbitterte Feinde des einst gemeinsamen Vaterlandes, mit dem sie bald blutige Kriege führten. — Eine neue Fürstenwahl ward endlich beschlossen; die Edlen des Volks kamen bei der Stadt Kruswice zu dem Behufe zusammen; lange ward in der leider herkömmlichen Weise hin und her gestritten, bis nach vielem Gezänk die Erinnerung an ein Wunder den Ausschlag gab, das zwar schon vor mehreren Jahren geschehen, jedoch noch im frischen Andenken Aller war.

Es begab sich nämlich im Jahre 901, daß Popiel in seiner Königsburg zu Kruswice *) das Haarbeschneidungsfest seiner beiden Söhne nach heidnischer Sitte beging, und zu dem Festmahle viele Edle und Freunde eingeladen hatte. Nach dem verborgnen Rathschluß Gottes kamen auch dahin zwei Fremde, die aber nicht nur nicht zum Gastmahl eingeladen, sondern sogar bei ihrem Eintritt in die Stadt mit beleidigenden Schmähungen zurückgewiesen wurden. — Abgeschreckt durch solch ungastliches Benehmen der Bürger gingen sie in die Vorstadt zurück, und blieben zufällig vor der Hütte eines Bauern stehen, der dem Fürsten gehörte. Dieser von Theilnahme für die Fremden ergriffen, lud sie trotz seiner Armuth freundlich ein, und

*) Martin Gallus verlegt den Schauplatz nach Gnesen; Kadlubek bezeichnet ihn zwar nicht, nennt aber den Piast einen Einwohner von Kruswice, weßhalb er schon auch dahin das Ereigniß scheint gesetzt zu haben. Alle andere Jüngere nennen Kruswice, um sich jedoch mit Gallus zu vereinigen, machen sie Gnesen zum Geburtsort des Piast.

bot ihnen auf das Freigebigste an, was seine Armuth zu bieten vermochte. Dankbar nahmen sie seine Einladung an, traten in die Hütte, wurden von den Hausleuten herzlich umarmt, und gebeten, sich niederzulassen. — „Wohl — sprachen sie freuet Euch, daß wir zu Euch gekommen sind: denn unsere Ankunft wird Euch Glück bringen, und an euren Nachkommen werdet Ihr Freude und Ehre erleben." — Der Bauer hieß Piast, und war ein Sohn des Choszysko, und seine Frau ward Rzepica (nach Anderen Repta oder Repicza) genannt, beide weit bekannt und allgemein geliebt und geachtet wegen ihrer Arbeitsamkeit, Rechtlichkeit und Mildthätigkeit. Indem sie sich um die Gäste bemühen, und sich mit ihnen unterhalten, lernen sie deren ausgezeichnete Klugheit kennen, und beschließen unter Zuziehung ihres Rathes einen bisher geheim gehaltenen Plan auszuführen. Auf die Frage der Fremden, ob man ihnen nicht etwas zu trinken geben könne? antwortete der gastfreie Landmann: „Wohl, Ihr lieben Freunde, habe ich ein Fäßchen abgegohrnen Biers, das ich für das Haarbeschneidungsfest meines Sohnes eigentlich aufgespart hatte; aber was hilft die Kleinigkeit! Wenn's Euch beliebt, so trinkt es aus." Zu gleichem Zweck hatte er auch ein Ferkel gemästet, das bei der Gelegenheit von ihm mit den Freunden verzehrt werden sollte. Er säumt nicht, dasselbe zu schlachten, und seinen Gästen beides aufzutafeln, läßt sie am Tische Platz nehmen, und spricht: „Fehlt auch den Gerichten das süße Gewürz, so fehlt doch nicht die süße Würze der

Zuneigung.“ — Und sie antworteten ihm: „„„Deine Liebe giebt deinem Werke den rechten Werth; denn wieviel jemand erstrebt, soviel leistet er, und es kann nicht unschmackhaft sein, was durch das Salz der Liebe gewürzt, und mit dem Honig des Herzens beträufelt wird.““ — Und, o Wunder! Wie sie von dem Biere trinken, und von der Speise zulangen, so scheint sich der Vorrath nicht zu mindern, sondern zusehends zu vermehren; denn so wuchs die Fülle des Biers, daß alle vorräthigen Gefäße damit angefüllt wurden, sammt den leeren, die man aus der Hofburg eilig herbeiholte; und wie das Ferkel zerlegt wird, so werden damit wohl zehn Mulden angefüllt. Als dies Wunder Piast und Rzepica sahen, da ahnten sie, daß es ihrem Hause eine große Vorbedeutung sei. Schon dachten sie daran, den Fürsten und seine Gäste zu sich zu laden, aber sie wagten es nicht, ohne vorher die Fremden deßhalb befragt zu haben. Diese stimmen ihrer Absicht bei; der König, die Königin, und der ganze Hof sammt allen Gästen würdigen den ärmlichen Bauer ihres Besuchs und der Theilnahme an seinem Gastgebote. Die Fülle des Getränks und der Speisen läßt nicht nach, ungeachtet der großen Zahl der Anwesenden. Nach diesem wundersamen Festmahle aber schoren die beiden sonderbaren Fremden dem Knaben des Piast das Haar, und gaben ihm mit Hindeutung auf seine große Zukunft den Namen Ziemowit. Unvergeßlich war dieses Ereigniß dem Volke, und nachdem letzteres vom Christenthume erleuchtet worden war, glaubte es fest, daß die beiden Fremden Engel oder

heilige Märtyrer gewesen seien; auch sollen sie **auf die** Frage des Piast: wer sie seyen und wie sie hießen? sich ihm als die **Märtyrer Johannes** und **Paulus** zu erkennen gegeben haben.

Es war also, wie gesagt, dies wunderbare Begebniß noch in frischem Angedenken des zur Königswahl bei Kruswice versammelten Volks, und es kann daher nicht befremden, daß, zumal als bei dem verlängerten Streite über die Krönung des neuen Gebieters die Lebensmittel, und besonders das Getränk anfingen auszugehn, die Aufmerksamkeit auf den Mann gelenkt wurde, dessen Haus von den Göttern selbst in so erstaunlicher Weise war geseegnet worden. Auch will man unter den Versammelten wieder jene beiden seltsamen Fremden bemerkt haben. Man begab sich daher, mehr von Durst als von Hunger getrieben, zum Hause des Piast, und auf den Rath der beiden Fremden gab er ein kleines Gefäß von dem Wunderbier, das er bei dem Haarbeschneidungsfest seines Sohnes Ziemowit erspart und bei Seite gelegt hatte, gern der großen Versammlung preis; und siehe, aus dem kleinen unscheinlichen Gefäße schänkte er fort und fort *) nicht blos bis zur Sättigung, nein, sogar bis zum Ueberfluß eine solche Fülle des köstlichsten Getränkes, daß es ihnen auf's Neue als ein großes Wunder, und Piast als ein heiliger von den Göttern vorzüglich begnadeter Mann erschien, der allein nur der Krone des Reichs würdig sei.

*) Die schlechte Wiederholung dieses Wunders giebt nur Dlugosz. Einfacher und gewiß richtiger ist die ältere Tradition.

Am andern Tage erschienen sie daher völlig einig vor seinem Hause, und trugen ihm einstimmig die Herrschaft an. Der bescheidne Mann erschrak darüber nicht wenig, und je lebhafter sie in ihn drangen, die Wahl anzunehmen, desto hartnäckiger lehnte er sie ab, und würde auch fest bei seinem Entschlusse beharrt haben, wenn nicht die beiden wunderbaren Gäste ihn bewogen hätten, sich nicht länger dem allgemeinen Beschlusse zu widersetzen. So mehr überredet, als aus eigner Ueberzeugung, mehr gezwungen als freiwillig, ward er unter dem lautesten Jubelgeschrei der Edlen und des Volks aus seiner niedren ländlichen Hütte mit seinem Weibe und seinem Sohne in den königlichen Pallast geführt. Dennoch ging er in seiner Bauerntracht und in Bastschuhen dahin, und legte im Schlosse erst den königlichen Schmuck an, befahl aber, die Bastschuhe sorgfältig in dem königlichen Schatze aufzubewahren, damit sie seinen Nachkommen zur Mahnung dienen möchten: wie er von niedrigster Herkunft zu der höchsten Ehre gelangt, und wie sie vor allem vor Hochmuth und Ueberschreitung der Schranken der Gerechtigkeit und Mäßigung sich zu bewahren hätten.

Piast erweckte den Funken des Ruhmes der Polen wieder unter der Asche. Mit ihm begann eine neue Fürstenreihe, deren Größe um so erhabner, je unansehnlicher ihr Ursprung war, und welche, viele Jahrhunderte im Reiche blühend, fruchtbar und seegenreich fortgewirkt hat. Unter Piasts weiser Regierung herrschte innre Ruhe; er hielt die Feinde im Zaume, und säuberte das Land von

Räubern. Aus der Anarchie ging Ordnung, aus der Ohnmacht hohe Stärke, aus der Raserei des Wahnsinns erleuchtete Weisheit hervor. — Um das Andenken an den grausamen Popiel zu vertilgen, verlegte er seine Residenz von Kruswice wieder nach Gnesen, das auch sein Geburtsort gewesen sein soll. Das Eine nur gelang ihm nicht, die abtrünnigen Söhne der Oheime Popiels, die sich Pommerns, Kassubens, Meklenburgs, und Brandenburgs bemächtigt hatten, wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen; vielmehr blieben diese stammverwandten Völker fortan böswillige Feinde, die oft das Vaterland furchtbar verheerten.

Seltsam, daß die Sage, die nun schon der historischen Zeit Polens ganz nahe gerückt ist, noch so wesentlich in ihren verschiedenen Ueberlieferungen abweicht. Denn nach dem ältesten Zeugniß wurde nicht Piast, sondern dessen Sohn Ziemowit, der durch alle Jünglingstugenden sich auszeichnete, wegen seines, nicht der Seinigen Verdienst, zuerst zum Kriegsführer erwählt, und dann mit der königlichen Würde geschmückt. Nach den jüngeren Zeugnissen erreichte aber der zum Fürsten gewählte Piast das hohe Alter von einhundert und zwanzig Jahren, und bei seinem Tode ward nach dem einstimmigen Willen des Adels und Volks sein einziger Sohn Ziemowit zum Herzog erkoren und eingesetzt. (Da die Geschichte den Mieczyslaw nur als Herzog vorfand, so mußte die Sage sich natürlich bequemen, das frühere Königthum auf ein Herzogthum herabzusetzen). Denn schon bei Lebzeiten des

Vaters hatte er sich in Krieg und Frieden durch Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnet. Unempfindlich gegen Frost und Hitze, unermüdlich in Anstrengungen, mäßig in Speise und Trank, freigebig, einfach, streng und gütig, versprach er dem Reiche eine glückliche Zukunft, und erfüllte in der That alle Hoffnungen, die von ihm geheegt wurden. Besonders ließ er es sich angelegen sein, die innere Verwaltung, sowohl im Heere, als in der Rechtspflege und anderen bürgerlichen Sachen zu ordnen.

IX.

Mieczyslaw.

Ziemowit starb nach einer glücklichen seegenreichen Regierung zu Gnesen, und die Krone ward auf seinen Sohn Leszek im Jahre 932 übertragen. Er zeigte seiner Ahnen sich würdig, wenngleich er weniger zum Kriege geneigt war, als sie. Nach mehreren Jahren seiner Regierung ward ihm zur allgemeinen Freude der Unterthanen ein Sohn geboren, welcher den Namen Zemomysl erhielt, und gleichfalls vortrefflich an Körper und Geist gedieh, und den Ruhm der Tugend, Tapferkeit und Weisheit mit Recht davon trug. Er bestieg nach Leszeks Tode den väterlichen Thron, aber zu seinem tiefen Bedauern blieb seine Gemahlin mehrere Jahre kinderlos. Endlich ward sie geseegnet, doch wehe, der Tag so hoher Freude ward auch zugleich zu einem Tage tiefer Trauer. Denn das Kind,

das sie der Welt gab, ward blind geboren, und die Kümmerniß über dieses Unglück steigerte sich noch bei den liebenden Eltern dadurch, daß ihnen auch ferner keine Kinder mehr geschenkt wurden.

Ungeachtet der Sohn zu ewiger Blindheit verurtheilt schien, ließ der Vater, der ein Gott wohlgefälliges Leben führte, dennoch ihm eine äußerst sorgfältige Erziehung geben. — So erreichte der Knabe das siebente Jahr, und der Herzog ordnete ein großes Fest zu seiner Haarbeschneidung an, wobei er den Namen Mieszko erhielt, mit Beziehung darauf, daß er seit seiner Geburt wegen seines anscheinlich unheilbaren Uebels seinen Eltern so viel Betrübniß, wenn auch ohne seine Schuld verursacht hatte.

Während nun der ganze Hof und die Vornehmsten des Volks mit vielen Gästen bei dem Festmahl sitzen, und die lauteste Fröhlichkeit in dem Schlosse herrschte, zog jedoch der Fürst sich von dem Jubel zurück, und blieb theilnahmlos, indem er, des Unglücks seines Kindes gedenkend, aus tiefster Brust seufzte. — Da erscholl plötzlich die wunderbare Kunde: der blinde Knabe sei sehend geworden. Unglaublich erschien es dem Vater, bis die Mutter selbst von der Tafel aufstand, zu dem Kinde hinging, und die Wahrheit der Nachricht dadurch bestätigte, daß sie den Knaben in den Saal führte. Unermeßlich war die Freude bei allen Anwesenden, als er die, welche er nie gesehen hatte, an der Stimme wieder erkannte: als er selbst die Wohlthat des Augenlichts fühlte, und sich in Freudenbezeigungen gegen die Eltern erging. Eine tiefe fromme

Rührung ergriff die Mutter, ein heiliger Ernst den Vater, und mit den ältesten und vertrautesten Räthen trat er zusammen, um zu erwägen, was das Wunder zu bedeuten habe? Sie erklärten es dahin, daß bisher auch das Polenreich gewissermaßen in Nacht und Blindheit befangen gewesen, daß Mieszkó aber von den Göttern bestimmt sei, es zu erleuchten, und zu einem Glanze empor zu führen, womit es alle andre Nationen überstrahlen werde. — Damals mochte solche Deutung wohl zulässig scheinen; die Folgezeit aber lehrte bald die richtigere Deutung, und bewährte die erstere in einer vollkomneren Weise, als diese ursprünglich gemeint war.

Bei dem im Jahre 963 erfolgten Ableben des Zemomysl wurde Mieszko nach so wunderbarem Vorgange ohne Widerspruch zum Herzog der Polen ausgerufen. Nicht schien in den ersten Jahren seiner Regierung von der Vorsehung die Verkündigung erfüllt werden zu wollen, die das Haupt des siebenjährigen Knaben schon mit dem Schimmer der Glorie umgab; denn unglücklich war er in seinem ersten Kriegszuge gegen den deutschen Heerführer Gero, welcher die Slawen in Pommern und Polen angegriffen hatte, und auf's Haupt schlug. Dabei, meldet die Sage, liebte der junge Fürst, wenn er im Uebrigen auch die väterlichen Tugenden bewahrte, doch mehr als billig die Sinnenlust: denn er hielt sich sieben Kebsweiber; aber — und darin mochte ein Wink des Himmels erkannt werden — es gelang ihm zu seiner großen Betrübniß nicht einen Erben zu erzielen. Die Gefahr, mit welcher er sein

Reich von der wachsenden Kraft des deutschen Kaisers bedroht sah, trieb ihn an, sich näher dem Böhmenherzog Boleslaw, der sich in ähnlich bedrohter Lage befand, anzuschließen; die nahe Stammverwandtschaft ihrer Völker half das Freundschaftsbündniß der beiden Slawenherzöge befestigen. Im Jahre 965 bewarb sich Mieszko um die Hand der Dubrawka, der Tochter des Herzogs Boleslaw, welche lateinisch Bona, d. h. die Gute genannt ward, und nicht blos dem Worte nach, sondern auch in der That diesen Namen führte.

Dubrawka war dem Christenglauben eifrig zugethan; mochte Anfangs ihr Herz und ihre Seele sich auch sträuben, die Hand einem heidnischen Manne hinzugeben, in dem Wunsche ihres Vaters erkannte sie den höheren Wink des Vaters im Himmel, der zu Großem und Herrlichem sie zu berufen schien. Mit glänzender Pracht und großem Gefolge zog die Prinzessin in Gnesen ein, und das Vermählungsfest ward in demselben Jahre 965 noch gefeiert. Tief aber bekümmerte sie es, den Gemahl in den Irrthümern des heidnischen Götzendienstes verstrickt zu sehn; nicht blos hatte er schon seine Kebsweiber vor der Vermählung entlassen müssen: rastlos arbeitete sie auch mit geängstigtem Gemüth, sich mit ihm im Glauben zu vereinigen, und vor den Gefahren des ewigen Verderbens seine Seele zu bewahren. Sie unternahm daher das Werk seiner Bekehrung; der wahre Glaube lieh ihren Worten die siegende Kraft, und schon im folgenden Jahre hatte sie die himmlische Freude, daß Mieszko sich zu den Lehren Christi bekannte,

und er sich entschloß, den heidnischen Irrthümern zu entsagen, und in die Gemeinschaft der christlichen Kirche einzutreten. Er versprach für sich und sein Volk die Annahme der Taufe. — Die Vornehmsten des Volks wurden zu dem großen Akte nach Gnesen beschieden, und hier empfing mit ihnen der Herzog das heilige Sakrament, bei welchem er den früheren Namen Mieszko ablegend, den neuen Namen Mieszyslaw empfing; und auch seine Schwester wurde getauft, und erhielt den Namen Adelheid. Dann aber wurde des Herzogs Ehebund mit Dubrawka auf's Neue christlich eingeseegnet.

Nun aber ward erst erfüllt, was dem siebenjährigen Knaben bei seinem Haarbeschneidungsfest verkündigt ward: nun erst war es gestattet, das damalige Wunder nach der Wahrheit zu deuten. Denn bis dahin schmachtete Polen noch in der Nacht des Heidenthums; bis dahin war das Auge Mieszko's dem himmlischen Lichte der göttlichen Wahrheit verschlossen: nun aber öffnete es sich dem ewigen Lichte; das Eis des Unglaubens schmolz, und des Polenvolkes wilde Rebe ging in den wahren Weinstock des Lebens über, und es ward dem Tode der Ungläubigkeit entrissen. „So machte — sagt Martinus Gallus — nach billiger Ordnung der allmächtige Gott den Mieszko zuerst leiblich sehend, dann geistig, damit er durch das Sichtbare zum Unsichtbaren hindurchdringe, und aus der Kenntniß der Schöpfung die Allmacht des Schöpfers erkenne."

Mehrere Tage dauerten die prächtigen Feste zur Feier der Taufe und der wiederholten Vermählung, und vom

Herzoge reich beschenkt ziehn die Getauften und Gäste in ihre Heimath zurück. Sogleich aber beginnt auch Mieczyslaw, von warmem Eifer für die neue Lehre erfüllt, dieselbe kräftig zu befestigen, gründet die Metropolitankirchen Gnesen und Cracau und außerdem noch sieben Bisthümer und viele Kirchen und Klöster, dotirte sie reich mit Gütern, Einkünften, Zehnten und Kirchengeräth; und der Adel stand nicht an, dem Beispiel ihres Fürsten in gleichen seegensvollen Werken thätig zu folgen. Nicht genug aber, den neuen Bau zu gründen, und zu befestigen, es kam auch darauf an, in gleicher Weise das alte verdammliche Heidenthum auszurotten. Deßhalb wurden nach einem strengen, in Einverständniß mit den Großen des Reichs und Edlen des Landes vom Herzog erlaßnen Befehl, die heidnischen Idole zerbrochen, und die Bilder der alten Götter und ihre Tempel den Flammen überliefert. Wer jene noch fortan verehrte, sollte am Leben und Gut gestraft werden.

Der Herzog machte mit der Ausführung dieses Befehls in Gnesen selbst den Anfang. Wir erinnern uns, daß, als Lech, der Stammvater der Polen, zum ersten Male nach der Gegend kam, wo nachmals Gnesen von ihm gegründet ward, er ein Schloß auf dem Lechberge, und dabei zugleich einen Tempel erbaute, worin er Götzenbilder nach dem Wahnglauben der Heiden aufrichtete. Dieser Tempel war ein rohes kunstloses Bauwerk *), jener

*) Monumenta eccles. metropol. Gnesnensis, per Martin. Siemienski, praelat, custod. ejusd. eccles. Im Auszuge wiedergedruckt, Posnaniae, 1823.

rohen Zeit entsprechend, aus unbehauenen Feldsteinen von sehr geringem Umfange, nur sechsunddreißig Ellen lang und zwölf Ellen breit, nicht nach architektonischer Regel mit Loth und Waage, sondern so nachlässig gemauert, daß die Umfassungsmauern dicker waren als die Fundamente. Mieczyslaw begann den Vertilgungskampf gegen die alten Götter damit, daß er ihre Bilder aus diesem Gebäude herausriß, und in den nahen See Swiente (jetzt moorige Gärten an der Posener Vorstadt) versenken und den alten Tempel zerstören ließ; dagegen baute er an dessen Stelle eine Kirche zur Ehre des Christengottes, und weihte sie dem heiligen Märtyrer George. Diese, von dem hohen Alter dem Untergange nahe gebracht, wurde im Jahre 1782 wieder hergestellt, doch so, daß noch die Spur des alten Umfangs zu bemerken ist, indem sie auf den alten Fundamenten, ohne daß diese ausgegraben oder verringert worden wären, auferbaut worden ist.

Im übrigen Reiche aber ging das Vertilgungswerk nicht so schnell von statten. Denn da fast in allen Städten und Dörfern dergleichen Bilder der Götter und Göttinnen standen, auch wohl an manchen Orten sich Widerspruch gegen der herzoglichen Befehl zeigte, indem das Volk nicht so bereitwillig dem alten Glauben entsagen mochte, so ward als letzter Zeitpunkt der vollständigen Ausführung der siebente März festgesetzt, an welchem Tage dann in ganz Polen alle Götzenbilder, nicht ohne Wehklagen Vieler, welche nur aus Furcht dem Herzog gehorsamten, vernichtet wurden. Und mit solcher Strenge

ward auf die Gebote der neuen Lehre gehalten, daß, wer ertappt ward, in der Fastenzeit Fleisch gegessen zu haben, dem die Zähne ausgebrochen wurden. „So — sagt Dietmar von Merseburg — ward das in diesen Gegenden neu verkündigte göttliche Gesetz durch solche äußere Gewalt besser, als durch die von den Bischöfen angeordneten Fasten und sonstige Bußübungen gefestiget.“ —

Von dieser Götzenzerstörung schreibt sich die Sitte her, welche hier und da sich noch bis auf unsre Zeiten in Polen erhalten hat, daß um die genannte Jahreszeit das Volk sich festlich versammelt, in jubelnder Prozession groteske Strohpuppen, wunderlich ausgeschmückt, durch die Straßen der Dörfer trägt und sie dann in einen See oder Sumpf wirft. — Wogegen ein anderes Volksfest, das im funfzehnten Jahrhundert noch ziemlich allgemein, und zwar um die Pfingstenzeit begangen ward, und wobei das Volk unter Musik, ausgelaßnen Tänzen, und unsittlichen Gesängen Tag und Nacht schwärmend, gar tollen Unfug trieb, mit ähnlichen Festen aus der Heidenzeit zusammenhängen soll, und Stado genannt ward, d. h. Heerde, oder Koppel, weil die Bevölkerung der ganzen Gegend in großen Schaaren dazu zusammenströmte *).

---

*) Dlugosz, histor. Polon. ed Lipsiae. I. p. 38.

X.

Schlußbetrachtung.

Ueberblicken wir die Sage in ihrem ganzen Umfange, und berücksichtigen dabei das Alter der Zeugen, welche sie uns am vollständigsten überliefert haben, so ist es zunächst auffällig, daß, je älter diese Zeugen sind, desto weniger weit sie die Sage in die Vorzeit zurückführen.

Martinus Gallus, der seine Chronik Polens etwa um das Jahr 1112 schrieb, führt sie nur bis auf Piast, kennt jedoch die Tradition von Popiels schmählichem Untergang durch die Mäuse noch aus den Erzählungen sehr alter Leute.

Kadlubek, 1207 zum Bischof von Krakau ernannt, und den 8. März 1223 gestorben, mithin um ein Jahrhundert jünger als Martin Gallus, geht in seiner polnischen Geschichte dagegen schon bis auf Crac zurück.

Die noch jüngeren polnischen Historiker, Boguchwal, der 1253 starb, Dlugosz, u. A. m. führen sie aber bis auf den Lech und noch weiter darüber hinaus, ja, wie wir gesehen haben, sogar bis zur Sündfluth. Je jünger aber die Zeugen sind, desto verdächtiger sind ihre Berichte, und desto weniger Vertrauen verdienen sie, wenn sie nicht zugleich bei andern Gelegenheiten sich als solche zeigen, welche mit einem sorgfältigen Quellenstudium gewissenhaften kritischen Sinn verbinden. Diese letztere Eigenschaft leidet bei Boguchwal schon manche gerechte Anfechtung, dem Dlugosz aber ist sie, der eben so leichtfertig

häufig mit der Geschichte umging, wie er pomphaft die Sage ausschmückte, und nie in Verlegenheit ist, die Lücken der Geschichte, mit mehr oder minderm Geschick, durch eigne Erfindungen, auszufüllen, entschieden abzusprechen.

Merkwürdig korrespondirt der Inhalt und Karakter der eben erwähnten Sagenabschnitte mit jenen auf einander folgenden Berichten; je älter der Bericht, mithin je näher er der vorhistorischen Zeit, und der Wiege der Tradition ist, ein desto nationaleres Gepräge trägt er, worin die beste Bürgschaft seiner Echtheit und Lauterkeit liegt. Ohne uns für jetzt jedoch auf eine vollständige Kritik der Sage einzulassen, wollen wir uns vielmehr hier nur darauf beschränken, die charakteristischen Grundzüge der Sage im Allgemeinen näher anzudeuten, welche zugleich die Basen einer solchen Kritik abgeben möchten.

Während Jahrhunderte lang schon die polnischen Völker den Namen Lechiten führten, wußte man noch nichts von Lech. Böhmische Schriftsteller erwähnen ihn zuerst als einen Bruder des Czech, und die polnischen Chronisten befestigten den Glauben des Vols an ihn, weil damit der Drang jedes Volks, so wie des einzelnen Menschen befriedigt ward, seinen Stammvater kennen zu lernen. Hierin, aber unsers Erachtens auch nur hierin beruht die nationale Bedeutung der Sage vom Lech. Gleichviel ob er nur aus der Phantasie eines Gelehrten des dreizehnten Jahrhunderts, oder des Volks, als Kind älterer Tradition entsprungen ist, der Volksglaube entschied sich für seine Existenz, und hält, ja sogar die Ueberzeugung vieler Ge-

lehrten, noch daran fest, und dies genügt für die Gewißheit der Sage, wenn auch nicht der Geschichte.

Ganz unabhängig vom Lech tritt die Sage vom Crac und der Wanda auf, und wer möchte hier die genauste Familienähnlichkeit mit der böhmischen Sage von Croc und der Libussa leugnen können? Wir wollen keineswegs behaupten, daß Kadlubek sie erfunden habe, wollen auch nicht gradehin bestreiten, daß ältere Vandalische Völker und deren Erinnerungen ohne Einfluß auf die Bildung der Sage gewesen, und Naturbeziehungen auf ihre Gestaltung mitgewirkt haben; bedenken wir aber, welch bedeutendes böhmisches Element schon durch Mieczyslaws Vermählung mit der böhmischen Fürstentochter Dubrawka in das polnische Leben übergehn mußte: wie die nahen Beziehungen Boleslaws Chrobry zu Böhmen, und die Stellung beider Völker, dem deutschen Reiche gegenüber, dies stammverwandte Element nähren mußte, und weiß man aus Beispielen andrer Nationen, wie leicht Stammsagen von einer auf eine andere, zumal stammverwandte Nation übertragen wurden, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß, vielleicht schon im zehnten Jahrhundert, eine ähnliche Uebertragung auch hier stattgefunden habe, die Dlugosz sehr geschickt dadurch erklärt, daß er den Crac auch zum Beherrscher von Böhmen, und die Libussa zur Schwester der Wanda macht, und daß dabei die übertragene mit einer ältern Localsage sich verschmolz in einer Zeit, wo Cracau schon zu Polen gehörte. Auf das Vorhandensein einer älteren einfacheren Localsage deutet, daß Wanda dem

Weichselstrome ihren Namen gegeben, wie das Wasser noch heute im Litauischen wandù heißt, und das, nach Röpells (Geschichte Polens, S. 67, I.) Vermuthung der Name Crac wohl sprachlich mit dem Namen der Chrobaten, Karpathen (der höchste Gipfel der Karpathen heißt Karpak), zusammenhänge: also Vanda, der Strom ist die Tochter des Crac, des Berges. — Erscheint in der Lechsage die nationale Bedeutung noch ziemlich abstract, so gewinnt die Sage von Crac und Vanda durch ihre Localisirung, wo die Weichsel, die Stadt Cracau, deren Name sogar, wie Kadlubek als die Ansicht Einiger bemerkt, von dem Krächzen der Krähen und Raben herrühren soll, die sich versammelten, um den Leichnam des ungeheuren Drachen zu verzehren, der Berg Wawel mit seinen Höhlen, und der Berg Mogila, als redende Zeugen noch dazustehn schienen, konkretere Bedeutung und individuelleres Leben, wenngleich wir darin echtpolnisches Blut nicht zu erkennen vermögen. Von Bedeutung ist, daß nach Kadlubek Crac am Fuß der Karpathen wohnte, und „ohnlängst aus Karinthien zurückgekehrt war.“

Jene erwähnte böhmische Familienähnlichkeit waltet selbst zwischen dem ersten Böhmenfürsten Premysl und dem polnischen Namensverwandten Przemysl fort, indem beide aus niedrem Stande zum Throne gelangen, und beide sich durch List, der Böhme gegen die Amazone Wlasta, der Pole gegen die Böhmen und Mähren, den Sieg der Herrschaft erringen.

Mit Leszek II. aber beginnt, schon durch die Art seiner Wahl durch ein Wettrennen, die einem kriegerischen halbnomadischem Volke ganz gemäß ist, die Sage eine reinere polnische Farbe anzunehmen, welcher im weiteren Verlauf jede fremdartige Beimischung schwindet, und die aus dem innersten Karakter des Volks herausgebildet ist. — Jene einzelnen abgerißnen unter sich zusammenhanglosen Geschichten sind ohne Kunst und ziemlich gewaltsam durch die beim Tode Lechs, der Wanda und des Przemysl jedes Mal entstehende Noth über die Wahl eines neuen Königs, zu einem Ganzen mehr zusammengelöthet, als organisch verbunden, und bezeugen auch damit ihre ursprüngliche Fremdartigkeit und Getrenntheit. Eben diese Art ihrer Verbindung ist aber echt nationell, und darin besonders beruht das Recht, diese anscheinlich fremden Kinder, wenn auch nicht als eigengeborne, dennoch als vollständig adoptirte Kinder des polnischen Volks gelten zu lassen. Es offenbart sich darin das Ringen des Volks nach einem geregelten staatlichen Zustande, und der Kampf der unbedingten Freiheit des Einzelnen mit der Nothwendigkeit, sich einem Oberhaupte, als Lenker der Gesammtheit des Volks, unterzuordnen. Diese Idee liegt in der böhmischen Fassung der ähnlichen Sage in keiner Weise; sie ist der polnischen Fassung der Tradition ganz eigenthümlich. In diesem Wechsel zwischen Anarchie und Monarchie, diesem Kampf zwischen der absoluten Freiheit der Einzelnen und der einigen Herrschergewalt des Fürsten offenbart sich eine welthistorische Vorahnung des künftigen Schicksals Polens,

welche von jenen alten Chronisten durch ihre Darstellung unbewußt ebenso ausgesprochen ward, wie die Ursache zu jenem Wechsel und Kampf tief von Anbeginn im Volkskarakter begründet gefunden wird, — eine Vorahnung, die durch die Geschichte im Lauf der Jahrhunderte nur zu sehr bestätigt worden ist. Denn die Freiheit gleicht den Arzneimitteln, welche, in rechtem Maas gereicht, heilvolle Gesundheit, aber in Unmaas genossen, Tod und Verderben erzeugen.

Die Sage von Leszek II. bis Popiel einschließlich zeigt uns wundersam die Kehrseite der eben angedeuteten Idee jener Sagen von Lech bis Przemysl. In letzteren trat immer ein Fürst als Bändiger der Willkühr und Beendiger alles Elends wieder an die Spitze des Volks, und führte das Schiff aus dem Sturme in den Hafen der Ruhe und des Glücks. Die erstere aber zeigt dagegen, wie die Herrschergewalt, forterbend im Geschlechte, von dem Vortrefflichsten endlich zum Verworfensten gelangt, und das Volk nicht minder in den Abgrund maaslosen Elends hingestürzt wird; — und unbewußt scheint die Sage fast das nachmalige Wahlreich rechtfertigen zu wollen. Nicht leicht wird bei irgend einem andern Volke eine Sage gefunden die in ihrer Totalität in der nachmaligen Geschichte des Volks so treu sich abspiegelt.

Noch ein andres nationales Element drückt sich aber in diesem Abschnitt der Sage aus. Es ist das Bewußtsein der ursprünglichen Einheit aller Slavenstämme von der Elbe bis gen Rußland und von den Quellen der Weichsel

bis zur Ostsee, was auch in der Sage von Lech, und dem Zuge eines Theils seines Heeres nach der Ostsee sich andeutet. Die spätere Zeit kannte factisch nur die Getrenntheit dieser Stämme an der Ostsee, Havel und Elbe von dem eigentlichen Polen, nicht mehr ihre Vereinigung unter einem Herrscher; daher die Theilung des Reichs durch Leszek II. unter seine zwanzig Söhne; und wohl nicht zufällig stimmt die bekannte Nachricht von einigen zwanzig Slawenstämmen bei Helmold mit der Zahl der Söhne Leszeks in der Sage zusammen; merkwürdig steht damit Fredegar in Einklang, der gleichfalls dem Samo zweiundzwanzig Söhne zuschreibt. Die jüngere Zeit findet die ehemaligen Stammverwandten zu wildester Feindschaft entflammt, in ewigen Verheerungskriegen gegen einander begriffen. Wie anders war jene Trennung möglich, als durch die größte scheußlichste Gewaltthat, durch das schauderhafteste Verbrechen, das jemals die Welt sah. Popiel führte es aus, und sein Name bezeichnet Einen, der sengt und brennt, einen Zerstörer, ja den Bösen selbst.

In jenen obenbezeichneten beiden Hauptabschnitten schien die Sage sich in den Extremen erschöpft zu haben. Aber mit Piast beginnt ihr eine neue Periode wunderbarer Entwickelung; indem sie der Geschichte näher tritt, durchleuchtet auch schon wie ein dämmerndes Morgenroth in dem Wunder beim Haarbeschneidungsfest Ziemowits das Christenthum die heidnische Sagen. Glänzender bricht sein Strahl herein bei dem Wunder der Heilung Mieczyslaws von seiner Blindheit, und mit Mieczyslaw selbst wirft die

Sage ihr Zaubergewand ab, und tritt als Geschichte in das Völkerleben des christlichen Europa's. —

Glänzend, mächtig, großartig war das erste Auftreten Polens als geordneten christlichen Staates in der Geschichte. Ungeheuer war der Umschwung aller Verhältnisse unter der Regierung Mieczyslaws; die alte heidnische Welt brach zusammen, und eine neue gestaltete sich wunderbar und gewaltig, das erste noch unbesiegte Jünglingsheldenalter der Nation. — Von dem christlichen Abendlande, dem Träger der neuen Weltbildung abgeschlossen, auf sich selbst und auf den Verkehr mit Nachbaren beschränkt, die in denselben oder doch sehr ähnlichen Lebensverhältnissen sich befanden, hatte die Nation sich bisher in dem engen Kreise der Bildung ihres Stammes allein bewegt. Jetzt war ihr zum ersten Male ein Volk sie bedrängend und besiegend zur Seite getreten, welches, verschiedenes Stammes, bereits zu einem mannigfach gegliederten Staatsorganismus gekommen war, dessen Entwikkelung gerade damals in jeder Beziehung den lebendigsten Aufschwung nahm, dessen Stellung zu den übrigen Völkern des Abendlandes die glänzendste war. Zu gleicher Zeit hatte eine Kirche in ihrer eignen Mitte festen Fuß gefaßt, welche, im Besitz höherer Bildung, und eines glänzenden Cultus, Alles, was der Nation bisher heilig gewesen war, als unheilig verwarf, den vielen zum Theil sinnlichen Göttern einen einzigen übersinnlichen Gott entgegensetzte, und den Glauben an diesen in Uebereinstim-

mung mit dem Fürsten selbst mit Gewalt erzwang*). Auf Mieczyslaw folgte Boleslaw, der polnische Alexander, der nach Innen den Bau vollendete, wozu sein Vater die Fundamente gelegt hatte, der nach Außen ihn erweiterte in einem Umfange, wie jener kaum zu ahnen vermochte. — „Wer — so ruft der alte Martinus Gallus aus — wer könnte seine tapfren Thaten und Heereszüge gegen die Völker ringsherum würdig erzählen, oder gar sie in Denkschriften niederlegen? Denn hat er nicht Böhmen und Mähren unterjocht, in Prag den Herzogssitz eingenommen, und durch seine Statthalter ihn besetzt? Hat er nicht so oft die Ungarn im Kampf überwunden? ihr ganzes Land bis zur Donau seinem Reiche einverleibt? die ungebändigten Sachsen mit Heldenkraft gebeugt, und inmitten ihres Landes im Saalestrom die eiserne Grenzsäule Polens aufgerichtet? Was wäre noch von seinen Siegen über die heidnischen Völker zu sagen, und wie wären sie alle namentlich aufzuführen!" — Boleslaw nahm den neuen Apostel des Christenthums, den heiligen Adalbert auf, und rüstete ihn aus zu seinem Bekehrungswerk; durch seine Verherrlichung im Königssitz zu Gnesen befestigte er immer umfassender die neue Lehre; ihn machte die dankbare Nachwelt zum Gründer fast aller nachher sich bestimmter entwickelnden Staatseinrichtungen. — „Als Boleslaw starb — sagt Martin Gallus — da wandelte Polens goldnes Zeitalter sich in das bleierne; Polen, vormals eine Königin, in Gold strahlend, mit Edelsteinen gekrönt, saß nun im Staube, gehüllt in das Wittwenkleid. Da tönte die Zither

*) Röpell. Geschichte Polens, I. S. 103.

nur Klagen, da wandelte der Jubel sich in dumpfes Sinnen, die Freude sich in Seufzer. Kein Wunder, daß ein ganzes Jahr lang in Polen kein Festmahl öffentlich begangen ward, kein Edelmann, keine Edelfrau sich mit Feierkleidern schmückte, kein Jauchzen, kein froher Saitenklang in den Schänken gehört ward, kein Kinderlied, kein Laut der Freude auf den Gassen und Märkten erscholl! Friede und Freude, und die Fülle der Dinge schien zugleich von Polen gewichen zu sein.“ —

Es sei uns gestattet, mit dem Trauerliede zu schließen, das der Chronist, der jener Zeit nach so nahe stand, bei Boleslaws Tode seiner Geschichte einfügt, und das, abgesehn von dem historischen Interesse, das es gewährt, zugleich eines der ältesten Beispiele der lateinischen weltlichen Reimpoesie in Polen sein dürfte, wie überhaupt die Sprache in seiner ganzen Chronik mit Poesie und Prosa wunderbar ringt.

Klagegesang

des

Martinus Gallus

auf

den Tod des Königs

Boleslaw Chrobry.

Omnis aetas, omnis sexus, omnis ordo currite!
Bolezlavi regis funus condolentes cernite,
Atque mortem tanti viri simul mecum plangite.

Eheu, Eheu, Bolezlave! ubi tua gloria?
Ubi virtus? ubi decus? ubi rerum copia?
Satis restat ab plorandum; Vae mihi Polonia!

Sustentate me cadentem prae dolore comites,
Viduato mihi, quaeso, condolete milites.
Desolati respondete Eheu nobis hospites!

Quantus dolor, quantus luctus erat pontificibus!
Nullus vigor, nullus fensus, nulla mens in ducibus;
Eheu, Eheu capellanis, Eheu sibi omnibus!

Vos, qui torques portabatis in signum militie,
Et qui vestes mutabatis regales cottidie,
Simul omnes resonate, Vae, Vae nobis hodie!

Vos motronae, quae coronas gestabatis aureas,
Et quae vestes habebatis totas aurifriseas,
His exute vestiatis lugubres et laneas!

Auf und lauf' ein jedes Alter und Geschlecht, das ganze Reich,
Schau des Königs Boleslaus Todtenfeier schmerzensbleich,
Und den Tod so großes Mannes klage mit mir es zugleich.

Wehe, wehe, Boleslaus, wo ist deines Ruhmes Macht?
Wo die Tapferkeit und Ehre? Wo nun deines Reichthums Pracht?
Thränen nur sind uns verblieben.— Wehe, Polen sank in Nacht.

Ueberwältigt von dem Schmerze, Grafen, richtet mich empor!
Mich den ganz Verwaisten, fleh' ich, tröste Du, o Kriegerchor:
Ihr verlaßnen Fremden, hüllet Euch mit uns in Trauerflor.

Welch ein Schmerz und welch ein Klagen, wehe, scholl aus Bischofsmund;
Kraft und Fassung schwand den Fürsten und des Muthes Ankergrund.
Weh Euch Kapellanen; Allen, Allen ward das Wehe kund.

Ihr, die Halsgeschmeide als des Kriegerstandes Zeichen tragt,
Ihr, die königliche Kleider täglich wechselnd um Euch schlagt;
An dem heut'gen Tag erhebt Euch allesammt und weheklagt!

Frauen, Ihr, die goldnen Kronen schmiegtet um das Lockenhaar,
Die Ihr Festgewande truget, goldbefranzet ganz und gar,
Legt sie ab, und nur in wollnen Trauerkleidern tretet dar.

Eheu, Eheu, Bolezlave, cur nos pater deseris?
Deus talem virum usquam mori cur permiseris?
Cur non prius nobis unam simul mortem dederis?

Tota terra desolatur, tali rege vidua,
Sicut suo possessore facta domus vacua,
Tua morte lugens, moerens, mutans et ambigua.

Tanti viri funus mecum omnis homo recole!
Dives, pauper, miles, clerus, insuper agricule,
Latinorum et Slavorum quotquot estis incole!

Et tu lector, bonae mentis haec quicunque legeris,
Quaeso, motus pietate, lacrimas effunderis,
Multum eris inhumanus, nisi mecum fleveris. —

Warum hast Du, Boleslaus, uns verlassen, Vaterhaupt?
Gott, warum zu sterben jemals solchem Manne doch erlaubt?
Warum früher nicht auf einmal auch das Leben uns geraubt?

Solches Königes beraubt, ach, ist verwaist das ganze Land,
Oede, wie ein Haus, von dem sich abzog des Besitzers Hand,
Deinen Tod bejammernd, wankend, nah an der Verzweiflung Rand.

Solches Mannes Leichenfeier feire mit mir jedermann,
Reich und Arm, und Krieger, Priester, minder nicht der Bauersmann,
Der Lateiner wie der Slawe, Alle, jeder Unterthan!

Und Du Leser männiglich, der wohlgesinnet dieses liest,
Und von Mitgefühl durchdrungen nicht dem Schmerze sich verschließt:
Menschlich Fühlen ist Dir fremd, wenn keine Zähre Dir entfließt. —

Der heilige Stanislaus.

Als Boleslaw Chrobry, der Große, auf dem Todbette lag, rief er — wie Martinus Gallus erzählt — in düstrer Vorahnung der nach seinem Hingang drohenden innern Zwietracht und des Verfalls seines mächtig aufgerichteten Reichs aus: „O daß doch, ihr Brüder, die ich sorglich wie eine Mutter ihre Söhne gepflegt habe, in Glück für Euch ausschlagen möchte, was ich, jetzt mit dem Tode ringend, entstehn sehe! O daß doch diejenigen, welche das Feuer des Aufruhrs anfachen, Gott und Menschen fürchten möchten! — Wehe, wehe, schon sehe ich, wie in einem Zauberspiegel, das königliche Geschlecht vertrieben und umirrend, und jammernd den Feinden zu Füßen liegen, denen ich meinen Fuß auf den Nacken gesetzt habe. — Aber ich sehe auch im Weiten aus meinem Blut den glänzenden Karfunkel hervorgehn, der, geheftet an den Griff meines Schwerdtes, mit seinem Glanze wieder ganz Polen wird aufleuchten lassen.“ — Dem Sterbenden ist der Herr nahe, und Wahrheit wohnt auf seinen

Lippen. Nur zu bald erfüllte sich die trübe Ahnung. Mieczyslaw II., mit einer Gewaltthat, wie sein größerer Vater, die Krone im Jahre 1025 an sich reißend, fand sich kurz darauf in blutigen Bruderkampf verwickelt; die Böhmen, Ungarn, Russen und Pommern erhoben sich kühn, nachdem der Koloß gesunken, der sie bis dahin niedergehalten hatte. Die Slawakei, Mähren, die tscherwenischen Städte, die slawisch-deutschen Landschaften, alle Eroberungen Boleslaws gingen wieder verloren. Der unglückliche Fürst starb 1034; seine Wittwe Richeza, sein Sohn Kazimierz wurden aus dem Reiche vertrieben; in schrankenloser Willkühr erhoben sich die mächtigeren Geschlechter, verjagten die schwächeren von ihrem Besitz, oder machten sie sich zinsbar, geriethen dann untereinander in zahlreiche Fehden, und geboten, soweit ihre Macht reichte. Dagegen standen wieder die Kmeten, die Leibeigenen, auf; von der Erinnerung an die alte Freiheit belebt, durch den gegenwärtigen Druck gereizt oder zur Verzweiflung getrieben, rotteten sie sich in Haufen zusammen, erschlugen oder knechteten die Herren, und nahmen deren Weiber und Güter für sich selbst in Besitz. Zugleich erfolgte ein fast allgemeiner Abfall vom christlichen Glauben. Jetzt, da kein Fürst sich der noch jungen, nur mit Gewalt, nicht durch Lehre gegründeten Kirche annahm, traten die Anhänger des Heidenthums frei hervor, und fanden einen in der Nation weit verbreiteten Anhang. Die Güter und Reichthümer der Geistlichkeit erschienen als eine lockende Beute; die Last der Zehnten und anderer geist-

licher Abgaben, und die Strenge, mit welcher Fürst und Geistlichkeit die Haltung der den Sitten des Volks fremden christlichen Gebote zu erzwingen gesucht hatten, reizten zur Abwerfung auch dieses Drucks. Bischöfe und Priester wurden vertrieben, erschlagen oder gesteinigt, Klöster und Gotteshäuser verbrannt, die Kirchenschätze geplündert. Alle unterdrückten Elemente des frühern Volkslebens rangen von Neuem zur Herrschaft sich empor: die alte Volksfreiheit gegen die Fürstengewalt, die Kmeten gegen die Szlachta, das Heidenthum gegen das Christenthum. Herzog Bretislaw von Böhmen durchzog verheerend Polen, und raubte — so sagen die Böhmen — freventlich die Gebeine des Heiligen Adalbert aus Gnesens Kathedrale. Polen ward durch innere Zerrüttung und Verheerung der auswärtigen Feinde zur Wüste. Wer dem Schwerdt entkommen war, flüchtete nach Mazowien über die Weichsel. Die Städte standen verödet, und in der Kirche des Heiligen Adalbert und Apostels Petrus schlugen die Thiere des Waldes ihr Lager auf. —

Das war die Zeit, von welcher der alte Chronist sagte: „Polens goldnes Zeitalter wandelte sich in das bleierne;" bis endlich Kazimierz, im Jahre 1039 mit deutscher Hülfe in sein Reich wieder eingesetzt, bis zu seinem Tode 1058 rastlos arbeitete, Christenthum, Staat und Thron wieder zu befestigen. — Das war die Zeit, in der unter dem Sturz eines großen Volks, unter den brechenden Säulen der Kirche ein Mann geboren ward, der groß an Geist, größer an Tugend und Christusglauben, vor

Vielen berufen war, Zeugniß zu geben für beide und gegen die Sünde der Menschen.*)

Im Dorfe Szczepanowo (B.) oder auch Stephanowo (A.) genannt, sieben Meilen von Cracau und zwei Meilen von Bochnia, wo die großen Steinsalzgruben sind, lebte ein angesehener Edelmann, Namens Wielislaus, mit seiner Gemahlin Bogna fromm und in Wohlstand. Das Glück ihrer Ehe trübte es jedoch, daß sie nicht mit Nachkommenschaft geseegnet ward, und die Gatten gelobten daher Gott, daß, wenn ihnen ein Kind geschenkt würde, es dem geistlichen Stande sollte gewidmet werden. Dennoch blieben ihre Wünsche fast noch dreißig Jahre unerfüllt, und schon fürchteten sie, daß der Herr ihr Gelübde nicht annehmen wolle, ungeachtet sie in ihrem Wohnorte eine hölzerne Kirche zur Ehre der Heiligen Maria Magdalena gegründet hatten (die aber schon zur Zeit des Bischofs

*) Als Hauptquellen, die der Kürze halber im Text mit Buchstaben bezeichnet sind, haben wir vorzugsweise benutzt:

A. *Vita Sancti Stanislai*, abgedruckt hinter Bandtkje Ausgabe des Martinus Gallus, Warschau, 1824; nach Lelewel von einem gewissen Bruder Vincent erst um 1260 verfaßt, indeß mit Unrecht; der Verfasser nennt 1230 als nostra tempora, und nuper.

B. *Synopsis vitae Sti. Stanislai*, ex antiquo Ms. in den Actis Sanctorum, Antwerpen 1680, T. II., Maji, p. 200 sq.

C. Das Leben des Heiligen, von Dlugosz, ebendas. S. 205 sq.

D. Die bekannten Historiker bis zu Dlugosz, Historia Polon., andrer minder reichhaltiger Quellen nicht zu gedenken.

Ivo von Cracau, der um 1229 starb, wieder einstürzte, A.)
Doch siehe, endlich genas am 26. Juli des Jahres 1030
die schon gealterte Frau Bogna, als sie eben auf einem
Gange unter den Eichen, bei einem Brunnen, nicht weit
von ihrem Hause begriffen war, um die Mittagsstunde,
unter Gottes freiem Himmel, ohne Hebeamme, schmerzlos
vor und nachher, des schönsten Knäbleins, das sie froh
nach Hause trug (C.) und das in der erwähnten Kirche
auf den Namen Stanislaus getauft ward.

Der heranwachsende Knabe ward in der Furcht Gottes
von den frommen Eltern erzogen. Keuschen und züchtigen
Sinnes prägte jedes Gute, wie weichem Wachs, seinem
milden Gemüthe sich tief ein; seine früh sich entwickelnden
Fähigkeiten wurden durch Fleiß, Aufmerksamkeit und Lernbegierde
gefördert; die Reinheit seiner Sitten, seine Bescheidenheit
und sein liebevolles und anmuthiges Wesen
gewannen ihm die Herzen Aller. Die Rohheit und die
Frevel des Volks, welche seine erste Jugend umgaben,
mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, daß schon
früh mit erhöhter Gluth die Flamme in seinem Herzen
entbrannte, die nachmals sein Leben verklärte, und daß er
um so tiefer und heiliger die christlichen Lehren in sich
aufnahm, je verabscheuungswürdiger er Sünde und heidnische
Greuel um sich her walten sah.

Mit der Rückkehr Kazimierz's begann indeß allmälig
wieder Zucht und Ordnung in Polen einzutreten, und die
Eltern säumten nicht, ihren talentvollen Sohn nach Gnesen,
dem Sitze des Reichs und der wieder aufblühenden

Wissenschaften, dem Gelübde gemäß, zu seiner ferneren Ausbildung zum Geistlichen zu senden. Aber schon auf dem Wege dahin, bei dem ersten Austritt aus der Stille des väterlichen Hauses, sollte er die erste Prüfung bestehen, und die Rohheit der Welt erfahren. Denn als er nach dem Orte Borowno gekommen, begab er sich in das für die dortigen Edelleute eingerichtete Bad, um — wie er sauber im Aeußern sich hielt — vom Staube der Reise sich zu reinigen. Die Edelleute aber kamen dazu, ließen ihn heftig an, daß er ohne Erlaubniß gewagt habe, hier einzutreten, schlugen mit Knütteln auf seinen entblößten Körper, und trieben ihn ohne Schaam hinaus. Ohne Murren und Klagen trug der Jüngling die rohe Unbill, ging auf ein nahgelegenes Feld, wo er sich ankleidete und ein wenig ruhete, und an einem Steine, der noch heutiges Tages gezeigt wird, betete er, auf die Kniee hingeworfen, um Vergebung für Jene, die ihm solch Unrecht angethan. — Gott aber zeigte durch ein Wunder seinen Zorn über die Mißhandlung, strafte die Edelleute und ihre Nachkommenschaft durch große Geschwüre an den Schienbeinen, und verurtheilte das Feld, wo sein Knecht gebetet hatte, zur ewigen Unfruchtbarkeit, daß fürder kein Halm darauf gedieh. Das Feld hieß seitdem und heißt noch heute Popowa-gora, d. h. Priesterberg (C.).

Rüstig schritt Stanislaus in seiner Ausbildung fort. Bald genügte ihm die Schule zu Gnesen nicht mehr, und wohlvorbereitet begab er sich nach der damals berühmtesten Pflanzschule der Gelehrsamkeit, auf die Universität zu

Paris, wo er nun mit größtem Eifer besonders Theologie und kanonisches Recht sieben Jahre lang studierte. Aber er verschmähte es, die Doctorwürde zu erlangen, zog es vielmehr vor, lieber doctus als Doctor zu heißen (C.), und ging nach beendigten Studien mit einer nicht unansehnlichen Bibliothek zur Heimath zurück, wo er alsbald durch den Ruf seiner Kenntnisse, und durch die hohe Bildung, welche er in der Unterhaltung zeigte, die Aufmerksamkeit des Bischofs von Cracau, Lambert, auch Zula genannt, auf sich zog. Dieser nahm ihn zu sich, ertheilte ihm die geistliche Weihe, machte ihn zum Priester, dann zum Kanonikus und ersten Probst zu Cracau. Stanislaus erschien unter den Kanonicen, wie ein Stern mitten im Nebel, und leuchtete mit besonderem Glanze ihnen allen vor. Seiner edlen Geburt und seiner geistlichen Würde gab der Umfang seiner Gelehrsamkeit und die Tüchtigkeit seiner Gesinnung ein erhöhtes Ansehn.

Im Jahre 1058 hatte der älteste Sohn Kazimierz's, Boleslaw II., den väterlichen Thron bestiegen. Er besaß eine große Tapferkeit, die ihm den Zunamen Smiały, d. h. des Kühnen, erwarb, und überhaupt alle Vorzüge und Fehler eines Ehrgeizigen. Seine Freigebigkeit ging oft bis zur unmäßigsten Verschwendung, und Widerspruch oder Widersetzlichkeit erregte in ihm einen heftigen Zorn, der nicht selten mit der blindesten Wuth ausbrach. Seine ganze Regierung war fast ein fortwährender Krieg. Schon im Jahre seiner Thronbesteigung kämpfte er mit den Pommern, nicht eben glücklich, setzte darauf 1061 den vertrie-

benen Herzog Bela auf den Thron von Ungarn, schlug sich im folgenden Jahre mit den Böhmen, dann wieder siegreich mit den Ungarn. — Kein Wunder, daß die Sitten des Volks verwilderten, und die Lehren der Schrift verhallten unter dem Getöse der Waffen; und Boleslaw, ein Mann der Gewalt, kümmerte sich wenig um das Friedenswerk der Kirche. Wohl aber wußte er, wie sie ihn argwöhnisch und mißtrauisch beobachte, und ihn als einen der Sünde Verfallenen betrachte, was einen heimlichen Groll gegen sie und ihre Diener in ihm nährte; und wie dem Lasterhaften am meisten der Tugendhafte widerwärtig ist, so blickte Boleslaw auch gar scheel und zornig auf den frommen Wandel des Stanislaus, an den seinen Grimm auszulassen, er bald Gelegenheit fand.

Vorzüglich verabscheute der gerechte Mann eine Art von Raub, die um so verdammlicher war, als sie unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit verübt ward. Es waren dies die sogenannten Colloquia, d. h. öffentliche Gerichtstage, an denen der König selbst zu Gericht saß, und die wandernd von ihm im Lande an vorherbestimmten Orten abgehalten wurden. Aber der Gerichtssitz ward nicht in Städten oder Dörfern, sondern auf dem Felde oder auf Wiesen, wo Wald und Wasser nahe war, unter Zelten oder Bäumen aufgeschlagen. Und weil der König nicht bloß mit großem Gefolge, sondern auch eine große Menge Volks, um Recht zu nehmen, zusammenströmte, wurden solche Orte gewählt, wo es an Nahrung, Weide und Holz nicht fehlte. Wenn nun aber von den Trabanten des Königs und dem

zahlreichen Adelsschwarm, der ihn zu begleiten pflegte, sammt dessen übermüthiger Dienerschaft, die fettesten Wiesen und reichsten Erndten abgeweidet, die Hofzäune verbrannt, und die Gärten geplündert wurden — ja, da fand die Klage darüber kein Gehör; das nannte der König mit seinem Hofe „das gemeine Landrecht in Veranlassung der allgemeinen Rechtspflege (jus terrae commune in praejudicium universalis justitiae. A. C.)“ — Diese Sitte herrschte noch im dreizehnten Jahrhundert, kam dann aber allmälig ab. — Oft und streng eiferte Stanislaus dagegen; bald sollte er selbst ein solches Gericht erleiden.

Stanislaus hatte entweder für sich (A.) oder, was gleichgültig, für seine Kirche (B.), von einem gewissen Edelmanne, Namens Peter, für eine Summe Geldes ein Landgut Piotrawin, am Ufer der Weichsel im Lubliner Gebiet belegen, erkauft. Bevor jedoch über das Geschäft ein öffentliches Document aufgenommen worden (B.), verstarb Peter, und ward bei der Kirche jenes Orts, die dem Apostel Thomas geweiht war (C.), begraben. Mehrere Jahre schon war Stanislaus im ruhigen ungestörten Besitz des Guts, als die Brüder oder Verwandten des Verstorbenen (es sollen drei Neffen desselben, Namens Jacob, Peter und Julislaw gewesen sein (C.), anfingen, dasselbe als ihr Erbe vom Besitzer zurückzufordern. Da dieser ihren Anspruch mit Fug bestritt, so brachten sie ihre Klage vor den König. Dieser beschied Stanislaus zu dem großen Kolloquium nach Solecz, einem Orte am linken Ufer der Weichsel, nicht weit von Piotrawin, mit

dem Befehl, aus dem Besitze zu weichen, wenn er nicht seinen Verkäufer gestelle, oder den Kaufkontract vorlege, oder glaubwürdige Zeugen über das Geschäft zur Stelle bringe. Wollte Stanislaus nicht um sein Recht betrogen werden, so durfte er den Tag nicht versäumen; denn der Urtelsspruch des Königs war heilig, hatte Gesetzes Kraft, und keine Appellation fand dagegen statt. Er erschien daher, und konnte, da sein Verkäufer schon vor drei Jahren verstorben, und eine öffentliche Urkunde nicht aufgenommen war, sich zum Erweise seines Rechtes nur auf Zeugen berufen. Diese aber, den Zorn des Königs gegen Stanislaus kennend (sein nahe belegenes Besitzthum wird von dem königlichen Trosse eben nicht geschont worden sein), kamen aus Furcht vor dem Tyrannen nicht zum Gerichtstage, indem sie nicht wagten, das Zeugniß der Wahrheit gemäß abzulegen. So von menschlicher Hülfe verlassen, wandte der Mann Gottes sich an den himmlichen Richter, um sein gerechtes Kirchengut nicht einzubüßen, und also sprach er zu dem Könige, und seinen Beisitzern: „O würdiger König, und billige Richter, Fürsten Polens; wenn auf Erden die Wahrheit nicht gefunden wird, wenn keine Hülfe, kein Schutz bei den Lebendigen, keine Gerechtigkeit bei den Söhnen der Menschen ist, so nehme ich zu dem Allgerechten im Himmel meine Zuflucht, und rufe mir die Todten zu Zeugen! Vergönnt mir drei Tage Frist, und lebend werde ich den vor Euch führen, der mir das Gut verkauft hat, damit er bezeuge, wem das Erbe gebührt.“ — Einige wunderten sich ob solches vermessenen

Wortes; Andere hielten es für eine Rede des Wahnsinns; der König betrachtete ihn mit stolzem Hohn. Jedoch ward die Frist ihm bewilligt. Da sprach Stanislaus zu den Seinigen: „Brüder und Genossen! wachen, fasten und beten wir, und wenn wir Glauben haben nur so groß wie ein Senfkorn, wie im Evangelio der Herr spricht, so werden wir erreichen, was wir flehen. Bitten wir daher gläubig, flehen wir inbrünstig, ringen wir beharrlich, daß unser Gebet erhört werde." —

Zwei Tage lang fastet und betet er mit brünstigstem Vertrauen; mit dem Anbruch des dritten Tages betritt er im geistlichen Festgewande die Kirche zu Piotrawin, und nach gehaltenem Amte schreitet er aus der Kirchpforte, zum nahen Grabe Peters, läßt die Erde davon hinwegnehmen, die Gruft öffnen, und mit gebeugten Knieen unter rinnenden Thränen, fleht er zum Herrn: „Erbarme Dich, allmächtiger Gott, Herrscher über die Lebendigen und die Todten, vertheidige Deine Sache, und führe Dein Gericht zum Siege, weil die Wahrheit gekürzt wird von den Söhnen der Menschen. Rufe vom Tode zum Leben Deinen Diener Peter, ihn erweckend vom Staube, daß er Zeugniß der Wahrheit gebe, Du, der Du den Lazarus, da er vier Tage lang todt war, wieder erweckt hast, auf daß er verherrliche und preise Deinen Namen in alle Ewigkeit." — Alle Anwesende sprachen Amen. Stanislaus trat hin zum Sarge, berührte den Leichnam, und sprach still: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, stehe auf Peter, der Du schläfst,

und erhebe Dich von den Todten; erhebe und gestelle Dich, öffentlich Zeugniß für das Recht und die Wahrheit abzulegen; damit das Vertrauen der Gläubigen wachse; damit der Mund der Widersacher verstumme!" Und — staunet Christen! — der Todte richtet sich auf, reicht Stanislaus die Hand, wiederbelebt hilft dieser ihm aus dem Grabe, führt ihn vor den König und das Gericht und sagt: „Hier, siehe, ist jener Peter, dessen Versicherung der lebenden Stimme Euch mehr gelten muß, als alle Urkunden und Zeugen. Befragt ihn selbst, der jenes Gut mir verkauft, und den Preis dafür empfangen hat. Wohl bekannt ist Euch seine Person, die hier durch die Kraft Gottes Euch wieder vor Augen gestellt ist. Nicht wähnt, er sei ein Gespenst, weil ein Geist nicht Knochen und Fleisch hat, wie Ihr an diesem sehet." —

Der König bebt in Schauder, der ganze Gerichtshof staunt ob der Neuheit des Wunders, Alle starren den Wiedererweckten entsetzt an, denn Viele noch kannten ihn, und waren bei seinem Begräbniß vor drei Jahren zugegen gewesen, den sie diesseits wieder zu sehen nimmer hoffen durften. Jedem erstirbt das Wort auf der Lippe, bis der von den Todten Erweckte selbst mit hohler Grabesstimme begann: „Ja ich bin's, bin jener Peter, der der Wahrheit Zeugniß ablegen wird. Hieher komme ich aus dem Sitze der Ruhe. Diesem habe ich mein Landgut gegen gerechten Kaufpreis überlassen und übergeben." — Dann ermahnte er seine Verwandten, daß sie den frommen Mann ferner nicht mit ihren ungerechten Ansprüchen verfolgen,

daß sie ihr Unrecht bereuen und abbüßen sollten, wenn sie nicht den ewigen Qualen verfallen wollten; jene aber, die bestochen, oder aus Gunst, Furcht oder Haß von dem Zeugniß sich zurückgezogen hatten, bedrohte er, daß, wenn sie nicht Buße thäten für ihr Vergehen, sie der ewigen Wahrheit, die da thronet im Himmel, beraubt sein würden. — Der König und die Beisitzer, mit sträubendem Haar, mit zermalmtem Herzen, gaben auf solch Zeugniß dem Stanislaus die Palme des Sieges, und erkannten ihm sein volles Recht zu. —

Nachdem so diese Streitsache beendigt war, fragte Stanislaus seinen Gewährsmann: ob vielleicht der Buße halber er sein Leben verlängert wünsche? Was jener aber ablehnte, da er schon den größern Theil der Strafen im Fegefeuer abgebüßt habe, und nicht wieder in die Stürme und Gefahren der Welt und der Sünde geworfen sein wolle; vielmehr vertraue er, daß er von den noch übrigen Strafen durch die Gebete des Begnadeten des Herrn werde entbunden werden. So führte denn der Diener Gottes seinen Zeugen zur Stätte seiner Ruhe zurück; und so wie dieser sich in den Sarg gelegt hatte, wich auch das Leben von ihm. Wieder ward der Grabhügel gehäuft, Stanislaus las eine Messe an der Stätte, und kehrte dann mit seinem Gefolge heim.

Viele der ehemaligen Bekannten Peters befragten ihn über die Dinge aus jener Welt, er jedoch antwortete ihnen nichts, als: „Ihr habt Mosen und die Propheten! Nicht um das Evangelium zu predigen, sondern zu zeugen

bin ich gesandt." — Die Nachbarvölker aber vernahmen von dem Ereigniß und freuten sich dessen, weil der Herr sein Erbarmen damit bewährt, und dankten Gott dafür, der solche Gewalt den Menschen geliehen. Dieses Wunder befestigte vorzüglich die Polen im rechten Glauben, welche seit sieben Jahren stark von den russischen Irrthümern (d. h. der griechischen Kirche) angesteckt waren (B.).

Allerdings war der König von diesem Vorfall sehr betreten und erschreckt, mäßigte sich eine Zeitlang in seinen Handlungen, und ließ den frommen Stanislaus in Frieden, so daß es den Anschein gewann, als hätte das Wunder wohlthätig auf seine Besserung gewirkt; bald aber verschwanden diese hoffnungsreichen Spuren wieder unter neuem Kriegslärm. — Drei Plane waren es vornehmlich, welche die ehrgeizige Seele des Königs fortwährend gefesselt hielten, einmal: das seinen Eltern geschehene Unrecht gegen den Adel zu rächen, der jene aus dem Reich vertrieben hatte; sodann: die Grenzen des Reichs, wie sein Vater es besessen, wieder herzustellen; und drittens: alle die Länder, welche seinen Vorfahren einst tributbar gewesen waren, wieder zu unterjochen. — Hierzu fand sich bald der erwünschteste Vorwand.

Isäslaw, der Großfürst von Kiew, dessen Gemahlin die Tante Boleslaws, und dessen Schwester Boleslaws Mutter war, wurde von den Petschenegen aus seinem Reiche vertrieben, floh nach Polen, und Wseslaw, der Fürst von Polock, bestieg seinen Thron. Mit Freuden ergriff der kriegslustige Polenfürst die Gelegenheit zu neuen

Heereszügen, und brach im Jahre 1069 mit einem Heere gegen Kiew auf. Wseslaw floh, ohne eine Schlacht zu wagen, in sein Erbfürstenthum nach Polock, die Kiewer aber wandten sich um Unterstützung an die Brüder des Großfürsten. Auf deren Rath, nicht mit den fremden Hülfstruppen gegen Kiew vorzurücken, sandte der letztere auch wirklich seinen Sohn Mstislaw mit einer geringen Schaar voraus, ließ den Bürgern der Stadt Verzeihung alles Vorgefallenen angeloben, und erhielt solchergestalt für den Sohn Aufnahme in Kiew. Kaum aber wußte sich Mstislaw hier im sicheren Besitz, als er gegen die Theilnehmer des früheren Aufstandes zu wüthen begann, Einzelne gefangen setzte, und Andere blendete: während der Vater mit den Polen herbeizog, und mit diesen gleichfalls in Kiew einrückte. Vor Allen fühlten sich nun die letzteren als Sieger. Der glorreiche Feldzug des großen Ahnen Boleslaw Chrobry vom Jahre 1018 hatte sich wiederholt. Kiew, eine Stadt mit vierhundert Kirchen und acht Marktplätzen, reich und blühend durch ausgedehnten Handel, bot alle Ueppigkeiten des Lebens dar, die mit gierigen Zügen die wilden Kriegerschaaren nicht minder wie ihr in Leidenschaft tobender Fürst bis auf die Hefe genossen. Fast ein volles Jahr, vom 2. Mai 1069 bis zum März 1070, schwelgten sie in den ausgelassensten Lüsten, und fröhnten ungezügelt jeglicher Begier; mit Uebermuth ließ der Pole dem Großfürsten es fühlen, daß er nur durch seinen Beistand die Herrschaft wieder gewonnen habe, und der Druck der Gäste lastete härter auf dem

Nacken der Russen, als selbst das Joch der Feinde. — Endlich war das Maas erfüllt, die Russen erhoben sich im offenen Aufstande, und erschlugen viele Polen einzeln in ihren Quartieren, so daß sich Boleslaw endlich mit seinem der Zucht und Ordnung fast gänzlich entwöhnten Heere zum Rückzug genöthigt sah. Kaum heimgekehrt aber, entflammte sich der Kampf mit den Böhmen wieder, und dann mit dem deutschen Kaiser Heinrich IV. Es war kein Ziel der Stürme und des Blutvergießens abzusehen.

Um diese Zeit, im Jahre 1071 (C.) oder 1072 (A.)*), starb im hohen Alter der Bischof von Cracau Lambert, oder Zula, und vom heiligen Kollegio ward, nicht ohne Einfluß des allgemeinen Volkswunsches, derjenige auf den erledigten Bischofssitz erhoben, den die göttliche Vorsehung als ein Gefäß des Heils und als eine Leuchte aller Tugend besonders schien bezeichnet und gesandt zu haben.

Nun eröffnete sich für Stanislaus Thätigkeit ein Feld, dessen ganzen Umfang er, wie die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe, die ihm geworden war, vollkommen erkannte. Wie er mit unablässiger Strenge an seiner eigenen Heiligung arbeitete, so wachte er auch über die Sittenreinheit seiner Geistlichkeit, ermahnte die Lässigen, zügelte die Ausschweifenden, jagte rücksichtslos die Unverbesserlichen aus Amt und Würden. Er konnte nicht dulden, daß diejenigen, welche die heiligen Gefäße und Kleider trugen,

*) Nach Kromer sogar erst 1075, im Widerspruch mit den ältesten Quellen.

mit Schuld und sündigen Lüsten befleckt seien, wenn die Lehre des Heils im Volke Wurzel fassen sollte. Denn das Wort der Liebe und des Glaubens muß aus reinem Munde kommen, wenn es wieder Liebe und Glauben wirken soll, und das Wort wird entweiht, wenn der Diener des Worts geunehrt ist. Streng und gerecht, wie er war, nahm er doch mild und freudig die reuigen Sünder auf, predigte viel und eindringlich die Lehren, die er aus den heiligen Quellen geschöpft hatte, besuchte fleißig die Parochianen, und nahm sich der Seelsorge mit unermüdlichem Eifer an. — Gastfrei war sein Haus; jedem gebildeten und wohlgesinnten Manne stand seine Tafel offen, doch fern war ihr schwelgerischer Ueberfluß; in den nächtlichen Sauf- und Freßgelagen sah er nur fortlebendes heidnisches Unwesen; dagegen aber haßte und verfolgte er auch den Geiz, wohl wissend, daß dem Geizigen alles, selbst seine Seele, feil ist. Rein hielt er sein Gewissen, wie sein äußeres Leben, und das war sein Anker im Sturme des Lebens diesseits, und sein Halt für das Leben jenseits.

Beleidigungen zu verzeihen, ward schon dem Jüngling nicht schwer; und dem blieb er auch fürder trotz seinem hohen Range getreu. Einst begab sich der Bischof nach Brzesznicza, einem Orte seiner Diöcese, etwa fünf Meilen nördlich von Cracau, am linken Ufer der Warthe, um die dasige Kirche zu weihen. Aber der Edelmann daselbst, ein wilder Mensch, wies ihn sehr ungastlich zurück, und jagte ihn und sein Gefolge mit Schlägen aus dem

Dorfe hinaus, so daß er nach einem benachbarten Orte Pustynia (Busenie?) flüchten mußte. Hier brachte der fromme Mann mit seinen Priestern und Freunden die Nacht mit Fasten und Beten auf einer Wiese unter freiem Himmel zu, und sprach: „Wenn, o Herr, ich bin verhindert worden, an dem bestimmten Orte die Weihe zu ertheilen, so mache Du mit Deinem Seegen den Ort reich, wo ich stehe.“ — Seitdem ward jene Wiese die Heilige Wiese genannt. Am andern Tage kam Johannes von Brzesznicza mit seinem Schwarme in großer Reue zu Stanislaus, der ihm sein grobes Unrecht gern vergab, zurück nach jenem Orte ging, und nun die Kirche weihte, wobei er jedoch nicht das geringste Zeichen geschehener Beleidigung zeigte, sondern nur in Worten der Liebe sprach. — Nachmals zeichnete sich jene Wiese durch viele Wunder bei Anrufung des Namens Stanislaus aus, und erhielt noch erhöhtes Ansehn, als Zbignew Olesnicki *) dort eine Kirche zur Ehre des Märtyrers erbaute, zu welcher alljährlich an dem Feste des Heiligen viel Volks zusammenströmte (C.).

Dennoch giebt der eben erzählte Zug unchristlicher Rohheit nur ein sehr schwaches Bild des religiösen und sittlichen Zustandes des Volks. Es entartete ebenso daheim, wie seine Krieger in Kiew, welche die dort angenommenen Laster mit in das Vaterland zurückbrachten. Schon ging

*) Er ward 1423 zum Bischof von Cracau ernannt, erhielt 1429 den Kardinalstitel und starb 1455.

es in das siebente Jahr, daß der König selten im Vaterlande, vielmehr fast fortwährend in den Feldlagern und in Kämpfen mit den Feinden verweilte. Indem die Edlen Polens auswärts in den Kriegszügen sich herumtummelten, saßen ihre Frauen, Schwestern und Töchter daheim vereinsamt, und hofften umsonst auf ihre Rückkehr, auf die Freuden des ehelichen Zusammenlebens oder auf frohe Vermählung. Sie hörten, wie jener Gatte gestorben, jener Jüngling im Kampfe gefallen, wie andre ihre Liebe schmutzig an Unwürdige vergeudet, und so warfen diese gleichsam aus Rache sich ihren Leibeigenen in die Arme; jene, durch Gewalt bezwungen, oder durch Schmeicheleien verlockt, wurden des Gewandes der Zucht entkleidet. Es nahmen die Leibeigenen und Verbrecher Gut, Haus und Lager der Herren und abwesenden Gebieter in Besitz, richteten Burgen auf, und kündigten den Heimkehrenden den Kampf an. Die Edlen aber, bei der Kunde von diesem Allem, von der Entehrung und Beraubung daheim, verließen, von Wuth, die Schmach zu rächen, entbrannt, in großer Zahl, sogar gegen des Königs Befehl, das Heer, kamen eilig und unerwartet in die Heimath zurück, und es entspann sich der grausamste, blutigste Volkskrieg, bis die Leibeigenen überwunden, die Weiber gestraft, die Verführer vertilgt waren, oder der Durst der Rache im eignen Blut erkalten mußte. Jede Bande der Natur schien gelöst, jede Wuth entfesselt, die ganze Hölle losgelassen. Man erzählt (D.) von einer edlen Frau, Margaretha, Gemahlin des Grafen Nikolaus von Zemboczyn, einem

Orte, nahe bei Proszowice, die, nicht angesteckt von dem Gift der allgemeinen Lasterhaftigkeit, womit andere Frauen befleckt waren, die Reinheit ihrer Zucht bewahren wollte, daß sie, um der Entehrung durch schändliche Verfolger zu entgehen, während ihr Gatte im Felde war, mit ihren zwei Schwestern sich in einem vermauerten Schlupfwinkel der Kirche von Zemboczyn einschloß, und ihre Nahrung durch einen herabgelassenen Strick sich reichen ließ. —

Den allgemeinen Gräueln aber folgte das Strafgericht nicht weniger gräuelvoll. Mit der Wuth eines wilden Tiegers kehrte bald darauf Boleslaw in das Vaterland zurück, und ließ nun den Ingrimm an den Adligen aus, welchen er, schon lange gegen sie Rache brütend, gehegt hatte. Er gab vor, nicht ihre eigne Schmach rächten sie, sondern verfolgten im Volke die königliche Majestät. „Der Glanz des Fürsten — sprach er — liegt in der Menge des Volks; wird dieses vernichtet, was ist es anders, als die Schmach des Königs?“ — Auch sprach er es offen aus, verheirathete Männer gefielen ihm nicht; wem der Weiber Sache mehr als die des Königs am Herzen liege, der könne nicht zugleich seinem und ihrem Willen dienen. Er klagte: er sei nicht allein von ihnen verlassen, sondern geradezu den Feinden ausgesetzt worden. Deßhalb schreibt er eine Versammlung des ganzen Reichs aus, verurtheilt die Angesehenen, vorzüglich diejenigen, welche zur Vertreibung seiner Eltern aus dem Reiche mitgewirkt hatten, zum Tode, macht sich mit List an diejenigen, welche er öffentlich zu verderben scheut, und verfolgt selbst die

Frauen, welche von ihren Männern waren geschont worden, mit solcher Grausamkeit, daß er zum Beispiel junge Hunde statt der Säuglinge ihnen an die Brust legen ließ; und viele tödtete er durch Hunger und Schwerdt, die selbst der Scythe und Heide verschont haben würde (A.). Für sich aber hielt er jedes Gelüst für erlaubt, und sprach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn.

Ein gewisser Mscislaw von Bozemno hatte ein ausgezeichnet schönes und tugendhaftes Weib, Namens Christina. Ihr edler Ruf drang auch bis zu den Ohren Boleslaws, der sich daher zu ihr begab, und alle Lockungen und Drohungen, jedoch vergebens, versuchte, sie zu gewinnen. Endlich, erboßt über den Widerstand der trefflichen Frau, schickt er eine bewaffnete Schaar ab, die sie mit Gewalt aus ihrem Schlosse raubt und zum König führt, der sie nun zu seiner Beischläferin erniedrigt. Indeß offenbarten sich die Gerichte Gottes an den Früchten dieses sündigen Umganges; denn alle hieraus entsprossenen Kinder wurden im mannbaren Alter von einem Zittern aller Glieder befallen, hatten alle eine scheuslich mißgebildete Nase, und verfielen endlich in Geistesschwäche und Wahnsinn, was sich bis auf die spätesten Geschlechter in ihren Familien forterbte (C.). — Wer kann die Gräuel alle melden, das vergossene Blut, den Schmerz, den Jammer Polens! Boleslaw war die Quelle von dem Allem, ein Mann, den man wegen seiner Verschwendung den Freigebigen, und wegen seiner Tollkühnheit den Kriegerischen nannte (A.).

Dieses und vieles Andere weckte nicht blos den Haß des gesammten Adels, es erweckte auch den ganzen Zorn des edlen Bischofs Stanislaus, der mit tiefstem Kummer das maaslose Elend sah, und mit aller ihm eignen Kraft dem entgegenzuarbeiten beschloß. — Mit våterlicher Sorge forderte ihn der fromme Mann, gleichsam den verschwenderischen Sohn, zur Buße auf, und beweinte ihn, wie Samuel, einen andern Saul. Jener dagegen, tief in Lastern versunken, und vom Gift des Uebermuthes erfüllt, nährte wie wahnsinnig gegen den Seelenarzt tödtliche Feindschaft in seiner Brust, während der Vater unschuldig wegen seiner Gerechtigkeit Verfolgung duldete, und dennoch für jenen betete und ihn fleißig ermahnte. Als der Bischof aber endlich sah, daß seine Ermahnungen nichts fruchteten, begann er das Zusammenleben mit dem Könige zu vermeiden, und sich von dessen Hoftagen zurückzuziehen, damit er auch nicht stillschweigend in dessen Treiben einzustimmen scheine (A.).

Noch ein Anderes kam hinzu, was den Haß Boleslaws gegen Stanislaus schärfte, und ihn in diesem einen offenbaren Feind und Rebellen gegen seine Krone erblicken ließ. Man kennt die großartige Thätigkeit, womit der Pabst Gregor VII. sich der Interessen der Kirche annahm. Indem er sie der gesammten abendländischen Christenheit zuwandte, entgingen auch die kirchlichen Verhältnisse Polens seiner Aufmerksamkeit nicht. Im Jahre 1075 sandte er zu ihrer Ordnung seine Legaten nach Polen, und gab ihnen ein Schreiben an Boleslaw mit, worin er dessen

Liebe und Ergebung gegen den heiligen Apostelfürsten Petrus mit gar schönen Worten erwähnte, ihn ermahnte, die ihm anvertraute Macht auf eine Gott wohlgefällige Weise zu verwalten, und ihn aufforderte, die abgesandten Legaten nach dem Spruche zu hören: „Wer Euch höret, der höret mich; wer Euch verachtet, der verachtet mich." Boleslaw aber verstand die Sprache Roms gar wohl, und war wenig geneigt, neben sich einer Macht Raum zu geben, die ihm nicht unterthänig war. — Nicht weniger verdroß es ihn, als zum andern Male in demselben Jahre der Pabst ihm mit einem ähnlichen Ansinnen nahe trat, das er nur für eine Verletzung seiner Majestät ansehen konnte. Der Großfürst Isäslaw von Kiew nämlich, den er selbst auf den Thron erhoben hatte, ward bald von seinen eignen Brüdern wieder vertrieben, und floh mit allen seinen Schätzen nach Polen, fand aber dieses Mal nichtsweniger als Unterstützung bei dem Sohne seiner Schwester. Denn Boleslaw nahm ihm sogar einen Theil seiner Schätze ab, und wies ihn, wie der russische Annalist sich ausdrückt, von sich des Weges. Der beraubte Großfürst wandte sich darauf an Kaiser Heinrich, und endlich an den päbstlichen Stuhl, und wirklich forderte Gregor VII. in einem eignen Schreiben den Polenfürsten auf, die geraubten Schätze dem Flüchtling wieder herauszugeben, „weil diejenigen auf keine Weise an Christi und Gottes Reich Theil haben könnten, welche Anderer Gut ungerecht in Besitz nehmen und ihre Missethat nicht, wie sie es vermögen, bessern." Aber solch Mahnwort

fiel auf einen Felsen und fruchtete nichts. — Bei der zunehmenden Grausamkeit des Königs wandte sich Stanislaus an die Bischöfe Peter von Gnesen, Thomas von Posen, Lupus von Plock, Stephan von Kaminiec und Martin von Chelm, daß sie im Verein mit ihm der schrankenlosen Willkühr des Herrschers, der Verletzungen der Rechte der Kirche, der Beraubung und Verfolgung entgegentreten möchten (C.); aber sie scheuten den Zorn des Gewaltigen und wagten nicht, ihn zu reizen, vielweniger ihm zu begegnen.

So war denn Stanislaus auf sich selbst hingewiesen, und unternahm es kühn, in milden, bescheidenen, doch ernsten und nachdrücklichen Worten dem Könige wiederholte Vorstellungen über sein Thun und seinen Wandel zu machen; ja, als er fruchtlos ihn ermahnt, wiederholte er sogar seine Vorhaltungen in Gegenwart der ersten Männer des Reichs, und führte ihm schärfer sein sündiges Leben zu Gemüthe; worüber jedoch Boleslaw dergestalt ergrimmte, daß er auf der Stelle Hand an ihn gelegt hätte, wäre er nicht von den Anwesenden daran verhindert worden. Als solches der fromme Bischof sah, und erkannte, daß er nicht auf väterliche Weise den wüthenden König auf einen bessern Weg zurückführen könne: als dieser vielmehr wie ein reißender Wolf in die Schaafheerde des Herrn einfiel, sein Tyrannenschwerdt in dem christlichen Volk wüthete, das Blut der Unschuldigen vergoß, er die Rechte des Ehebettes verletzte, die Gerechtigkeit unterdrückte, ja selbst unnatürlichen Sünden sich hingab, und weder

Gott noch Menschen mehr scheute: — da erhob sich Stanislaus als eine Mauer vor das Haus des Herrn, und trug als guter Hirt kein Bedenken, sein eignes Leben für die ihm anvertraute Heerde einzusetzen, und in der Kirche zu Cracau sprach er den Bannfluch über den lasterhaften Herrscher aus, schloß ihn aus von der Gemeinschaft der Gläubigen, und befahl Allen in seiner Diöcese, den mit dem Fluch der Kirche Beladenen zu meiden. Dies geschah im Jahre 1078.

Boleslaw, zu allen Gräueln fertig, verhöhnte jedoch den Bannspruch, wurde nur zu um so größerer Wuth entflammt, und entweihte die Kirchen durch seinen Eintritt, ja er scheute sich nicht, sogar in die Kathedrale, da eben Stanislaus das Hochamt feierte, zu treten. Stanislaus ging ihm furchtlos und unerschrocken entgegen, drohte ihm alle Strafen des Himmels, den Untergang seines Reichs, und die ewige Verdammniß, wenn er wage, das Heiligthum durch seine schnöde Nähe zu schänden. Der König aber erzwang mit seiner Rotte sich gewaltsam den Eingang. Noch entging der Bischof seiner maaslosen Wuth, aber zur Stunde beschloß er den Untergang des frommen Widersachers, und gab Befehl, ihn zu morden.

Stanislaus barg sich nicht feig vor den Augen des Mächtigen, und ließ nicht ab, seines heiligen Amtes zu walten. Unfern von Cracau, wie eine Krone auf einem weißen Felsenhügel, weit sichtbar von der schönen weiten Ebne aus, auf einer Seite von einem See umgeben, an einer Stätte, wo sonst in heidnischer Zeit die Polen ihren

ößen opferten, erhob sich eine Kirche, dem Erzengel Michael und allen Engeln geweiht. Hierhin begab er sich, um ungestört von dem Fürsten den Gottesdienst zu halten. Alsbald ward es dem Könige hinterbracht, der sogleich einen Trupp Bewaffneter absandte, den Rebellen, wie er ihn nannte, zu tödten, und in der Hast der Mordlust eilte er ihnen auf dem Fuße nach an den verhängnißvollen Ort. Gleich einem rasenden Drachen stürzt er herbei, um den Diener Christi wie ein unschuldiges Lamm zum Opfertisch zu reißen. Vor der Kirchenthür stehend, ruft er mit kreischender Stimme seinen Schergen zu, den Bischof herauszuschleppen. Dreimal versuchen diese, über die heilige Schwelle zu stürmen, aber dreimal werden sie, durch unsichtbare Gewalt betäubt, niedergeworfen, daß ihnen Hören und Sehen verging, und zum dritten Male hingeschmettert, werden sie wankend in ihrem Gehorsam. — „O Ihr Elende und Feiglinge — knirscht nun der König — nicht Krieger, Weiber, nicht Männer! Seid Ihr so schwach und furchtsam, daß Ihr nicht einmal einen Priester aus der Kirche zu bringen, und sein grobes Unrecht gegen mich zu rächen wagt?" Darauf selbst zum Altare stürmend, nicht die Heiligkeit der Feier und des Ortes scheuend, legt er gewaltsam Hand an den Mann Gottes, reißt ihn hinweg vom Altar, und er zuerst trifft mit schwerem Schwerdtstreich das Haupt des Bischofs. Er selbst erschlug den Bräutigam im Schooße der Braut, den Hirten mitten in seiner Heerde, er selbst den Vater in der Umarmung der Tochter, den Sohn gleichsam unter dem Herzen der Mut-

ter. O jammervoller Todesanblick — rufen wehklagend die frommen Biographen des Märtyrers — den Heiligen tödtet der Laie, den Priester der Gebannte, den Frommen der Verbrecher, und sein grauses Schwerdt trinkt das Blut des Gott würdigen Opfers! — Aber nicht genug mit seiner Ermordung; der König, mit jenen Kriegern, ungeschreckt durch die Mahnung, die sie nur eben vorher erfahren haben, fallen mit thierischer Wuth über den Leichnam her, zerhauen ihn in siebenzig Stücke, und streuen die zerhackten Gliedmaßen weit umher in der Gegend nach allen Winden, den wilden Thieren und Raubvögeln zum Fraße, gleich als ob sie mit der Vernichtung des Körpers auch das Strafgericht Gottes zu vernichten gedächten. Solches geschah den achten Mai 1079.

Aber ein groß Wunder begab sich. Denn als am andern Tage die blutbefleckten Diener der Gewalt sich anschickten, dem König zu berichten, wie der Leib des Getödteten nun vertilgt sei vor dem Anblick der Lebendigen, da fanden sie zu ihrem Entsetzen die Gliedmaßen alle unangerührt. Denn aus den vier Weltgegenden waren vier große Adler dahergeflogen, welche in reiner Lufthöhe die Märtyrerstätte umkreisend, abwehrten die Thiere des Waldes, die Hunde, die Geier und anderes Raubzeug von den Körpertheilen des Heiligen; und während sie so Nacht und Tag und wieder die Nacht verharren in der fronen Wacht, geht von jedem Gliede desselben ein himmlischer Lichtglanz aus, der selbst vor dem Lichte des Tages nicht schwindet. Das Wunder wird laut im Volk, die Priester

treten zusammen, ja die Henker selbst sehen mit Grauen das göttliche Zeichen. — Was noch zu säumen? Was zu fürchten? Am dritten Tage machen die Priester sich auf, sammeln sorgsam die zerstreuten Gebeine ihres gewesenen Gebieters, und leicht fanden sie sie überall, so zerstreut sie auch lagen, geleitet von dem Glorienschimmer, der von ihnen aufstieg, und legen sie zusammen, wie sie im Leben gewesen. Und — ist es zu glauben — sogleich fügen sie sich natürlich zusammen, als wären sie nie getrennt gewesen (A. B. C.). So lag der heilige Leib wieder wunderbar hergestellt vor den Augen der Gläubigen, — nur ein Finger der rechten Hand fehlte noch, der in den nahen See war geschleudert worden, wo ihn sogleich ein heißhungriger Fisch verschlungen hatte. Aber auch dieser Finger ward wieder herbeigeschafft; denn nichtsdestoweniger durchleuchtete der wunderbare Lichtglanz den Leib des Fisches, und ward sichtbar über dem Wasser, so daß das Thier von den Fischern leicht gefangen, und unversehrt der Finger aus seinem Bauch genommen ward; und in gleicher Weise wuchs er dem edlen Körper, wie die übrigen Theile, wieder an, wodurch bei Einzelnen noch die Größe des Wunders gemehrt ward. — Aber auch das Wasser dieses Sees erhielt durch göttliche Gnade seitdem, in Folge der Berührung mit dem Leibe des Heiligen, eine so wunderbare Kraft, daß es Krankheiten mancherlei Art zu heilen vermochte (C.).

Wohl mit Recht sang nachmals und singt noch die

gesammte katholische Kirche zum höchsten Lobe des Dahingeschiedenen jenen Festhymnus:

Veri solis radius, medicus coelestis;
Meritorum Martyris autor est et testis,
In splendore corporis castitatem signans,
Quod integrum reddidit, amorem designans.

Strahl der wahren Sonne, Du, Retter vor der Hölle;
Des Verdienst's des Märtyrers bist Du Zeug' und Quelle,
In des Körpers Wunderglanz seine Reinheit zeigend,
Und durch seine Herstellung Deine Huld bezeigend.

Durch jene wunderbare Erscheinung ermuthigt, stehen die Priester nun nicht an, den Körper zu der Kirche des Erzengels Michael zu bringen; doch in der Besorgniß, daß der König seine Bestattung in der Kirche nicht dulden werde, und damit er nicht etwa die Ruhe der Gebeine störe, begraben sie ihn nur vor der Thür der Kirche, und häufen daselbst seinen Grabhügel. Boleslaw aber schämte sich nicht, den Ruf des edlen Bischofs zu schmähen, und legte ihm mancherlei gröbliche Verbrechen zur Last; die Wunder jedoch, die fortan an seinem Grabe geschahen, straften ihn schnöder Lügen.

Die Verdienste des herrlichen Dulders flogen von Mund zu Mund, die Meinung von seiner hohen Tugend und seine Verehrung stieg in demselben Maaße, wie sein erbarmungswerthes Ende jedes Gemüth immer tiefer empörte. Die Furcht vor dem Zorn des Tyrannen konnte das mitfühlende Volk nicht abhalten, sein Grab zahlreich zu besuchen, andächtige Gebete dabei zum Himmel zu senden, und Trost und Heilung von verschiedenen Gebrechen an der Blutstätte zu empfangen. — Boleslaw hörte von dieser allgemeinen andächtigen Bewegung, hörte, wie nächtlich ein himmlischer Glanz von der Gruft des Gemordeten ausgehe, wie Lichtgestalten niederwallten vom Himmel zu der Grabstätte, und dem Schlummernden ihre Verehrung bezeigten: und um sich selbst davon zu überzeugen, stieg er auf die Burg von Cracau, und beobachtete von dort aus einer geheimen Oeffnung alles, wie es ihm berichtet worden; und heftig betroffen durch solche Erscheinung, ließ er seitdem ab, den Gestorbenen zu lästern und sein Leben zu verunglimpfen. — Aber das Maas des Ungerechten war erfüllt, und die Drohungen, die der Hingeopferte ausgesprochen hatte, begannen sich zu verwirklichen. Denn um dieselbe Zeit versagten die Ruthenischen Provinzen den Tribut, und bei dem Adel des Reichs wuchs täglich Haß und Verachtung gegen den König. Er hatte nicht um die Liebe des Volks und die Gunst der Guten geworben, und nicht mit Liebe vergalten sie ihm seine Thaten. Er hatte Recht und Gerechtigkeit, jegliche Tugend und Sitte mit Füßen getreten, und furchtbar erhob sich die Vergel-

tung, als die Stunde gekommen war. Er hatte eine Säule der Kirche umgestürzt, und sie erschlug ihn in ihrem Fall. — Sei es, daß der Bannspruch des Bischofs gegen den König fortwirkte, und die Massen des Volks gegen ihn auflehnte: sei es, daß, wie jedoch nur polnische, nicht römische und andere Geschichtsschreiber berichten, Pabst Gregor, sobald er Kunde von der Unthat erhielt, über das ganze polnische Reich das Interdict verhängte: sei es, daß hierauf gestützt, der Adel sich kühner erhob, dessen Rechte zu schmälern der König nie aufgehört hatte: — genug, beladen mit dem Fluch des Volks, verlassen, umstrickt, verfolgt von den Ersten und Mächtigsten des Reichs, sah noch in demselben Jahre sich der, welcher über Alle schrankenlos gebieten zu dürfen wähnte, gezwungen, mit seinem einzigen, zwölfjährigen Sohne Mieczyslaw schleunig aus dem Lande zu flüchten, vertrieben, arm, nichts mit sich nehmend, als das Bewußtsein seiner Schuld, ohnmächtige Wuth und ein nagendes Gewissen.

Er floh zu seinem Verwandten, Wladislaw, dem Könige von Ungarn, und sein ferneres Geschick hüllt sich in zweifelhafte Dämmerung. Nach Einigen verfiel er dort im zweiten Jahre seiner Verbannung plötzlich in eine Krankheit, die ihn in Wahnsinn stürzte (A.), und rasend durchirrte er die Thäler, Wälder und Gebirge, die wüstesten Einöden, unablässig die Rache des Himmels auf sein überreifes Haupt herabbeschwörend; bis er endlich von seinen eignen Hunden, seinen einzigen Begleitern, nachdem er zum Tod ermattet und erschöpft seinen Geist in der

Wüstenei aufgegeben hatte, zerrissen und aufgezehrt ward, und so mit schauderhaftem Ende sein schaudervolles Leben entsprechend beschloß. Jahrhunderte lang hat in Folge dessen sich der Glaube erhalten, daß er in den Ungarischen Wäldern fortlebe und umgehe zum Entsetzen der Menschen, und daß zur Strafe seines an Stanislaus begangenen Mordes, Geier und andere Raubvögel Nachts seinen Leib zerfleischen und anfressen, daß dann Tags aber ihm wieder wachse, was sie in der Nacht verzehrt haben; und daß endlich, wenn er solchergestalt sein Verbrechen hinreichend würde abgebüßt haben, er nach Polen zurückkehren und dort regieren werde (C.) *).

Andere erzählen, daß die Aufnahme des mit dem Bannfluch beladenen Mörders bei den Ungarn allgemeines und so großes Mißvergnügen erregt habe, daß Boleslaw, unter Zurücklassung seines Sohnes, nur von einem Diener begleitet, in niedriger, entstellender Kleidung, damit er nicht entdeckt werde, heimlich nach Karinthien entfliehen mußte, und in mehreren Klöstern, die seine Vorfahren gegründet hatten, namentlich auch im Kloster Wilthin bei Inspruck, in strengster Buße gelebt und die niedrigsten Dienste verrichtet habe, ganz seine Herkunft, sein Geschlecht und seinen ehemaligen Rang verleugnend (C.). — Kromer in seiner Geschichte Polens, S. 61, und ebenso Mathäus Strichowski, und nach ihm Stanislaus

*) Seltsam erinnert diese Sage an den wilden Jäger, an Prometheus und die Heimkehr des Königs Arthur nach Wales zugleich.

Sarnicki (Annal. Pol. L. VI., p. 1056, T. II.) erzählen dagegen, daß ein gewisser polnischer Edelmann, Namens Valentin Kuczborski, auf einer Reise nach Rom in dem Kloster Ossya in Kärnthen, eine halbe Meile von der Stadt Feldkirchen, auf dem Kirchhofe ein steinernes oder marmornes Grabdenkmal gesehen habe, auf welchem ein Pferd mit einem Sattel und einer lateinischen Inschrift eingehauen gewesen, so lautend: „Boleslaus, König Polens, Mörder des Heiligen Stanislaus, Bischofs von Cracau.“ — In diesem Kloster soll Boleslaw als Mönch gelebt haben, und nicht eher erkannt worden sein, als bis nach seinem Tode unter seiner Verlassenschaft Briefe sich fanden, und andere Zeichen seines königlichen Ranges. Darob erstaunt, habe man denn seinen Körper mit größter Ehrerbietung begraben, und ihm jenes ehrenvolle Denkmal gesetzt. — Der Kommentator des Kadlubek bemerkt jedoch dabei: „Bei uns wird solches aber nicht erzählt und dem Volke mitgetheilt, damit die Leichtigkeit der Sühne dem Sündigen nicht zum Anreitz diene.“ — Naruszewicz (Gesch. Pol. V., S. 86) bezweifelt die Echtheit des Denkmals; Thadeusz Chacki dagegen berichtet, daß der Grabstein noch vorhanden sei, und die Inschrift, soviel man aus dem Charakter der Buchstaben schließen könne, dem dreizehnten, auch vielleicht vierzehnten Jahrhundert angehöre. Auch fände sich in dem Kloster eine Beschreibung des Lebensendes Boleslaws, es sei dies aber eine so elende Schmiererei und ein solcher Mischmasch, daß sie keinen geschichtlichen Werth habe. — Darin stim-

men jedoch fast Alle überein, daß Boleslaw im Jahre 1081 außerhalb seines Vaterlandes im Elend geendet habe. —

Auch sein Sohn Mieczyslaw nahm ein trauriges Ende. Obwohl Boleslaws Nachfolger, sein jüngerer Bruder, Wladislaw Hermann, sich der Rückkehr seines Neffen nach Polen, im Einverständniß mit seinem Volke, widersetzte, ward er dennoch dazu durch den König von Ungarn gezwungen. Bald gewann der liebenswürdige Jüngling die Zuneigung der Nation, und ward von seinem Oheime mit einer russischen Fürstentochter vermählt, kurze Zeit darauf starb er jedoch in der Blüthe der Jugend eines plötzlichen Todes, und nicht ohne Verdacht, daß er von den alten Feinden seines Vaters, oder wohl gar von seinem eigenen Oheime durch Gift aus dem Wege geräumt worden sei. — Auch jene Krieger, welche sich mit dem Blute des Heiligen so schnöde befleckt hatten, und deren Nachkommen wurden fortan mit schweren Krankheiten und andrem Unheil heimgesucht, auf daß das Wort der Schrift erfüllt würde: es werden die Sünden der Väter heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied.

Doch wenden wir uns zu dem heiligen Dulder zurück, der, wie sein Mörder hinab in die Tiefe der Verdammniß sank, immer höher und lichter im Glanz der Verklärung sich erhob.

Die Zahl der Gläubigen schaarte sich täglich dichter um das Grab des Frommen, und schon strömten aus weiter Ferne Viele hinzu, um Theil an den Gnaden zu nehmen, die er ausspendete. Ein Kuß auf sein Grab, ein

wenig Staub desselben, gläubig entnommen und aufbewahrt, hat viel Uebel und Krankheit geheilt. Sein Ring, in etwas Wasser getaucht, hat nach dessen Genuß oder Gebrauch Unzählige wunderbar gestärkt, und ihnen Genesung von langwierigen Leiden gegeben, und selbst Juden durften seiner Seegnungen und Wohlthaten genießen (A.). Mehrmals sah man Nachts die Kirche des Erzengels Michael überirdisch erleuchtet, und beobachtete durch *einen* Spalt in der Thür, wie der Bischof, umgeben von zwei Chören ehrwürdiger Personen, in der Mitte des Schiffes stand, und mit ihnen Psalmen und süße Hymnen sang.

Im zehnten Jahre nach dem Leiden des Seeligen begab sich einst am frühsten Morgen eine ehrbare *adlige* Matrone, Namens Swanthaslawa, nach der Kirche des Erzengels Michael hinaus, um ihrer Gewohnheit nach am Grabe des Stanislaus zu beten. Und wie sie daselbst inbrünstig hingeworfen auf den Knieen lag, schien es ihr, als wenn die Kirche sich öffne, sie hineintrete, und den Verstorbenen im glänzenden Bischofsornate, umgeben von ehrwürdigen Männern, den Gottesdienst verrichten sehe; als das Amt vorüber, trat er zu ihr heran und sprach also mit vernehmlichen Worten: „Gehe hin, in Gott demüthige Tochter, und sage dem Bischof von Cracau und den Kanonicen, meinen Brüdern, daß sie mich in eine größere Kirche transferiren sollen, dieweil ich hier liege ohne Ehre und mein Gebein vom Staube berührt wird.“ — Der Bischof und das Kapitel gehorchten freudig diesem Befehle, erhoben den Leichnam aus seinem alten

Sarge, und setzten ihn in einem schönen steinernen Sarkophage bei, der mit reichen Goldblechen verziert war, worauf man seine ganze Leidensgeschichte abgebildet sah, und den eine goldne Inschrift folgenden Inhalts zierte:

Tumba Stanislai cineres tegit ista Beati.
Regis Boleslai quia non favit impietati,
Martyrio meritas coeli migravit ad aedes.
Felix, cui Deitas merces, cui sidera sedes!

„Diesem Grab ist des seeligen Stanislaw Asch' übergeben.
Weil er nicht fröhnte des Königes Boleslaw sündigem Leben,
Ging er ein in das himmlische Haus, das dem Dulder geweiht ist.
Heil, dem der Göttlichkeit Lohn, dem ein Sitz in den Sternen bereit ist!"

Dann wurde der Sarkophag in der größeren Kirche des seeligen Wenceslaus zu Cracau, welcher im Jahre 938 den Märtyrertod erlitt, beigesetzt, bei welcher Translation viele Wunder und Zeichen geschahen. Seitdem ward diese

Kirche nach Stanislaus benannt, und die frühere Bezeichnung Wencelskirche kam ab.

Hier wirkte nun der Entschlafene lebendig fort in einer großen Menge von Zeichen und Wundern, wobei jedoch auch zum Oefteren das Mißfallen des Heiligen sich kundthat, daß er in einer unterirdischen Gruft beigesetzt worden, und sein Sarkophag nicht allen Gläubigen sichtbar sei, wodurch er in der vollen Entwickelung seiner göttlichen Kraft gehemmt werde. Inzwischen waren an hundertundsiebenzig Jahre seit seinem Tode verstrichen. Da beschloß endlich der Bischof Prandotha von Cracau, ihn der Verborgenheit zu entheben, und feierlich oben in der Kirche aufzustellen. Es ist erstaunlich, welche Fülle der seltensten Gnaden nun der Heilige ausströmte, wie er Blinde heilte, Todte auferweckte, Epileptische, Besessene und Kontrakte zur Genesung führte, wie die Anrufung seines Namens aus Wassers- und Feuersgefahr rettete. Der Bischof und das Kapitel hielten es nun für fromm und heilsam, alle diese wunderbaren Zeichen und Erscheinungen genau untersuchen und sorgfältig aufzeichnen zu lassen, und schickten diese Schrift mit den besiegelten Zeugnissen der Prälaten und Betheiligten an den Pabst Innocens IV. nach Rom, und zu Abgeordneten wurden der Decan Jacob Skarzeszowski und der Kanonikus Gerhard von Cracau ernannt, welche die Heiligsprechung des Märtyrers beantragen sollten. Viele Große und Adlige begleiteten sie, um Zeugniß für die Richtigkeit jener Wunder abzulegen. — Sie treffen den Pabst zu Perusium, tragen ihm

alles vor, und legen ihm die Zeugnisse und Schriftstücke vor. Der Kommissarius des Pabstes, Kardinal Johann Kajetan Ursini, welcher nachmals im Jahre 1277 zum Pabst erwählt ward, und dabei den Namen Nicolaus III. annahm, staunte ob solcher Klarheit und Menge der Wunder, und der Wolke von Zeugen. Allein zum Erstaunen Aller widersprach der Bischof von Ostia, Reginald, der im Jahre 1254 als Pabst Alexander IV. den heiligen Stuhl bestieg, sehr heftig der Kanonisation, indem er wegen der langen, seit dem Leben des Stanislaus verflossenen Zeit, die Vorgänge seines Märtyrerthums für verdächtig und unglaubwürdig hielt, da sie sonst dem päbstlichen Stuhle bisher nicht hätten unbekannt bleiben können. Der Pabst Innocens, in ängstlicher Sorge, daß nicht ein Unwürdiger oder Verdächtiger in die Zahl der Heiligen eingelassen werde, ließ daher durch Kajetan den cracauschen Gesandten die Nothwendigkeit eröffnen, daß der Heilige noch ein Finalwunder thun müsse, damit die widersprechenden Stimmen sich zur vollen Einheit auflösten. Die darob sehr Erschreckten brauchten indeß nicht lange darauf zu warten. Denn siehe, plötzlich ward Reginald, der Bischof von Ostia, von einer Krankheit so heftig niedergeworfen, daß er sofort zum Heiligen Vater mit der Bitte sandte, ihm die letzte Oelung zu geben und ihn zu absolviren. Inzwischen aber befahl er Allen, die sich um ihn versammelt hatten, aus dem Zimmer zu gehen; und als er allein war, um Gott in aller Stille seine Seele zu befehlen, da trat durch die verschlossene Thür Stanislaus,

mit dem bischöflichen Ornat angethan, an das Bett des Kranken und fragte ihn: ob er wache? — „Ja — antwortete jener — aber sprich, wer bist Du?" — Und dieser drauf: „„Ich bin Stanislaus, Bischof von Cracau, gegen den Du so feindselig handelst."" — Darüber erschrak der Kranke heftig, aber als er sich wieder gesammelt, rief er reumüthig: „O Du sehr heiliger Mann, verzeihe, ich beschwöre Dich, verzeih mir, daß ich deiner Kanonisation zu widerstreben schien!" — Und Stanislaus unterbrach ihn: „„Hieran mögest Du mich als von Gott Geliebten und Christi Märtyrer erkennen; stehe auf gesund von deinem Siechbett, und hindere ferner nicht, was Gott zum Heil v[illegible] Vielen beschlossen hat."" — Der Heilige verschwand wundersam, wie er gekommen; der Kranke aber fühlte sogleich alle seine Kräfte zurückkehren, und rief seinen Dienern zu: „Servirt geschwind mein Frühstück, damit ich sogleich zum Heiligen Vater eile!" — Die Diener waren ganz erstaunt über diesen Befehl und die gänzliche Umwandlung ihres Gebieters, trugen ihm das Essen auf, und nachdem er wie ein Gesunder zugelangt und sich gestärkt hatte, eilte er zum Pabst, der ihm unterwegs schon begegnete. Nicht minder erstaunte auch dieser, denjenigen in aller Kraft der Gesundheit auf der Straße zu sehen, den er auf dem Todbette zu finden gewähnt hatte. Reginald erzählte ihm alles, was ihm widerfahren, und widerrief reuig seinen Widerstand gegen die Kanonisation. Sogleich ward eine neue Kardinalssitzung gehalten, die Sache nochmals durchgegangen, der Teufelsadvocat adcitirt, der



Proceß in den üblichen Formen instruirt, und da das Urtel nun einstimmig zu Gunsten des Märtyrers ausfiel, vom Pabste in der Kirche des Heiligen Franciskus zu Assisi der Termin zur Verkündigung der Heiligsprechung des Stanislaus auf den Tag Mariä Geburt des laufenden Jahres 1253 anberaumt.

Die Feierlichkeit ward in der üblichen Weise, wie auch unsere Tage Aehnliches gesehen haben, begangen, und hochbeglückt kehrten die Gesandten nach Cracau zurück, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Ganz Polen freute sich des großen und heilvollen Ereignisses. Und nun begann der Heilige auf's Neue seine Herrlichkeit in unzähligen Wundern zu offenbaren, die der polnische Historiker Dlugosz in seiner Lebensbeschreibung des Stanislaus, nach Jahren bis zu seiner Zeit geordnet, in den Actis Sanctorum auf 33 Folioseiten engen Drucks mit doppelten Kolumnen weitläuftig aufzählt, die aber für die, so da glauben, zu wiederholen, den Andachtsbüchern wir billig überlassen.

In den ehemals zu Polen gehörigen Landestheilen wird das Andenken des Stanislaus an seinem Todestage, den achten Mai, und zwar als gebotener Festtag gefeiert, weil er hier zu den bedeutendsten Patronen gehörte. In der übrigen katholischen Christenheit dagegen ist sein Feiertag der siebente Mai, weil am achten Mai bereits in der ganzen Christenheit ein höheres Fest zum Gedächtniß der Erscheinung des Erzengels Michael gefeiert ward, das von einem geringeren zur Ehre eines Menschen nicht ver-

drängt werden konnte, weßhalb seine Gedächtnißfeier um einen Tag zurückverlegt ward, welcher noch mit keinem Kirchenfeste besetzt war. In Polen dagegen mußte das Fest des Erzengels Michael dem des Stanislaus weichen, weil jenes nur stilles Kirchenfest war, nach dem Gebrauch der Kirche aber das öffentliche Fest vor jenem den Vorrang erhält. Nur so ist diese Verschiedenheit in den Gedächtnißtagen unsers Heiligen erklärbar, die, hinsichts des siebenten Mai sich auf die römischen Missalien, Breviarien und Martyrologien, hinsichts des achten Mai aber auf die hiesigen Diöcesan-Directorien des Officii divini und die missae in officia propria SS. Patronorum et festorum regni Poloniae stützt. Eine, jedoch ohne Zweifel wohl erlassene, deßfallsige päbstliche ausdrückliche Verordnung haben wir indeß nicht ermitteln können.

Die Lilien.

Nach einem Volksliede
von
Adam Mickiewicz.

O Frevelthat voll Fluch.
Das Weib den Mann erschlug!
Sie gräbt ihn ein im Hain,
Beim Quell am Wiesenrain,
Säet Lilien auf das Grab,
Singt säend so hinab:

„Hoch, Blumen, wachst empor,
So tief er liegt im Moor;
So tief er liegt im Moor,
So wachset hoch empor."

Drauf, blutbesprützt den Leib,
Das mörderische Weib,

Läuft sie durch Wiesen und Wälder,
Bergauf und bergab und bergauf;
Der Wind durchtoset die Felder,
Graus zieht die Nacht herauf;
Es krächzen hin und wieder
Nur Raben ihre Lieder.

Sie lenkt zum Quell die Schritte,
Wo aus den Buchen schaut
Des Eremiten Hütte;
Pocht laut, pocht laut.

„Wer naht?“ — Die Riegel klirren,
Ein Greis erscheint mit Licht;
Gespensterbleich, mit wirrem
Geschrei hinein sie bricht.
„Ha! ha!“ — Die Lippen beben,
Das Aug' starrt blutigroth,
Vom Antlitz wich das Leben:
„Der Mann, ha, todt!“ —

„„Weib, Gott der Herr Dich schirme;
Was führt Dich her zu mir
Durch Wetternacht und Stürme?
Was suchst im Wald Du hier?““

„Am See dort, hinterm Tann,
Ragt meines Schlosses Thurm;

Nach Kiew zog mein Mann
Mit Boleslaw zum Sturm.
Nach manchen langen Jahren
Vom Kampf er nimmer naht:
Jung war ich, unerfahren,
Schmal ist der Tugend Pfad.
Die Treue thät ich brechen:
O wehe meiner Ehr'!
Streng will's der König rächen;
Heim zog der Männer Heer. —
— Ha, meiner hört's nicht mehr!
Sieh hier den Stahl, das Blut:
Der ruhet, ja, der ruht! —
Du kennst nun mein Verbrechen;
O Heilger, sieh mich knieen:
Was für Gebete sprechen?
Wohin zum Ablaß ziehen?
Will bis zur Hölle dringen,
Will dulden Geißelschmach,
Nur das, was ich verbrach,
Mög' ewge Nacht verschlingen!"

„„Weib — spricht zu ihr der Alte —
So fühlt nicht Reu dein Sinn?
Bangst nur, daß Strafe walte?
Dann geh in Frieden hin;
Sei länger nicht erschreckt:
Nie wird die That entdeckt.

Denn dies ist Gottes Willen:
Was Du geheim vollbracht,
Kann nur dein Mann enthüllen:
Und den hält Todesnacht.''''

Froh hat's das Weib vernommen;
Sie flicht wie sie gekommen.
Nach Hause eilt sie fort,
Sagt Niemand nur ein Wort. —
Die Kinder stehn am Thor.
„O Mutter — ruft der Chor —
Kommt Vater nicht mit Dir?''
— „„Der Todte? Was? Mit mir?''''
Ihr stockt der Athem schier.
— „„Im Hain er sich ergeht;
Er kehrt heut Abend spät.''''

Es warten heut die Kinder,
Den nächsten Tag nicht minder,
Sie warten wohl acht Tage,
Vergessen dann die Frage.

Das Weib vergißt es schwer:
Die Seel' ist ihr voll Bangen,
Das Herz stets freudenleer,
Nie Lächeln auf den Wangen,
Nie Schlummer auf den Brau'n.
Denn oft bei nächt'ger Weile

Pocht draußen was in Eile,
Geht drinnen was, zum Grau'n. —
„Ich, Kinder, bin's, — klagt's innig —
Eu'r Vater, Kinder, bin ich."

Die Nacht weicht, Schlaf ist schwer:
Die Seel' ist ihr voll Bangen,
Das Herz stets freudenleer,
Nie Lächeln auf den Wangen.

„Geh, Hannchen, aus dem Schlosse,
Staub hab' ich wahrgenommen;
Fern wiehern hört' ich Rosse,
Sieh nach, ob Gäste kommen.
Geh, geh bis in den Hain,
Ob wer bei uns kehrt ein."

Sie nahn, sie nahn dem Schlosse,
Staubwolken aufwärts dringen,
Es wiehern, wiehern Rosse,
Hell blitzen scharfe Klingen;
Sie kehren, kehren wieder,
Des seel'gen Herren Brüder.

„Sei uns gegrüßt! Wie steht es?
Frau Schwäherin, wie geht es?
Wo ist der Bruder?" — „„Wer?
Schon von der Welt schied der."" —

„Wann?“ — „„Längst; ein Jahr ist's, seit
Er fiel im blutgen Streit.““ —
„Nein, nein, da leb' in Frieden.
Der Kampf ist schon entschieden,
Den Bruder krönte Glück;
Froh kehrt er Dir zurück!“

Das Weib, das schreckensbleiche,
Sinkt um, gleich einer Leiche.
Das Aug' starrt blutigroth,
Im Kreis rollt's fürchterlich:
„Mein Mann? Wo ist er? Todt?“ —
Langsam erholt sie sich. —
Sie sank nur um vor Freuden,
Und fraget nun die Beiden:
„Wo ist er, mein Verlangen?
Wann werd' ich ihn umfangen?“

„„Bei uns er stets verweilte,
Allein ihn trieb sein Sehnen,
Daß er voran uns eilte,
Zu trocknen deine Thränen.
Bald wirst Du ihn erblicken;
Gewiß, daß Weges Tücken
Verirrten den Erharrten;
Laß wen'ge Tag' uns warten,
Laß uns die Diener schicken:
Bald wirst Du ihn erblicken.““

Sie schicken aus voll Sorgen,
Sie harren heut und morgen,
Doch nicht erharren sie ihn,
Wollen trauernd weiter ziehn.

Nicht mag's das Weib gestatten:
„Ihr Brüder meines Gatten.
Der Herbst ist schlecht zur Fahrt,
Der Weg wird täglich schlimmer;
Habt Ihr so lang geharrt,
Harrt noch ein wenig immer."

Sie harrn. Der Winter schwindet,
Kein Bruder ein sich findet.
Sie harrn. Die Hoffnung ruft:
Der Frühling wird ihn bringen.
Doch ihn deckt schon die Gruft,
Und Blumen draus entspringen,
Und blühn so hoch empor,
Als tief er liegt im Moor.
Den Lenz auch sehn sie fliehn,
Wollen nun nicht fort mehr ziehn.

Gar stattlich deckt den Tisch
Die Wirthin jung und frisch.
Sie thun, als woll'n sie fort,
Und harr'n doch immer dort.
Als sie geharrt ein Jahr,
Denkt sein nicht mehr das Paar.

Gar gastlich ist der Tisch,
Die Wirthin jung und frisch:
Die Zwei bei ihr zu Gast
Hat beide Lieb' erfaßt.
Die Hoffnung lächelt beiden,
Die Furcht fällt beide an:
Von ihr will keiner scheiden,
Sie freyn nur einer kann.
Zuletzt eint sich das Paar,
Stellt sich dem Weibe dar.

„Vernimm, Frau Schwäherin,
Hör' unser beider Sinn;
Vergeblich harr'n wir hier,
Nicht sehn den Bruder wir.
Du bist noch jung und schön;
Laß Jugend nicht vergehn.
Der Welt nicht, Holde, fehle:
Bruder für Bruder wähle."

Sie sprechen es zur Stunde,
Ihr Herz der Neid verzehrt:
Aus roll'nder Augen Grunde
Manch zorn'ger Blitz entfährt.
Sie stehn mit bleichem Munde,
Die Hand liegt an dem Schwerdt.

Das Weib sieht ihre Wuth;
Sie zweifelt, was sie thut.

Um kurze Frist sie bat,
Schlägt ein zum Wald den Pfad.
Sie lenkt zum Quell die Schritte,
Wo aus den Buchen schaut
Des Eremiten Hütte;
Pocht laut, pocht laut.
Sie legt ihm vor die Sache,
Und fragt ihn, was sie mache.

„Ach, wie die Brüder einen?
Da jeder mein verlangt.
Mein Herz an beiden hangt;
Wen wähl' ich als den Meinen?
Ich habe kleine Kinder,
Und Geld und Gut nicht minder:
Mein Gut, es schwindet hin,
Da ohne Mann ich bin.
Doch ach, kein glücklich Band
Ziemt mir, kein Ehestand!
Des Herrn Gericht Du kennst:
Mich quält das Nachtgespenst.
Kaum, daß das Aug' ich schloß,
Springt klirrend auf das Schloß;
Ich wach', ich hör', ich seh',
Wie's stöhnt in meiner Näh',
Wie's pocht und wie es keucht,
Mir nah und näher schleicht.
Husch, husch, ist's mir zur Seit';

Der Mund — weh — Flammen speit,
Sein blutig Messer droht
Entsetzlich mir den Tod.
Ach, ich erlieg dem Grausen,
Ich kann im Schloß nicht hausen,
Mir ziemt kein weltlich Band,
Mir ziemt kein Ehestand!"

„„O Tochter — spricht der Greis —
Straf' ist der Sünde Preis.
Doch Gott der Herr erhört,
Wer wahrhaft sich bekehrt.
Verliehn ward mir die Gabe,
Zu gründen neu dein Glück;
Der längst schon liegt im Grabe,
Ich ruf' ihn Dir zurück."" —

„Wie? Vater! — Ihn, der todt?
Nein, nein, nicht ist's mehr Zeit.
Dies Eisen blutigroth
Trennt uns in Ewigkeit.
Wohl muß ich Strafe tragen,
Und jede wollt' ich tragen,
Könnt' ich den Spuk verjagen.
Den Reichthum geb' ich hin,
Will in ein Kloster ziehn,
In ewge Einsamkeit.

Nein, ruf ihn nicht, der todt!
Nein, nein, nicht mehr ist's Zeit.
Dies Eisen blutigroth
Trennt uns in Ewigkeit."

Da seufzte tief der Greis,
Die Thräne rinnt ihm heiß.
Das Antlitz abgewandt
Ringt zitternd er die Hand.
— „„So schreite denn zur Eh',
Scheu nicht des Spukes Näh'.
Sanft schläft der Lebensmatte,
Fest ist des Grabes Thor,
Und nimmer kehrt dein Gatte,
Rufst Du ihn nicht empor.""

„Doch wie die Brüder einen?
Wen wähl' ich als den Meinen?" —
„„Um Irrthum zu vermeiden
Laß Gott durch's Loos entscheiden.
Noch eh' die Hähne krähn,
Laß sie nach Blumen gehn;
Die Blumen, die er bricht,
Zum Strauße jeder flicht;
Flicht auch ein Zeichen ein,
Daß kenntlich, welcher sein;
Legt dann im Gotteshaus
Auf den Altar den Strauß:

Weß Strauß Du nimmst, fortan
Ist er dein Ehemann.“ “

Froh hat's das Weib vernommen,
Schon denkt sie nur der Eh',
Scheut nicht des Spukes Näh',
Da sie sich vorgenommen,
Auch nicht in höchster Noth
Zu rufen ihn, der todt.
Und so der Furcht entnommen,
Flieht sie, wie sie gekommen.
Nach Hause eilt sie fort,
Sagt Niemandem ein Wort.
Sie läuft durch Wiesen und Hain,
Sie läuft und hält ein;
Sie steht, und sinnt und lauscht;
Ihr däucht, daß wer sie jage,
Daß hinter ihr wer klage:
Nacht ist's, kein Blättchen rauscht.

„Ich bin's, dein Mann, dein Mann!“
Sie steht, und sinnt und lauscht,
Lauscht, rafft sich auf, entweicht:
Das Haar zu Berg ihr steigt.
Nicht umzuschaun sie wagt;
Rings im Gesträuch es klagt,
Das Echo trägt's heran:
„Ich bin's, dein Mann, dein Mann!“

Indessen naht gemach
Der hochzeitliche Tag.
Noch eh' die Hähne krähn,
Hinaus die Brüder gehn,
Das Weib, wie sich's gebühret,
Zur heil'gen Trau geführet,
Tritt hastig zum Altare,
Wählt einen Strauß sodann,
Und zeiget ihn dem Paare:
„Seht, Lilien sind drinnen;
Wer wird mich, wer gewinnen,
Wer ist, wer ist mein Mann?"

Laut jubelnd tritt heraus
Der Aeltre von den Beiden;
Er springt und klatscht vor Freuden:
„Mein bist Du, mein der Strauß!
Seht her, dies ist mein Zeichen,
Dies Band flocht ich hinein;
Du, Bruder, mußt mir weichen:
Mein ist er, meiner, mein!"

„„Du lügst — ruft jener aus. —
Geht nur zum Dorf hinaus;
Der Platz ist noch zur Hand,
Wo ich die Blumen fand.
Ich pflückte sie im Hain,
Vom Grab am Wiesenrain,

Ich zeige Grab und Rain.
Mein ist er, meiner mein!“

Zornglühend streiten Beide,
Der saget ja, der nein.
Das Schwerdt fährt aus der Scheide,
Sie hauen auf sich ein.
Am Kranze zerren Beide:
„Mein ist er, meiner, mein!“ “

Da kracht des Kirchleins Pforte,
Sturm braust am heil'gen Orte.
Gang, Rüstung ist bekannt.
Still steht's; es beben Alle;
Still steht es, blickt mit Grimme,
Ruft dumpf mit Grabesstimme:
„Weib, mein ist deine Hand,
Der Kranz gehöret mir,
Mir legt die Stola an.
Ruchlose, wehe Dir!
Ich bin's, dein Mann, dein Mann.
Ruchlose Brüder Ihr,
Nahmt meines Grabes Zier.
Den blut'gen Kampf stellt ein:
Nah ist der Sünde Lohn.
Ihr Alle, Ihr seid mein;
Hinweg, vor Gottes Thron!“

Es bebt das Kirchlein im Grunde,
Das Gebälk aus den Fugen sich ringt;
Die Decke kracht, zum Schlunde
Hinab das Kirchlein sinkt.
Die Erde thät's verschlingen,
Und Lilien drob entspringen,
Und blühn so hoch empor,
Als tief er lag im Moor. *)

v. Blankensee.

*) Der Inhalt dieser nach einem alten Volksliede von Mickiewicz gedichteten Ballade führt auf die Zeit der Eroberung Kiews durch Boleslaw Smialy im Jahre 1069, und die darauf ausbrechende gräßliche Sittenverwilderung in Polen zurück, deren oben S. 102 im Leben des H. Stanislaus schon Erwähnung geschah. Mitunter hört man noch in Polen die obige Sage von den Lilien aus dem Munde alter Frauen und Kinderwärterinnen, freilich in grober Entstellung zum Mährchen umgewandelt, erzählen.

Die Befreiung Nakels.

Im Jahre 1079 hatte Boleslaw Smiały, belastet mit dem Bannfluch der Kirche, aus seinem Reiche nach Ungarn fliehen müssen, und war im Jahr 1081 im Elend gestorben. Es folgte ihm sein jüngerer Bruder, Wladislaw Hermann, wie es scheint ohne Widerstreben der Mächtigeren des Adels, auf dem polnischen Throne. Von schwächerem Charakter wie sein Bruder, stellte er ein freundschaftliches Verhältniß mit der Geistlichkeit wieder her, mischte sich nicht, wie sein unternehmender und stets schlagfertiger Bruder, in die innern Angelegenheiten der Nachbarvölker, und zog den Frieden den Wechselfällen und Unruhen des Krieges vor, von denen Polen nur zu lange war heimgesucht worden. Der König von Ungarn nöthigte ihn, seines Bruders jungen Sohn Mieczyslaw wieder bei sich aufzunehmen; allein es ist guter Grund zu der Vermuthung, daß Wladislaw sich seiner bald durch Gift entledigt habe; jeden Falls ward durch den Tod des jungen Neffen, des Sohnes des ver-

triebenen Königs, die anfangs unsichere Herrschaft Wladislaws wesentlich befestigt, und er fühlte sich nun stark genug, die alten Kämpfe mit den nördlichen Nachbarn des Reichs, den Pommern, zu erneuern, die zuerst Boleslaw Chrobry mit so siegreichem Erfolge begonnen hatte. Obwohl schon alt und kränklich, zog dennoch der Polenfürst in eigner Person gegen die Pommern zu Felde, die durch räuberische Einfälle, wie sie auch noch später von ihnen in das polnische Gebiet südlich der Netze und Warthe häufig unternommen wurden, den Kriegssturm über sich herbeigezogen hatten. Eben belagerten die Polen eine Burg, als ein Pommernheer zum Entsatze herbeikam, das aber am Tage der Himmelfahrt Mariä, am 15. August 1091, völlig geschlagen ward. Dieser Sieg öffnete den Polen das innere Land, dessen Burgen und Ortschaften bis zur Seeküste hin erobert wurden. In die Hauptorte wurden überall Befehlshaber mit Besatzungen gelegt, und da auch hierdurch einer Empörung nicht hinlänglich vorgebeugt schien, befahl Wladislaus seinen Kriegsobersten, an einem und demselben Tage alle Vesten im Innern des Landes niederzubrennen. Diese Maasregel aber hatte den entgegengesetzten Erfolg; denn anstatt das unterjochte Volk zu schrecken und zu entmuthigen, erhob es sich vielmehr mit um so größerer Wuth und Kraft in Masse, erschlug die Grausameren der von Sieciech, dem polnischen Palatin, eingesetzten Befehlshaber, verstattete den milder Gesinnten die Flucht, und gewann die alte Freiheit wieder.

Zwar rächten die Polen ihre Niederlage durch eine

siegreiche aber doch so blutige Schlacht bei Driesen im Februar 1092, daß sie nicht wagen durften, den weichenden Feind zu verfolgen, zumal das Osterfest herannahte, das durch Blutarbeit zu entweihen ihnen nicht ziemlich schien. Aber um Michaelis desselben Jahres, durch böhmische Hülfsvölker verstärkt, brachen sie von Neuem gegen die Pommern auf, und umringten die starke Grenzveste Nakel an der Netze, vor welcher sie eine große Menge Belagerungswerkzeuge, Wurfmaschienen und andres Sturmgeräth zusammenhäuften, um mit Gewalt des tapfer vertheidigten Orts sich zu bemächtigen.

Kaum aber hatten sie ihr befestigtes Lager bezogen, das zum Theil mitten in den Sümpfen aufgeschlagen war, welche die Stadt südlich umgaben, als sie allnächtlich durch schreckende unheimliche Gestalten, welche sie grauslich umschwärmten, beunruhigt und in Furcht gesetzt wurden. Und in einer Nacht sahen die Polen plötzlich von allen Seiten zahlreiche Brandfackeln heranrücken, die im weiten Umkreise das Lager umzogen; mit dem sausenden Sturmwinde mischte sich ein alle Sinne betäubendes Schlachtgeheul und im zuckenden Scheine der Lichter wurden ungeheuerliche Graungestalten von entsetzlichem Ansehn und mit furchtbaren Wuthgebehrden sichtbar, riesengroß, über die Moore hineilend, hier, dort, überall zum Kampf anstürmend. Das Belagerungsheer griff in höchster Verwirrung zu den Waffen, und eilte nach allen Seiten, mehr von Entsetzen und Verzweiflung, als von Vertrauen zum Siege erfüllt, aus den Verschanzungen den Ungeheuern entgegen;

bald aber geriethen die Haufen in die unglücklichste Verwirrung; diese stürzten in die Fluthen des Stromes, jene versanken in grundlose Moräste; ihr Geschrei mehrte die Unordnung bis in's Maaslose; überall glaubten sie von den Feinden sich angegriffen, während die eignen befreundeten Haufen in der Nacht, und getäuscht durch die zweifelhaften flammenden Streiflichter auf einander losschlugen, und statt sich Hülfe zu leisten, gegen sich selbst wütheten und sich vernichteten.

Die Belagerten benutzten den günstigen Zeitpunkt, brachen schleunig mit Brandwerk aus der Veste hervor, bemächtigten sich des schwachbesetzten Lagers, rissen die Pallisaden ein, steckten alles Belagerungszeug in Brand, und richteten ein ungeheures Blutbad unter den Feinden an. Das ganze Kriegsheer ward auseinandergesprengt, und sehr betrübt mit Schimpf und Schande zogen die Uebriggebliebenen, in kleinen Haufen lautlos sich durch die Wälder schleichend, heim, und es dauerte lange, bis daß die Polen den Triumph und neu erhobenen Stolz der Pommern demüthigen, und die tiefe Scharte auswetzen konnten. — Fromme Männer schoben die Niederlage darauf, daß das Kriegsheer in der letzten Fastenzeit zu sehr in Fleisch und Milch geschwelgt, und der Kasteyung und Demuth sträflich vergessen gehabt habe. —

Noch lange nachher und bis auf die Zeit unsrer Väter sah man häufig in stillen Mondnächten auf den weiten Wiesen und Brüchen bei Nakel zahlreiche tanzende flackernde Lichtlein dahinschweben; und kluge Leute von Heute mein-

ten, es seien zu jener Zeit wie jetzt Irrlichter gewesen, welche die Polen getäuscht und in die Sümpfe gelockt hätten. Kluge Leute von Damals aber wußten es besser, daß die alten heidnischen Götter, denen die Pommern zu jener Zeit noch anhingen, sich aufgemacht hätten zur Hülfe ihres Volkes, um die verhaßten christlichen Feinde zu vertreiben. — Seit der alte Fritz jedoch den Bromberger Kanal hat graben lassen, ist der Spuck der Vorzeit verschwunden in dieser Gegend, und müssen die Irrlichter sich wohl wohin anders gewandt haben.

Die Eroberung Nakels.

Boleslaw III., mit dem Beinamen Krzywousty, d. h. Schiefmund, weil er eben einen schiefen Mund hatte, der uneheliche Sohn Wladislaw Hermanns, hatte im Jahre 1102 den polnischen Thron bestiegen. Er stand in seinem siebenzehnten Jahre, in der ersten Blüthe der jugendlichen Kraft, und unternehmend und tapfer, wie er war, schien er den Geist seines großen Ahnherrn Boleslaw Chrobry überkommen zu haben. Tief schmerzte ihn die



arge Schlappe, die die Pommern dem polnischen Kriegsruhm beigebracht hatten, und bald nach seiner Thronbesteigung drang er auch schon siegreich in's Pommernland ein, und unterwarf es sich. Aber er vermochte es nicht dauernd zu behaupten, und fortwährend erneuerten sich die wechselseitigen Verheerungszüge, was ihn bei seinen anderweiten Kämpfen in Böhmen, Mähren, Schlesien und Preußen sehr verdroß, weßhalb er beschloß, mit einem großen Schlage dem Unwesen ein Ende zu machen.

Die Nachricht eines neuen Pommernaufstandes im Jahre 1109 traf Boleslaw, als er eben in Böhmen beschäftigt war. Sogleich brach er mit auserlesenen Schaaren auf, und eilte Tag und Nacht, ohne Rast zu halten, an die bedrohten Grenzen des Reichs. Zu Kruswice vereinigte er seine Völker, und hielt eine große Heeresschau. Während die tapfren Kriegerschaaren also festlich aufgestellt waren, im Angesicht die Kirche, welche dem Heiligen Veit geweiht war, da erschien plötzlich auf dem Giebel derselben, Allen sichtbarlich, im kostbar schimmernden Kleide, einen goldnen Wurfspieß in der Rechten, ein Jüngling von der wunderbarsten Schönheit, und ein unaussprechlich zauberischer Glanz ging von ihm aus, der nicht blos das Heer und die Stadt Kruswice, sondern auch die ganze weite Umgegend überleuchtete. Und den Speer mit dem kräftigen Arm erhebend, winkte er gen Norden, und hin schwebte er von dem hohen Giebel durch die Lüfte langsam in der Richtung, die er bezeichnet hatte,

dahin, wo der Feind stand. Der König und das Heer, das göttliche Zeichen erkennend, brachen begeistert sogleich auf, folgten dem himmlischen Wegweiser, der im unverminderten Lichtglanz ihnen langsam voranschwebte, und ruhten nicht eher, als bis sie vor die durch Natur und Kunst gleich stark bevestigte Burg Nakel gelangten. Auf's Neue schwang der Jüngling seinen goldnen Speer gegen die Veste gewandt, und von dem Lichtmeer, das ihn umgab, aufgenommen, verschwand er vor den Blicken des staunenden Heeres in den hohen Aether, in seiner Erscheinung ihm ein sichres Zeichen des nahen Sieges zurücklassend.

Sogleich ward mit den Belagerungsarbeiten begonnen, und die Veste auf das Härteste bedrängt. Die Nakler vertheidigten sich anfangs tapfer, dann aber, in der Hoffnung auf Entsatz von Seiten ihrer Landsleute, suchten sie einen Waffenstillstand nach und versprachen, die Burg zu übergeben, wenn nicht bis zu einem bestimmten Tage von außen Hülfe käme. In der That war ein zahlreiches Pommernheer in Anmarsch, das, als es von dem geschlossenen Vertrage hörte, aber auch vernahm, daß die Polen demungeachtet nicht aufhörten, ihre Arbeiten fortzusetzen, beschloß, die Belagerer mit Uebermacht zu überfallen. Mit Zurücklassung aller Pferde, damit sie durch deren Hufschlag und Wiehern nicht verrathen würden, die gebahnten Wege sorgfältig vermeidend, zogen sie durch das Dickicht der Wälder unbemerkt vorwärts, und stürzten plötzlich, wie Schlangen aus ihrem Hinterhalt, noch vor Ablauf der

Kapitulationsfrist, gerade am Tage des Heiligen Laurentius auf das Lager der Polen.

Von diesen war in dem Augenblick ein Theil zum Zusammenbringen von Lebensmitteln und Futter, ein anderer zur Bewachung der Straßen und Wege ausgesendet; die übrigen aber kamen so eben aus der zur Ehre des Heiligen des Tages gefeierten Messe, als die Pommern ihren Angriff begannen. Boleslaw entwarf schnell entschlossen den Schlachtplan, und mit dem heitersten Antlitz, mit der Seelenruhe, welche die Gewißheit eines siegreichen Ausgangs giebt, sprach er zu den schnell zusammengerafften Kriegern: „Eure Redlichkeit, der Drang der drohenden Gefahr, und die Liebe zum Vaterlande, werden Euch, unbesiegbare Jünglinge, besser ermahnen, als meine Worte. Der Heilige Laurentius hat die Bahn zum Siege uns gewiesen. Heute, durch Gottes Huld und mit dem Gebet zum Schutzpatron dieses Tages, werde der Götzendienst der Pommern und ihr Kriegsübermuth durch unsere Schwerdter vernichtet! Drum auf zum Kampf, unterm Schutze unsers Märtyrers, auf mit dem Schlachtruf unsers Verfechters, Sanct Laurentius!" — Dann theilte der König die ihm zu Gebote stehenden Mannschaften in zwei Schaaren, und griff mit einer derselben mit der Wuth eines hungrigen Löwen den Feind von vorn an, während der Palatin Skarbimir mit der andern ihn zu umgehen suchte. — Ihrerseits schlossen sich die Pommern in einen gedrängten Haufen zusammen, pflanzten ihre Speere vor sich fest in die Erde in geneigter Richtung gegen den Feind,

und vertheidigten sich so lange gegen Boleslaws bald hier, bald dort versuchte kühne Angriffe, bis Skarbimir von der andern Seite eine günstige Gelegenheit zum Eindringen ersah, und hierdurch ihre festgeschlossene Masse von hinten auseinandersprengte. Allein auch selbst dann noch leisteten sie tapferen Widerstand, und wandten sich erst völlig zur Flucht, nachdem sie von fast allen Seiten eingeschlossen waren.

Ungeheuer groß war die Zahl der Todten, unermeßlich die Zahl der in den Netzestrom und in die Sümpfe Gesprengten. Von den 40000 Heiden entrannen kaum 10000 dem Schwerdte der Polen. Es war unmöglich, daß von Menschenhänden so Viele an einem Tage hätten umkommen können, wenn nicht der Heilige Laurentius selbst bei dem Vernichtungswerk geholfen hätte. Die Pommern selbst gestanden, an 27000 Mann verloren zu haben. „Zähle den Sand am Meer und die Sterne des Himmels — sagt der Chronist Kadlubek — und Du hast die Zahl der Todten.“ Die Burg Nakel ergab sich nun, wogegen der Besatzung das Leben geschenkt ward. Große Gruben wurden für die Todten gegraben und mit Hügeln behäuft, die noch nach Jahrhunderten von der Größe der Blutarbeit zeugten. Nun ging's die Netze hinab, und hintereinander fielen die Vesten Uscz, Czarnikau und Filehne. Fortan vermochten die Pommern nicht mehr, mit Bestand sich gegen die polnische Herrschaft aufzulehnen.

Schloß Filehne
im Jahre 1109,
und
Boleslaws Handschuh.

Die stolze Veste Nakel fiel
Durch Sanct Laurentius,
Und weiter zog zum Siegesziel
Entlang den Netzefluß
Fürst Boleslaw, der tapfre Held,
Und Czarnikau und Usczie fällt:
Da hält den stolzen Siegeslauf
Noch trotzig Schloß Filehne auf.

Ha, thürmt nur Schanzen und Verhau,
Führt Wurfgeschütz heran!
Der Pommer lacht der bunten Schau,
Und höhnt der Sieger Wahn.
Denn ob sie stürmen Tag und Nacht,
Es ward zu Ende nicht gebracht.
Nach wochenlangem blut'gem Sturm
Fiel dennoch nicht der kleinste Thurm.

Wo bist Du Sanct Laurentius
Mit deinem goldnen Speer?
Der Heide trotzt im Siegsgenuß
Der Polen Wuthbegehr.
Und Sturm auf Sturm, und Blut um Blut.
Im Graben tief, da ruht sich's gut;
Da ruht die Wuth. — Held Boleslaw,
Tief kümmert ihn der Seinen Schlaf.

„Wohlan, so nehmt mein Königswort,
Den Handschuh nehmt zum Pfand:
Wenn Ihr mir räumt den festen Ort,
Sei Gnad' Euch zugewandt." —
Die Pommern hören's Kampfes matt;
Kein Retter naht; es wankt die Stadt
Zum Tod erschöpft. — Es ist gethan:
Das Königswort, sie nehmen's an.

Mit Weib und Kind sie ziehen aus,
Die Polen ziehen ein;
Sie räumen Tempel aus und Haus,
Die Christen nun entweihn.
Doch wie sie sorglos fürder ziehn,
Nach lang' verhaltnem Racheglühn
Bricht los der Ungetreuen Wuth,
Und sättigt sich in Pommernblut.

„Was kümmert uns des Königs Wort,
Und was sein Handschuh gar?
Vernichtet sei der Heidenort,
Vernichtet Eure Schaar!
Nach Rache schreit der Brüder Tod,
Nach Sühne lechzt der Wunden Roth!“
Hin ward gemetzelt Greis und Mann,
Und Weib und Kind; niemand entrann. —

Der Handschuh aber blieb zum Pfand,
Zum Pfand dem Weltgericht:
Und schaudernd flog's von Land zu Land,
Wie so man Eide bricht.
Und wer trotz Bürgschaft, Pfand und Eid
Sein gutes Recht verlor, noch heut
Fragt ihn der Spott: „Was hast Du? Was?
„Es ist der Handschuh Boleslas'!“

Der See Skrzynka.

Zwischen den Hügeln, welche das kleine Städtchen Moszyn, etwa zwei und eine halbe Meile südlich von Posen belegen, umgeben, befindet sich der See Skrzynka oder Skrzynna, von bedeutender Tiefe, worin, nach der Ortssage, große Schätze ruhen sollen.

Zur Zeit des ersten schwedischen Krieges kam nemlich ein angesehener schwedischer Offizier in diese Gegend, welcher schnell zu der Besitzerin der daselbst herum belegenen reichen Güter eine leidenschaftliche Liebe faßte. Da sie jedoch ihm weder Gegenliebe gewähren mochte, noch Sicherheit für ihre eigene Person mehr auf ihrem Schlosse finden konnte, so faßte sie den Entschluß, seinen immer dringender werdenden Nachstellungen zu entfliehn, und alle ihre Reichthümer an Kleinodien, kostbaren Geräthen, und das gesammte Geld und Tafelsilber mit sich zu nehmen. Der aufmerksame Schwede entdeckte jedoch unmittelbar darauf ihre Flucht, und eilte ihr nach; kaum sieht die heroische Frau sich entdeckt, und erkennt die Unmöglichkeit, ihrem Verfolger zu entrinnen, so befiehlt sie, ihren Schlitten nach jenem See, welchen nur erst eine dünne Eisrinde

bedeckte, hinzulenken. Der Schwede folgt ihr auch dorthin, schon ist er ihr ganz nahe, schon droht er, sie zu ergreifen, da bricht unter ihnen das Eis, und Alle versinken in den Fluthen des Sees.

Noch viele Jahre nachher will man eine weibliche Gestalt an den Ufern dieses Sees haben herumirren sehn, verfolgt von einem Manne, der ihr unablässig nacheilte, ohne sie jedoch jemals erreichen zu können. Dann verschwand ihre edle schlanke Gestalt in den durchsichtigen Fluthen des Wassers an der Stelle, wo jene Heldin und ihr Verfolger ihr gemeinsames Grab gefunden hatten. — Die Sage von den mit ihnen versunkenen Schätzen erhielt sich aber so lebendig im Munde des Volks, daß der letzte Starost von Moszyn, ein Liebhaber in andrem Sinne, wie jener Schwede, mit großem Kostenaufwande einen tiefen Graben schlagen ließ, um den See abzulassen, und so der versunkenen Reichthümer sich zu bemächtigen. Aber das Wasser floß nicht ab, die Schätze ruhen noch heute unangetastet in der Tiefe, und die noch vorhandenen Spuren jenes Grabens sind die Zeugen seiner getäuschten Hoffnung.

(*E. Raczyński*, Wspomnienia Wielkopolski. I., p. 276. Poznań 1842.)

Schloß Bentschen.

Von dem Schlosse Zbąszyń (Bentschen) hat sich im Volke folgende Sage erhalten. — Einer der früheren Besitzer dieses Schlosses ward, nachdem er in seiner Jugend sich einer ausschweifenden Lebensweise hingegeben hatte, urplötzlich von dem Gefühl der Reue so mächtig ergriffen, daß er fortan seine späteren Jahre einem andächtigen beschaulichen Leben widmete. So zum Greise gealtert verwendete er seine bedeutenden Einkünfte zu mildthätigen Zwecken, und sein Vertrauter beim Austheilen der Almosen war ein treu bewährter vieljähriger Diener. Die eingezogene Lebensweise des Herrn von Zbąszyń gefiel indeß seinem Sohne nicht. Dieser Jüngling von verderbten Sitten war frech genug, die Frömmigkeit seines Vaters für Heuchelei zu halten, den Diener aber mit seiner Rache für die Folge zu bedrohen.

Nach einiger Zeit raubte eine plötzliche und ungewöhnliche Schwäche dem Greise zuerst die Sprache, und kurz darauf auch das Leben, und nachdem die Leiche zu Grabe getragen war, beschied der neue Erbe den alten Diener vor sich, und befahl ihm, ihn in die Schatzkammer zu

führen. — „Hat denn hier mein Vater sein Vermögen niedergelegt?" fragte er, in ein Gewölbe geführt, indem er einen großen mit Eisen beschlagenen Kasten sah, welchen er eifrig eröffnete, worin er aber zu seiner großen Ueberraschung nur Andachtsbücher und ein haarenes Bußgewand erblickte. — „Wo sind die Schätze meines Vaters?" — fragte wild der Jüngling, und nachdem er diese nicht fand: „Wo sind die Bescheinigungen über die verschwendeten Einkünfte?" — „„Mein Herr — entgegnete der Diener — hat seine Einkünfte unter die Unglücklichen vertheilt, und von diesen keine Quittungen verlangt."" — „Du Taugenichts, Du mußt sie beschaffen, und kommst nicht eher von der Stelle, als bis ich dieselben werde erhalten haben!" Indem der neue Gebieter so sprach, verschloß er hinter sich die eiserne Thür, und ließ den alten Diener einsam in dem Gewölbe sitzen.

Wildes Gelächter der Theilnehmer an der Ausschweifung des Jünglings durchtönte das Schloß. Zwei Tage hindurch blieb der unglückliche Diener ohne Speise und Trank in seinem Gefängnisse, während sein neuer Gebieter mit seiner ausschweifenden Gesellschaft der Schwelgerei huldigte. Am dritten Tage beim Abendessen fiel es einem stark Berauschten jener Gesellschaft ein, spottweise die Gesundheit des Gefangenen auszubringen, indem er sagte: „Möge der Alte ihn pflegen und ihn befreien, wenn er es vermag!" — In diesem Augenblicke öffneten sich die schweren eisenbeschlagenen Thüren, die zu dem unterirdischen Schatzgewölbe führten, und in den Saal tritt zu den Versam-

melten, in ein weißes Gewand gekleidet, und den treuen Diener an der Hand führend, der verstorbene Vater. —

„Wohl, so ist es — sprach er mit einer Grabesstimme — ich habe ihn gepflegt, und aus dem Gefängnisse geführt, und jetzt bezeuge ich hier seine Unschuld." — Mit diesen Worten verschwand er, und sein Sohn fiel, wie vom Donner gerührt, besinnungslos zu Boden.

Der Jüngling ging nach dieser wunderbaren Erscheinung in sich, und sein späterer Lebenswandel hat es beurkundet, daß die Mahnung des Vaters mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden ist.

(Wspomnienia Wielkopolski przez *Edwarda Ar. Raczyńskiego*. I. 219. *Poznań* 1842.)

Die faule Magd.

Bei Strzellno im Kujawerland
Da liegt ein großer Stein;
Die faule Magd wird er genannt.
Wer weiß, wie es damit bewandt,
Dem zittert's durch's Gebein.

Dem zittert's eiskalt durch's Gebein,
Er kreuzt sich auf und ab,
Fühlt sein Gewissen er nicht rein.
So faul er sei, er läuft vom Stein
Davon im vollen Trab.

Es war ein Pfaff; der Pfaff ward krank —
Schon viele Jahr' ist's her. —
Er fühlt, es sei sein letzter Gang;
Ein kühler Trunk zum Scheidedank,
Nichts mehr war sein Begehr.

Die Wirthin sprang in Angst, und rief
Der Magd, zu laufen schnell.
Die aber lag im Stall und schlief,
Und schnarcht' und schlief so tief, so tief. —
Gar weit war's bis zum Quell! —

Die Wirthin dreht sie um und um,
Und flucht, und schilt, beschwört:
Die Magd kehrt langsam sich herum;
Es geht im Kopf ihr um so dumm:
Sie hat kein Wort gehört.

Dem Pfaffen ward das Sterben schwer:
„Ein Trunk, ein Trunk! Erbarmen!" —
Der arme Kranke stöhnte sehr,
Und seine Wirthin noch viel mehr,
Bis sie mit starken Armen,

Mit starken Armen packt die Magd,
Wirft ihr den Eimer nach,
Und fort zum Born im Feld sie jagt:
Indeß der Pfaffe ächzt und klagt,
Bis ihm das Auge brach.

Die Wirthin weint aus Leibes Macht;
Ihr war der Herr gar lieb.
Haarraufend rennt sie aufgebracht
Hinaus in die Novembernacht,
Zu sehn, wo's Mädchen blieb.

Am Kreuzweg eben geht sie her,
Doch halb den Eimer leer noch.
Der Gang ward ihr unmaßen schwer:
„Ja, wenn's vom Quell zum Hof nicht wär'!
Vom Hof zum Quell ging's ehr' noch."

Da ruft mit zornempörtem Schrein
Die Wirthin fürchterlich:
„Verflucht, verflucht sei dein Gebein!
„Erstarre, faule Magd, zu Stein!
„Mein Herr, der starb durch Dich!"

Kaum ist das Wort gesprochen aus,
Da bleischwer, eisig kalt,
Recht aus dem Innersten heraus
Durchrieselt's ihr das Mark, o Graus;
Das Blut sich stockend ballt.

Gelenk erkracht, die Haut wird hart,
Starr, steif der ganze Leib;
Erfüllt der Fluch zur Stelle ward.
Hoch aufgericht't zu Stein erstarrt,
So steht noch heut das Weib.

Heran, ihr Burschen unverzagt,
Ihr Dirnen, schaut sie recht:
Am Kreuzweg steht sie Tag und Nacht,
Ein Grauen jeder faulen Magd,
Und jedem faulen Knecht! — *)

Das Wappen Ogonczyk.

Es war in der Osterwoche des Jahres 1104, als Boleslaw III. Krzywousty von Polen mit drei Schaaren feindlich in Mähren einfiel, und weit umher das überraschte

*) Und wenn Ihr nicht den Platz mehr kennt,
Wo jene Magd verdammt,
Und wenn kein Mund den Stein mehr nennt,
So wißt: er liegt im Fundament
Vom Brandhaus auf dem Amt. —

Land plünderte und verheerte. Auch das alte Geschlecht der Edlen von Odrowąs hatte zur Vertheidigung seines Stammsitzes und Vaterlandes seine Banner gesammelt; aber sie erlagen dem siegreichen Polenheere und flohen zerstreut in die Berge, während das Schloß Odrowąs dem Feinde zur Beute ward. Plötzlich ward es umzingelt, die kleine Besatzung niedergemacht, und die Tochter des Burgherrn, der im Kampfe gefallen war, von rohen Händen ergriffen, von dem Führer der Truppe auf ein Pferd gehoben, und im sausenden Galopp sprengte dieser mit seinem schönen Raube davon. Jammernd rang die Jungfrau die Hände, ihr Klageruf erfüllte die Luft. Der Sieger sprengte durch eine Schlucht, in welcher Peter von Radzikow, ein junger mährischer Edler, sich mit seinem Häuflein in den Hinterhalt gelegt hatte; kaum vernimmt er die Wehklagen, und gewahrt den frechen Entführer, so rennt er mit eingelegter Lanze ihn an, die Seinigen stürmen nach, die Feinde zerstäuben, ihr Führer liegt durchbohrt am Boden.

Von heißem Dankgefühl ergriffen, sinkt die Jungfrau ihrem Retter zu Füßen, reicht ihm den Ring, den sie am Finger trug, hin, und bittet, daß er ihn halb durchschneide, und die Hälfte als Andenken an seine schöne That fortan behalte, indem sie mit einem Eide gelobt, daß sie niemandem als nur ihm sich werde vermählen. — Peter von Radzikow nahm die Hälfte des Ringes, aber aus Besorgniß, daß ihm, dem geringen Edelmanne, die altadlige und so stolze als mächtige Familie der Odrowąs, die holde

Jungfrau heimzuführen in Güte nicht gestatten werde, begnügte er sich vorerst mit ihrem Versprechen, und führte sie in Sicherheit und zu den Ihrigen zurück.

Der Kriegssturm war vorübergerauscht, die Familienangelegenheiten kamen wieder in Berathung, und die Vormünder und Verwandten des jungen Fräuleins drangen nach einigen Monaten auf ihre Vermählung mit dem Sohne eines angesehenen und reichen mährischen Herrn. Schon ist der Tag der Hochzeit festgesetzt; eingedenk ihres Eides sieht sie mit Jammer die Vorbereitungen zu dem ihr so trauervollen Feste, das abzuwenden sie umsonst alle ihre Mühe aufgeboten hat, treffen; vergebens harrt sie von Stunde zu Stunde mit immer stärker pochendem Herzen der Ankunft ihres verlobten doch ihr unbekannt gebliebenen Erretters; die Gäste sind versammelt, an der Seite ihres bestimmten Gemahls, der sie vergebens zu trösten und zu beruhigen sucht, wankt sie zur Kirche; schon steht sie vor dem Altare; da durchbricht ihr Getreuer die Reihen der Umstehenden, bescheiden tritt der edle Jüngling zu ihr heran, und reicht die Hälfte ihres Ringes ihr mit den Worten zurück: „nimm wieder das Pfand, und thue nach deinem Belieben." — Aber das Herz der Jungfrau wogte auf in unaussprechlicher Freude, sie erkannte den Ring, erkannte ihren Befreier wieder, und ihre Kräfte sammelnd sprach sie zu den Ihrigen und ihren Begleitern: „Wer mein Befreier war, ich wußt' es nicht; aber ich gelobte ihm das Beste, das ich Geraubte und Hülflose damals besaß, meine treue Liebe auf immerdar. Zu

Jammer habe ich gerungen gegen den Bund, zu dem Ihr mich zwingen wolltet; hier seht des Ringes Hälfte, die ich ihm zum Pfand meiner Treue und Dankbarkeit gegeben, seht hier die andre Hälfte, die seitdem nie von meinem Busen gekommen, seht hier meinen Erretter und Befreier, der mir Leben und Vaterland wiedergegeben. Ihr Verwandte und Freunde, denen Wahrhaftigkeit und Ehre stets des Lebens edelste Krone war, Ihr würdigt meine Freude, würdigt mein Verlöbniß. Niemandem gehör' ich an, als nur ihm. Verstoßt mich, tödtet mich; doch ihm hab' ich geschworen, und ihm halt' ich meinen Schwur bis in den Tod!" —

Alle staunten, und schauten mit Bewundrung bald die Jungfrau, bald den heldenmüthigen Jüngling an. Der aufgedrungene Verlobte erkannte hochherzig den größeren Anspruch des Nebenbuhlers auf die Liebe seiner Braut an, und „wie? — sprachen die Verwandten — soll dem Feinde selbst das Wort der Treue gehalten werden, wie durfte es dem hingebenden Freunde und Befreier gebrochen werden?" — Sofort ward die Vermählung des jungen Paares gefeiert, und der Tag, welcher für die Jungfrau als ein Tag tiefster Kümmerniß begann, endete ihr und ihrem Geliebten als ein Tag höchster Freude. —

Zum Gedächtniß an das Ereigniß nahm Peter von Radzikow die Hälfte des Ringes als Zeichen in sein Wappenschild, und verband damit das Wappen der Odrowas, einen Pfeil. — Ein halber Goldring, auf dessen Stein ein weißer Pfeil steht im rothen Felde, als Helm-

schmuck zwei ausgestreckte Arme, blieb fortan das Wappen der Nachkommen Peters. Zwei Söhne hatte er, einen Namens Ogon, von dem die Ogonski stammen, und nach dem das Wappen auch Ogonczyk genannt ward, und einen andern Namens Andreas, Powała (hinstrecken, erschlagen) zubenannt, nach dem auch das Wappen Powała heißt. Nach dem Stammvater selbst aber hieß es Pogonczyk (von pogonczy, nachsetzen, verfolgen). — Nachmals siedelten die beiderseitigen Familien sich zahlreich nach Großpolen über, wo sie in Kriegen sich auszeichneten und viele Güter besaßen.

Gezibaba.

Ein Jäger saß im Föhrenwald.
Es saust der Wind, die Nacht ist kalt.
Nach langer Wandrung weit herum
Zum Tod ermattet sank er um.
Neun Jahre schon umirrt er viel;
Rastlose Müh, gefahrvoll Ziel!
Wie's drunten in der Hölle wär,
War zu erspähn sein heiß Begehr. —

Von Frost erstarrt, der Jägersmann
Facht sich ein wärmend Feuer an.
Wie wohlig er die Flamme schürt,
Aechzt über ihm: „mich friert, mich friert,“
Mit zitternd halberstickten Tönen
Ein wimmernd Weiberklagestöhnen.
Der Jäger springt mit Grauen auf,
Und schaut zum Fichtenstamm hinauf,
Und schaut ein Weib in seiner Krone —
Geboren nicht von Erdensohne,
Ein häßlich alt verschrumpftes Weib,
Im Lumpenkleid der Hexenleib.

„Wer Du auch seist, so steig hernieder,
Und wärm' am Feu'r die starren Glieder!“ —
Und an der Fichte hoch und schlank
Sie Eichhorn-gleich sich niederschwang.
Das Feuer sprüht in dichtem Qualm;
Der Wandrer still sang seinen Psalm.
„„Neun Jahr, und noch kein Ziel erspürt?
Neun Jahre in der Irr' geführt?““ —
„Zu sehn der alten Götter Ort,
Zur Hölle treibt's mich ruhlos fort.“ —
„„Zur Hölle, Söhnchen, ist nicht weit;
Zu führen Dich, ich bin bereit.““ —
„Wer bist Du, Weib?“ — „„Bin dort bekannt,
Und Gezibaba hier genannt.
Doch willst Du in die Hölle fahren,

Wohl hüte Dich, das Fleisch zu sparen.
Auf einem Drachen reitest Du
Dem Sitz der alten Götter zu;
Ihn gut zu füttern sei befleißt,
Daß Dich der Drache nicht zerreißt.''''

Drei weiße Hirsch', ein schwarzes Rind
Erlegt der Waidmann sich geschwind;
Damit an Gezibaba's Hand
Kommt er an eines Abgrunds Rand.
Ein Drache, riesig, ungeschlacht,
Entsteigt der tiefen Höhle Nacht.
Das Weib verschwand; er wirft dem Drachen
Der Hirsche einen in den Rachen;
Gezähmt beut er den Rücken dar.
Dem Waidmann steigt zu Berg das Haar.
Sich kreuzend, betend, sitzt er auf.
Tief geht's hinab mit schnellem Lauf;
Und schnappt das Thier nach ihm zurück,
Giebt er ihm von dem Fleisch ein Stück.

Da öffnet sich der Göttersaal
Mit seiner Höllenmarterquaal.
Ein Blick des Augs verschlinget traun
Ein unermeßlich Meer von Graun;
Ein Blick des Augs auf dieses Leid
Gnügt ihm für alle Ewigkeit;
Und von dem Schrecken und dem Graus

Wünscht er sich meilenweit hinaus.
Der Drache wird zurückgelenkt;
Doch wie der Jäger auch spornt und drängt,
Bei trägrem Lauf mit größrer Gier
Schnappt nach dem Reiter das Gethier.
Das letzte Fleisch schon warf er vor, —
Noch dämmert nicht des Abgrunds Thor;
Das Ungeheuer zu bezähmen,
Muß er verzweifelnd sich bequemen,
Den eignen Fuß zu schneiden ab.
Da ging's hinauf im frischen Trab.

Der Drache kehrt zum Höllenbrand;
Der Jäger lag am Höhlenrand.
Der Windhauch flüstert durch die Föhren,
Und Rabenkrächzen läßt sich hören.
Wie eine glühnde Sense blinkt
Der Neumond durch die Bäum', und winkt —
Die Sichel Gezibaba's — Tod. —
Da faßt er fromm sich in der Noth:
Wie blutend auch, er schleppt sich fort
Zu eines Kirchleins heilgem Ort.
Dort that er Buß', und nimmermehr
Trug er die Höll' zu schaun Begehr,
Und, wenn auch nur mit einem Bein,
Ging seelig dann zum Himmel ein.

Das Wappen Nowina

oder

Złotogolenczyk.

Auf einem Feldzuge des Königs Boleslaw Krzywousty in Schlesien gegen die Böhmen begleitete ihn unter andern auch ein Hufschmidt, der bei einem unglücklich ausgefallenen Treffen zugleich mit seinem Gebieter in Gefangenschaft gerieth. Beide wurden in einen tiefen Kerker gebracht, und Fuß an Fuß an einander geschmiedet. Umsonst sann der treue Hufschmidt auf Mittel, und versuchte in jeder Weise, doch fruchtlos, seinen theuren Herrn zu befreien. Endlich, als einmal die Aufmerksamkeit der Wächter nachgelassen hatte, ergriff der erstere die günstige Gelegenheit, und ohne sich lange zu besinnen, schnitt er sich seinen Fuß ab, verband die Wunde mit des Königs Leibbinde, und verhalf diesem, also befreit von der gemeinschaftlichen Fessel, zur Flucht, die auch glücklich gelang. Zu spät entdeckte man, wie der gefährlichste Gefangene entronnen sei, allein der Herzog Wladislaw von Böhmen erkannte auch in dem

Feinde die treue Hingebung und den Heroismus des Dieners gegen seinen Herrn an, ließ mit Sorgfalt seine Wunde heilen und sandte ihn reichlich beschenkt in sein Vaterland zurück. Hier nahm der König ihn mit hohen Ehren auf, und zur Verherrlichung seiner Aufopferung verlieh er ihm ein Wappen, in dessen Schilde ein abgeschnittener bewaffneter Fuß in Golde gemalt war. Daher hieß es Złotogolenczyk (golen, der Fuß, das Knie, und złoto, Gold).

Der Sohn dieses Hufschmidts diente nachmals im Heere des Königs als Hauptmann, und zeichnete sich im Jahre 1121 im Feldzuge gegen die Russen dadurch aus, daß er in einer Schlacht seinem Herrn sein gesundes und kräftiges Pferd überließ, als dieser sein ermüdetes und verwundetes Roß nicht mehr reiten konnte. Dafür erneuerte der König jenes Wappen, das seitdem Nowina genannt ward, obwohl die Gelehrten darüber nicht ganz einig sind. — Dies neuere Wappen führt im blauen Felde ein silbernes nach unten gekehrtes Hufeisen, darüber ein mit der Spitze nach unten gekehrtes Schwerdt, und als Helmschmuck einen goldgepanzerten Fuß.

Twardowski.

Unter allen berühmten Männern vergangener Jahrhunderte giebt es nicht leicht einen, von dem so viele Erinnerungen und so wenig Gewißheit vorhanden wäre, als von Twardowski, seinem Leben und seinen Thaten. Sein Geschlecht, seine Vorfahren, das Jahr seiner Geburt oder seines Todes, ja beinahe die ungefähre Zeit seines Lebens sind unbekannt. Der Name Twardowski kommt zwar häufig in der polnischen Geschichte vor, und ihn führten bedeutende Männer; auch leben noch Familien dieses Namens, sie wollen aber nicht als Nachkommen des berühmten Zauberers gelten, und führen ihren Stammbaum nicht auf ihn zurück. Vergebens habe ich weit und breit nach einem alten polnischen oder lateinischen Volksbuche gesucht, worin vollständig, ähnlich unserm Eulenspiegel und Faust, seine Thaten erzählt wären. Alle Nachrichten führten zu dem Schluß, daß ein solches Buch nie existirt habe; der Held gehört ausschließlich der Tradition an, und diese ist um so reicher, je ärmer die Schriften über ihn sind; sie erstreckt sich durch ganz Polen, von Cracau bis Bromberg

und Fordon, und von der Schlesischen Grenze bis nach Podlachien, Masovien und bis zum Dnepr. Kein Wunder, daß neuere Dichter die phantastische Figur häufig zum Helden von Romanen, Dramen, Opern und andern Dichtungen benutzt haben; fast alle aber haben nach dem eignen Urtheil seiner Landsleute ihm mehr oder weniger das eigenthümliche nationelle Gewand abgestreift, und ein deutsches oder italienisches ihm angezogen; Faust und Don Juan machten ihren Einfluß auf diese jüngern Dichter wechselsweise geltend. Treuer hat Twardowski's Karakter die noch im Volksmund lebende Tradition bewahrt, und was wir davon haben aufgreifen können, sei hier im losen Zusammenhange mitgetheilt; denn schwierig ist es, eine bestimmte Ordnung in seine Biographie zu bringen; er lebte, starb, und verjüngte sich wieder, ja, er lebt noch fort, und die Tradition sagt nicht, in welcher Epoche diese oder jene That von ihm vollführt ist. Der staunenswerthen Thaten aber sind unzählige, und reich und vielbewegt ist sein Leben.

1.

Soviel ist gewiß, Twardowski war ein echter Edelmann von Mutter- und Vaterseiten; schon sein Name bezeugt es; denn bekanntlich sind die polnischen Namen auf ski eigentlich und ursprünglich nur Ableitungen von dem Namen des Orts, welcher der Familie gehörte, und nach dem sie sich zu nennen pflegte. Twardowski besuchte die

hohe Schule zu Cracau. Nirgends war im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Mathematik, Chemie und Astrologie so sehr in Flor, als auf jener Universität; Hochgebildete hielten Mathematiker und Magier für gleichbedeutend; Mathematik, Astronomie und Astrologie waren die Hülfsstudien für die Schwarzkunst, und selbst Könige warfen sich Goldmachern und Schwarzkünstlern in die Arme. Ein aufstrebender Geist, wie Twardowski, mußte zu dieser Kunst sich unwiderstehlich hingerissen fühlen. Er wollte die Geheimnisse der Natur erforschen, aber nicht, um sich immer tiefer in deren Studium einzugraben, sondern um sie praktisch zu benutzen. Ein Jüngling voll Heiterkeit und Frohsinn, stets zu ausgelaßnen Streichen aufgelegt, gewohnt, als ein Mann von Stande splendid zu leben, studirte er die Schwarzkunst, um durch sie sich einen unerschöpflichen Geldbeutel zu verschaffen, und — als kein Freund vom Sterben — eine Arznei gegen den Tod zu finden.

Die Ebne von Krzemionki, in der die Stadt Podgorze erbaut ist, von einer Kette von Kalkbergen umgeben, erregte seine ganze Aufmerksamkeit; dort suchte er in den Adern des festen Gesteins nach kostbaren Metallen; aber vergebens. Dort und auf dem Grabhügel des Krakus sah man ihn oft Nächte lang einsam verweilen, und schon ward er verdächtig, daselbst mit dem Bösen zu verkehren. Endlich fand er zu seiner größten Freude in einem alten Buche die Kunst aufgedeckt, wie man den Teufel heraufbeschwören könne. Alsbald verläßt er in

einer Nacht Cracau, wo er auch als angesehener und glücklicher Doktor kurirte, in aller Stille, geht in die Schluchten von Krzemionki, und beginnt, den Teufel zu citiren. Satan ließ nicht auf sich warten, und die Beiden schließen, wie es damals Gebrauch war, einen Vertrag miteinander. Der Böse lehnt sich an eine Felswand, zieht eine Ochsenhaut hervor, und schreibt darauf, auf sein Knie sich stützend, eine lange Urkunde, und reicht sie dem Twardowski hin, damit er sie mit dem Blut aus seinem Herzfinger unterschreibe. Der Jüngling las sie aufmerksam durch; unter vielen andern Bedingungen des Vertrages war auch die, daß der Teufel solange weder an den Leib noch die Seele Twardowski's einen Anspruch haben solle, als dieser sich nicht von ihm in Rzym (d. h. Rom) betreten lasse. Bis dahin habe er aber über den Bösen als unumschränkter Herr zu gebieten. Twardowski unterschreibt; der Bund ist geschlossen. Zugleich erhielt der Jünger vom Bösen einen Zauberspiegel, um damit in größerem Umfange die Schwarzkunst zu üben.

2.

Zunächst zwar blieb noch Cracau der Schauplatz seiner Thaten. Vom Schüler erhob Twardowski sich zum Lehrer, und nicht mit Unrecht behauptete das Volk, in den Bergen von Krzemionki habe er eine negromantische Schule errichtet. Dort wird noch jetzt ein Platz in einem tiefen schluchtenvollen Bergkessel gezeigt, den man Twardowski's Katheder zu nennen pflegt, wo er seinen

Schülern Vorlesungen und mit seinen Geistern Berathungen hielt. In seiner Schule ließ er aber keine weise Frauen zu, denn obwohl auch diese sich auf Hexereien und Zaubereien verstanden, so trieben sie diese Kunst doch nur auf die alte hergebrachte gemeine Weise mit Hülfe von Kräutern, während er als Gelehrter und tiefer Eingeweihter sich des edleren Spiegels bediente. — Nicht immer scheint ihm der Teufel unterwürfig gewesen zu sein; denn noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zeigte man in Cracau ohnweit des Schloßthors ein Haus, dessen gespaltene Wände und zerrissene Umfassungsmauern einen harten Kampf zwischen Twardowski und dem Satan bezeugen sollten, als dieser sich jenem zu widersetzen und seinen Dienst ihm zu versagen wagte.

3.

Diese Dienste, die von ihm gefordert wurden, waren allerdings nicht leicht. Twardowski befahl ihm zum Beispiel, alles in der Erde von ganz Polen befindliche Silber an einem Ort zusammenzuhäufen, und mit Bergen zu bedecken. Der treue Knecht gehorcht, und so entstanden die nachmals so berühmten Silber- und Bleigruben von Olkusz, einer früher dadurch sehr bedeutenden, jetzt aber fast ganz in Ruinen liegenden Stadt in der Woywodschaft Cracau.

Nach dem Glauben der Bergleute sitzt auch noch heute Twardowski in den Salzgruben von Bochnia und Wieliczka verborgen, wo er wirkt und schafft, und es scheint

auf ihn die Macht des älteren Skarbnik, des Herrschers über alle in polnischen Landen verbreitete Metallschätze, von der Sage übertragen zu sein.

4.

Sodann hieß der Twardowski den Teufel einen hohen Berg auf den Sandfelsen setzen, doch so, daß die breite Seite zu oberst, und die Spitze zu unterst käme. Der gehorsame Knappe thürmte, wie ihm befohlen war, den Berg in der vorgeschriebenen Gestalt auf den Berg, der noch bis auf den heutigen Tag so dasteht, und Falkenfels genannt wird. —

Ebenso mußte er nach der unerschöpflichen Laune seines Herrn die ungeheuren Steinmassen bei Pieskowa Skala und Czerwiensk zusammenhäufen, und in einer einzigen Nacht die weiten und tiefen Teiche von Knyszyn ausgraben.

5.

Twardowski verdroß es fast, daß der Teufel so erstaunlich schnell seine schwierigsten Aufgaben ausführte; denn oft ward ihm seine Gegenwart lästig, und er dachte darauf, ihn auf längere Zeit zu beschäftigen. Darum befahl er ihm, einen Damm durch die Weichsel zu bauen. Das Ding war freilich schwierig, denn die Söhne des infernalischen Pechpfuhls lieben das reinigende Element des Wassers nicht, und weichen ihm gern aus. Dennoch machte der Teufel sich rüstig an's Werk, und warf ungeheure

Steinmassen in den Strom; aber was er heut gebaut, versank und verschwand am nächsten Tage schon wieder; unermüdlich und zähneknirschend vor Grimm schafft er immer neue Steinblöcke vom größten Umfange herbei, und schon triumphirt er über den fast vollendeten Bau. Da braust der aufgestaute Strom schäumend auf, und hin stürzt im Huy das riesige Werk und wird von den brausenden Strudeln von dannen geführt. Satan fletschte die Zähne gegen das feindselige Element, und wagte lange vor Schaam nicht, vor seinen Herrn zu treten; von dem Bau stand er nun aber ab. In der Nähe der Stadt Fordon, etwas stromaufwärts, liegen noch in der Weichsel die letzten Trümmer dieses Dammes in ungeheuren Steinblöcken, die fast den Fluß in eine andere Richtung gedrängt haben, zum großen Aergerniß der Strompolizei.

6.

So geschah alles sogleich, was Twardowski nur wünschte. Bald ritt er auf einem gemalten Pferde, als wäre es ein wirkliches Thier; bald setzte er sich rittlings auf einen Hahn, und jagte darauf durch die Lüfte; bald flog er auch ohne Flügel umher, setzte sich mit seinem Mädchen in ein Boot und schiffte ohne Ruder und Segel den Weichselstrom auf und ab, oder nahm zauberische Gläser und zündete damit auf hundert Meilen weit Häuser und Dörfer an, oder alten Weibern die Röcke auf hundert Schritte.

Derartiger Abentheuer indeß endlich einmal müde, verliebte er sich sterblich in ein schönes Fräulein. Er wollte

dasselbe alles Ernstes heirathen, aber es setzte das Fräulein eine Bedingung auf ihre Einwilligung. Sie hatte nemlich in einem Fläschchen ein Thier, und ließ jeden ihrer Freier, deren sie gar viele hatte, auf den Namen dieses Thieres rathen. Twardowski verkleidet sich als Bettler, und geht so zu der Schönen. Schon von Weitem zeigte sie ihm das Fläschchen und fragte ihn sogleich:

„Wurm oder Schlange, was für ein Thier?
Wer das erräth, vermählt sich mir.“

Twardowski erwiederte darauf: „Das ist eine Biene, gnädiges Fräulein.“ — Und so war es auch in der That, und am Tage darauf wurde schon die Hochzeit gefeiert.

7.

Frau Twardowska scheint indeß noch andere Eigenschaften als Schönheit besessen, und zu Zeiten an eigenthümlichen Passionen gelitten zu haben, die zu kuriren selbst ihrem Gemahl nicht immer gelang, weßhalb denn im Ehekalender auch häufiger Sturm als Sonnenschein und heitres Wetter zu lesen war. In ihren absonderlichen Neigungen baute sie sich unter andern auf dem Markte zu Cracau ein kleines Häuschen von Lehm, und verkaufte darin Schüsseln, Töpfe und anderes irdenes Geschirr. Ihr Gemahl, aus Verdruß darüber, fuhr dann regelmäßig, als reicher Herr in glänzender Karosse mit einem zahlreichen Gefolge an ihrer Bude vorbei und queer durch die Haufen der auf der Erde vor derselben ausgebreiteten Töpferwaaren, und was nicht Pferde und Wagen zerstampften

und zermalmten, mußten seine Diener vollends zerschlagen. Da gab es denn ein ungeheures Halloh unter dem umstehenden Volke und den zahlreich versammelten Gassenbuben, und wenn seine Gattin in äußerster Wuth nun auf ihn und alle jauchzende Anwesende schimpfte, und sie in den gottlosesten Ausdrücken verfluchte, dann lehnte er sich im schönen Wagen behaglich zurück, und lachte aus Leibes Kräften, daß er hätte bersten mögen. — So oft die Scene sich auch wiederholte, es wollte bei der Frau Twardowska nichts verfangen. Ja, einst wollte der zärtliche Gatte sie sogar dem Teufel unter der Bedingung abtreten, daß dagegen ihr Vertrag aufgehoben werde; Satan fand aber das Geschäft nicht annehmlich, und dankte für das Anerbieten.

8.

Geld hatte Twardowski wie Sand am Meere, denn der Teufel mußte ihm so viel bringen, wie er nur haben wollte. Einst kam er in einen dunklen Wald. Wie er so allein sich in der dichten ungeheuerlichen Wildniß befand, versank er unwillkührlich in ein tiefes Nachdenken. Plötzlich steht der Böse vor ihm, und fordert ziemlich roh und heftig (denn Twardowski hatte seine Zaubergeräthe mitzunehmen vergessen, deren bloßer Anblick den geknechteten Teufel schon in Angst setzte und seine Ungeschliffenheit in Zaum hielt), daß er sich unverzüglich nach Rom begeben solle, da er ihm nun lange genug gedient habe. Satan hatte sich aber in seinem Meister geirrt, denn dieser

ward zornig und zwang durch die Gewalt seiner Bannsprüche den Uebermüthigen zur Flucht. Zähneknirschend reißt jedoch der Satan eine Fichte mit den starken Wurzeln aus der Erde, und schleudert den Baum mit solcher Kraft nach den Füßen des Edelmanns, daß diesem das rechte Bein zerschmettert ward. Dann machte er sich aber schleunig aus dem Staube und hinterließ nur einen pestilentialischen Schwefelgeruch. Von jenem Ereigniß aber blieb Twardowski lahm, und mußte sich gefallen lassen, fortan Hinkefuß genannt zu werden.

9.

Ein merkwürdiges Denkmal, welches der Volksglaube dem berühmten Zauberer zuschreibt, ist der metallne Spiegel, welcher sich noch bis auf den heutigen Tag in der im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Grafen Krasinski prächtig erbauten Kirche zu Węgrow in der Woywodschaft Podlachien befindet. Er ist 22 Zoll hoch und 19 Zoll breit, und in einem altmodischen schwarzen Rahmen eingefaßt, auf welchem mit weißen Buchstaben folgende Inschrift zu lesen:

Luserat hoc speculo magicas Twardowius artes;
Lusus at iste Dei versus in obsequium est.

d. h.

„Mit diesem Spiegel trieb Twardowski magische Künste;
Aber in Gottesfurcht wurde gewandelt sein Thun.“

Die Inschrift schließt sich also der Meinung an, daß

Twardowski's Seele nicht der Hölle verfallen ist, sondern gerettet ward. Twardowski verstand es, mittelst dieses Spiegels böse Geister aller Art und auch die Schatten Verstorbener zu citiren, und das Instrument ist dergestalt noch jetzt von der teuflischen Kunst angesteckt, daß, wer es wagt, lange unverwandt hineinzublicken, von furchtbaren ungeheuerlichen Gestalten erschreckt wird, die darin erscheinen. Anfangs bedienten sich desselben die Priester der Kirche zu Węgrow, besonders wenn sie sich zur Messe ankleideten, standen nachmals aber davon ab, da sie jedes Mal durch die entsetzlichsten Teufelsfratzen, die ihnen daraus entgegenfletschten, erschreckt wurden. Dem Herrn **Narbut**, der den Zauberspiegel an Ort und Stelle untersucht und in der Zeitschrift **Kolumbia** beschrieben hat, versicherten alles Ernstes die ältesten Kirchendiener, daß sie selbst noch die Teufelsgestalten darin gesehn hätten. Der Spiegel ist gegenwärtig unten, etwa im vierten Theil der Höhe, queerdurch zersprungen, und dieser untere Theil wiederum in zwei ungleiche Theile zerplatzt, und zwar von oben nach unten. Der Schade scheint die Folge eines hohen Falles zu sein; der Ortssage nach soll jedoch ein frommer Priester das Kunstwerk durch einen heftigen Schlag mit dem großen Kirchenschlüssel zertrümmert haben, in Folge dessen sich die schreckenden höllischen Gestalten nicht mehr darin gezeigt haben sollen. Nichtsdestoweniger ist er zu mehrerer Sicherheit in der Sakristei der Kirche hoch oben über der Eingangsthür aufgehängt, um ihn den Augen des Volks zu entziehen. Narbut hat unter keiner Bedin-

gung die Kirchendiener bewegen können, ihn von der Wand abzunehmen, damit er ihn näher untersuchen könnte. Nur mit Noth fand er endlich einen so dreisten Greis, der in einer andachtsfreien Stunde ihm eine Leiter ansetzte, und ihm hinaufzusteigen und den Spiegel zu berühren erlaubte. Jedoch mit Angst und Zagen sah er dem bedenklichen Unternehmen zu, und faßte in der Ausgangsthür Posto, um bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr sich sofort in Sicherheit setzen zu können, bevor der losbrechende Teufelsspuk auch ihn in seine halsbrechenden Strudel mitfortrisse.

Der Spiegel ist ziemlich dick, aus schönem weißen Metall, vortrefflich geschliffen, dabei aber dick mit Rauch und Schmutz bedeckt. Auf der Rückseite scheint er besondre Eindrücke zu haben und ist gewiß ein Ueberbleibsel von hohem Alterthum. Die Priester zu Wegrow versicherten, daß er zum Kuriositätenkabinet, das im Hause des Grafen Krasinski sich befand, gehört habe, und vom frommen Gründer dieser Kirche an sie abgegeben worden sei. Ohne Zweifel hat jenes Kabinet noch manche andre magische Apparate Twardowski's enthalten; denn, wie man sagt, war der Zaubrer mit dem Krasinskischen Hause verwandt.

10.

Man kennt die heiße und zärtliche Liebe des Königs Siegismund August, der von 1548 bis 1572 regierte, zu seiner Gemahlin Barbara, Tochter des Gregor

von Radzivill, Kastellans von Wilna, berühmt als die größte Schönheit ihrer Zeit. Nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Palatin von Troki, Stanislaus Gastold, vermählte sich Siegismund August nach dem 1548 erfolgten Ableben seiner ersten Gemahlin Elisabeth, Tochter des römischen Königs Ferdinand, mit ihr heimlich unter nachdrücklichem Widerspruch der beiderseitigen Familien, und stark lehnte die Nation sich nachher, als er öffentlich seine Vermählung proclamirte, dagegen auf, da eine solche Staatsaction nicht ohne Zustimmung der Reichsstände hätte vorgenommen werden sollen. Nach kurzer Zeit, schon im Jahre 1551, starb die Königin Barbara am Krebs nach Einigen, nach Anderen aber an Gift, indem sie schon bald nach ihrer Krönung an zu kränkeln begann. Der König zeigte sich während ihrer Krankheit als der liebevollste Gatte. Als sie langsam dahinsiegte, und schon lebendig fast verweset war, wachte er Tag und Nacht an ihrem Bette. Als sie gestorben, mochte der König sie nicht in Cracau begraben lassen, sondern ließ ihren Leichnam mit ausnehmenden Kosten nach Wilna bringen, entweder weil er ihr dort ihre Ruhestätte versprochen hatte, damit sie auf heimathlichem Boden ruhe, oder weil die Polen ihr, der Lithauerin, stets feindselig gesinnt waren. Der König selbst begleitete den feierlichen Trauerzug, stieg vor den Ortschaften, die er durchzog, vom Pferde, und ging trotz Sturm und Unwetter, zu Fuß hinter dem Sarge her. Sie ward zu Wilna in der Kirche des Heiligen Stanislaus beigesetzt.

Siegismund August war zerknirscht von dem Verlust seiner geliebten Gemahlin. Alle von ihr benutzten Sachen bewahrte er höchst sorgfältig auf, und netzte sie oft mit Thränen; kein Wunder, daß er heiße Sehnsucht trug, die süße Gestalt in seinem Erdenleben noch einmal wieder zu sehen. In einer Schrift des Joachim Possel, Leibarztes des Königs Siegismund III., welche nur in Manuscript unter dem Titel: Historia rerum Polonicarum ab anno 1388 usque ad annum 1623, vorhanden ist, wird hiermit in Zusammenhang Folgendes gemeldet:

„Siegismund August, durch den Tod seiner geliebten Gemahlin, Barbara Radzivill, auf das Tiefste betrübt, begehrte, wenigstens ihren Schatten noch einmal zu sehen. Schon in seiner zarten Jugend hatte er unzählige Male gehört, wie sich die Geister der Verstorbenen entweder freiwillig, oder durch Zauberkunst herbeigerufen zu zeigen pflegen. An der Möglichkeit, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, zweifelte er daher im Geringsten nicht, und vertraute dieses sein heißes Begehren seinen Hofleuten an, die miteinander darin wetteiferten, alle noch so leisen Wünsche ihres Gebieters zu erfüllen. Man brachte also von allen Seiten Leute nach Hofe, die der Zauberkunst wohl kundig waren, und versprach demjenigen, der es vermöchte, des Königs Sehnsucht zu befriedigen, eine ungemein reiche Belohnung. Twardowski unternahm, was kein Anderer gewagt hatte, und versprach dem Könige, die Königin Barbara vor seinen Augen erscheinen zu lassen. — Siegismund vertraut diesem Versprechen, und harrt

mit Ungeduld der Stunde, die zum großen Werke bestimmt war. Als sie endlich erschienen, verwarnt ihn der Zauberer, er möge ja ohne ein Wort zu reden, beim Anblick der verstorbenen Gattin sich auf seinem Sitze ganz ruhig verhalten, weil er sonst für sein Leben nicht einstehn könne. Siegismund August unterwirft sich einer so harten und schwierigen Bedingung, um nur das Ziel seiner Wünsche zu erringen. Das Gespenst, aus dem Reich der Schatten hervorgerufen, erscheint in dem Zauberspiegel. Kaum vermochte Twardowski den König auf seinem Sessel festzuhalten. Endlich riß er sich mit aller Gewalt los und stürzte hin, den lieben Schatten zu umarmen. Da verschwand das Gesicht." —

Noch nicht ein Jahr nach diesem Ereigniß vermählte der betrübte König sich zum dritten Male, mit einer leiblichen Schwester seiner ersten Gemahlin, Catharina, die Wittwe des Herzogs von Mantua, Franz Gonzaga, im Jahre 1553.

11.

In derselben Posselschen Handschrift wird auch noch folgendes Abentheuer Twardowski's erzählt:

In Bromberg wohnte ein polnischer Edelmann, der, nachdem er sein schönes, von den Vorfahren ererbtes Vermögen verpraßt hatte, zwecklos im Lande umherstreifte. Zu derselben Zeit kam zufällig auch Twardowski nach Bromberg. Der Verschwender schließt Freundschaft mit ihm, erzählt seine hülflose Lage, und fleht ihn an, er möge

mit seiner wunderbaren Kunst ihn dem Elende entreißen. Twardowski erbarmt sich seiner, und giebt ihm folgenden Rath: „Eile nach einem weit entlegenen Ort, und suche eine leere Hütte auf. Wenn dann die Nacht beginnt, so ziehe aus der Tasche neun Geldstückchen hervor, und zähle sie ohne Unterlaß von Eins bis Neun, und rückwärts wieder von Neun bis Eins, und zähle immer fort, bis es zu tagen beginnt. Nur mußt Du ja im Zählen Dich nicht irren, denn sonst ist alle Mühe vergebens. Vor Geistern brauchst Du Dich nicht zu fürchten, denn ich gebe Dir mein Wort, daß diese Dir nichts Böses zufügen werden. Erfüllst Du alles treulich, was ich Dir gesagt habe, so wirst Du sicherlich ein reicherer Herr, als Du gewesen bist.“

Der arme Kerl gehorchte des Zauberers Rath; er findet eine leere Hütte auf, setzt sich hinein, und zählet nun mit aller Anstrengung neun Groschen hin und her. Schon fing es ganz schwach an zu tagen, als ihm der Teufel in Twardowski's Gestalt erschien, zu ihm hintrat und fragte: ob er sich nicht geirrt habe. Der arme Edelmann verneinte es freudig. — „So rechne weiter — sagte der Böse darauf — denn der Morgen ist nicht mehr fern.“ Er sprach's und verschwand.

Der gute Mensch will weiter zählen, aber nun weiß er nicht, wo er stehn geblieben ist. So war es denn aus mit all dem schönen Reichthum! Verzweiflungsvoll verläßt er die wüste Hütte; da vertreten ihm Teufel den Weg, und schlagen und zerzausen ihn so sehr, daß er

kaum vermochte, sich nach der Stadt zurückzuschleppen. Voll Reue über seine That ging er in ein Kloster, und weihte sein ganzes Leben nun der Buße. —

12.

Nach der Meinung des Volks soll Twardowski Bücher von ungeheurem Umfang geschrieben haben, die durch Zauberkunst ihm nach von einem Orte zum andern, wie er es befahl, von selbst folgten. Und zwar schrieb er das Meiste in Versen, denn sonst hätten die Polen, die einen absonderlichen Geschmack an Versen finden, ihn nicht als einen Gelehrten anerkannt.

Besonders merkwürdig ist ein großes Buch des Twardowski über die Schwarzkunst, von welchem der Jesuit Felix Naramowski, Doktor der schönen Künste an der Universität zu Wilna, in seiner sarmatischen Geschichte (Facies Rer. Sarmat. T. I, p. 53) folgendes merkwürdige Ereigniß berichtet: „An der Klaue — sagt er — erkennt man den Löwen, und das Leben des Menschen an seinen Werken. Wie jener Zauberer Twardowski gelebt hat, wie er umgekommen ist, das beweist jenes Zauberbuch, das nach dem Tode Siegismunds II. dem Jesuiterkollegio zu Wilna geschenkt ward, wovon P. Szpot in seinen Handschriften berichtet: er habe aus dem Munde des P. Daniel Butwil, damals Mitvorstehers der Wilnaer Bibliothek, davon gehört, und es sei ihm ein abgesonderter Ort von ihm gezeigt worden, wo dieses Buch mit einer eisernen Kette an der Wand befestigt war. Als dieser ehrwürdige Vater

aus Neugier nach seinem Inhalt es aufgeschlagen, und darin zu lesen angefangen, habe sich plötzlich in der Bibliothek ein schrecklicher Lärm erhoben, und der Ort sich mit Geistern erfüllt. Voll Schreck, kaum Zeit sich lassend, das Buch wieder zuzuschlagen, sei er in ein an die Bibliothek anstoßendes Zimmer entflohen, und habe die Nacht sehr übel in Schlaflosigkeit zugebracht. Am folgenden Morgen sei er mit den übrigen Bibliothekaren wieder in den Büchersaal gegangen, aber das Buch sei verschwunden gewesen; wohin es gekommen und von wem es weggebracht worden, das habe er nicht ermitteln können. Wahrscheinlich, so glaubt man, sei es mit seinem Verfasser dahin gekommen, wo dieser seine Strafen abbüßt."

Twardowski's Kunst wirkt noch fort, denn noch jetzt wird häufig über das Verschwinden von Büchern aus den Bibliotheken Polens geklagt. Später soll jenes Zauberbuch wieder in der Bibliothek zu Cracau sichtbar geworden sein, ohne daß man weiß, wie es dahin gelangte, und ward den Neugierigen als Twardowski's Werk gezeigt. Doch scheint es sich diesen auch schalkisch wieder entzogen zu haben, denn nach den Ermittelungen der Gelehrten Th. Czacki *), Przybylski, und Bandtkje ist jenes berühmte Buch nur ein encyklopädisches Werk des Paul Zydek oder Zydko (d. h. Judenkind) von Prag, eines Böhmen von Geburt, und Schülers der Cracauer Universität, der es um

*) Olitewskich i Polskich Prawach. Warszawie, 1800. T. II., p. 94, Nt.

1459 **) verfaßte, und in solchem Mangel lebte, daß er an einer Stelle bemerkt: „Ich, Magister, ältester Doktor von Cracau, Wien, Padua, Bologna und Böhmen, bin in Prag jetzt in solcher Noth, daß ich nicht weiß, wohin ich mein Haupt legen soll, während das Vieh und jeder Hund doch sein Lager kennt. So gewähren nicht immer Wissenschaft und gelehrte Titel Unterhalt und Auskommen."

13.

Nach vielen vergeblichen Versuchen entdeckte Twardowski endlich ein sichres Mittel, dem Tode zu widerstehen; denn vom Sterben war er, wie gesagt, kein Freund. Einige Jahre vor seiner Entführung durch den Teufel befahl er nemlich einem seiner Schüler, ihn in Stücke zu hauen, und lehrte ihn zugleich, wie er nachher mit dem zerhackten Leichname verfahren solle. Der Schüler verbreitete darauf überall die Nachricht von dem Tode Twardowski's, und in der That verschwand dieser auch; denn

*) Die neueste und ausführlichste Nachricht über dieses allerdings noch auf der Jagellonischen Bibliothek zu Cracau befindliche Buch giebt eine kleine Schrift des dortigen Bibliothekars, *Joseph Muczkowski, De Pauli Paulirini, olim Pauli de Praga, viginti artium libro.* Cracoviae, 1835. Bis zum Jahre 1750 oder 1754 lag die Handschrift unter einem Marmor begraben, bis sie dann hervorgezogen und gründlicher eingesehen ward. Nach der beigefügten Lebensbeschreibung von Muczkowski ist Paulus Paulirinus 1413 zu Prag geboren, von jüdischen Eltern, ihnen aber von einem Böhmen heimlich entwandt, und christlich erzogen worden. — Bei seinen ausgezeichneten Kenntnissen ward er zweimal zum Bischof designirt, erlitt jedoch, des Hussitismus verdächtig, harte Verfolgungen, und starb vermuthlich zwischen 1466 und 1470.

es zerhackte der Schüler seinen Körper, kochte verschiedne Kräuter und Salben, beschmierte damit die kleinen Stücke des Leichnams und begoß sie mit den Säften der Pflanzen; dann setzte er den Körper wieder nothdürftig zusammen, und begrub ihn, jedoch nicht auf dem Kirchhofe, sondern unter der Kirchhofsmauer. Das Grab wurde nur leicht mit Erde, und nicht mit schweren Steinen bedeckt, damit er dadurch nicht belästigt, und die Auferstehung erschwert werde.

Twardowski hatte befohlen, sein Leib solle sieben Jahre, sieben Monate, sieben Tage und sieben Stunden liegen bleiben. Der treue Schüler that, wie ihm befohlen war, und machte sich zur bestimmten Zeit daran, den Leichnam auszugraben. Um Mitternacht zündete er sieben Lichter, die von Leichenfett gemacht waren, auf einmal an, ging an die Arbeit, warf die Erde ab, und riß den halbverfaulten Sargdeckel auf. Welches Wunder! Twardowski's Leichnam war verschwunden; anstatt der Hobelspähne, auf denen er gelegen hatte, blühten duftige Veilchen, und auf den Rosen daneben schlummerte ein allerliebstes Kind, das in seinem kleinen Gesichtchen deutlich Twardowski's Züge behalten hatte. Der Schüler nahm das Kind, trug es nach Hause, und siehe da, am andern Morgen war es schon so groß, wie ein einjähriger Knabe. Sieben Tage später sprach es schon über alles, wie der alte Twardowski, und nach sieben Monaten war es schon zum Jüngling herangewachsen.

Nun fing der Wiederverjüngte an, sich wie vormals

mit der Schwarzkunst zu beschäftigen, denn er glaubte nun ein ewiges Leben gewonnen zu haben, so daß der Pact mit dem Teufel ihm nicht gefährlich werden könne. Seinen treuen Schüler belohnte er reichlich; damit jedoch das Geheimniß nicht bekannt würde, verwandelte er ihn in eine Spinne, die er sorgfältig in seinem Zimmer bewahrte, und, wenn er ausging, in einer Falte seines Rockes mit sich zu tragen pflegte.

14.

Wir erinnern uns des Vertrages, den Twardowski mit dem Teufel schloß, wonach der Letztere nur dann erst an dessen Leib und Seele Anspruch haben solle, wenn er ihn in Rom treffen würde. Sorgfältig hatte Twardowski sich daher gehütet, sich den Alpen zu nahen, oder gar sie zu überschreiten; er blieb vielmehr in den polnischen Landen, und begnügte sich hier zu leben, wie wir erzählt haben. Deßhalb wurde endlich der Teufel unmuthig, und all der Dienste überdrüssig, die er fast stündlich seinem Gebieter leisten mußte, und die sich in alle Ewigkeit schienen fortsetzen zu wollen, da er die Verjüngungskunst gefunden, was selbst dem Satan zu lange währte. Er griff deßhalb zu einer List, nimmt die Gestalt eines Dieners an, und bittet den Herrn Twardowski als berühmten Arzt, seinem todtkranken Gebieter zu Hülfe zu eilen. Dieser, gutmüthig, arglos, und gern zu helfen bereit, wirft sich sogleich in seinen Wagen, und jagt nach dem bezeichneten Ort. Der Teufel aber wußte es einzurichten, daß plötzlich

eine Achse des Wagens und ein Rad zerbrach. Kein Dorf, vielweniger ein Schloß, ist in der Nähe; dem Reisenden bleibt nichts übrig, als in eine unfern belegene ärmliche Schänke einstweilen einzutreten, bis der Wagen nothdürftig hergestellt sein würde. In der Langenweile des Wartens trat Twardowski an das trübe Fenster der großen, düstren, unreinlichen Gaststube, worin ein altes zahnloses Mütterchen unter mißtönendem Gesange am Rocken spann, und dabei mit dem Fuße die Wiege eines schlafenden Kindes schaukelte, das an demselben Morgen erst getauft war.

Als Twardowski aus dem Fenster über das Feld hinaussah, gewahrte er, daß es sich über den Himmel legte wie ein gelbröthlicher Wetterschein; ein dumpfes Brausen erfüllte die Luft, die Erde schien in ihren Grundvesten zu wanken, und in dichten Schwärmen ließen Krähen und Raben sich krächzend auf dem Dache der Schänke nieder, und umkreisten sie mit wildem Geschrei. Da trat unwillkührlich die Erinnerung vor seine Seele, die er gern auf immer daraus verbannt hätte. Er wandte sich nach der Alten um, und fragte mit unsichrer Stimme, wie diese Schänke heiße? Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. „Der Ort heißt Rzym," (Rom) antwortete die Frau gleichgültig, aber sie schrie laut auf vor Schrecken, als sie sah, daß Twardowski wie angedonnert zusammenfuhr, seine Mienen voll Entsetzen sich verzerrten, er erbleichte, zitterte und in Ohnmacht drohte zusammenzusinken. -- „Wie wechselt Ihr die Farbe, gnädiger Herr — rief

sie bestürzt — wird Euch unwohl, oder seid Ihr gar zum Tode krank?" Sie eilte hinaus, um ihm schleunig einen Trunk frischen Wassers zu holen.

Kaum hatte das Weib das Zimmer verlassen, so trat der Teufel in seiner vollen Amtstracht ein. Er hatte einen dreieckigen Hut auf, und war mit einem deutschen Leibrock, einer langen bis über den Bauch reichenden Weste, kurzen engen Hosen und mit Schuhen mit silbernen Schnallen und seidnen Bändern angethan (die Polen stellen sich von Alters her immer den Teufel in deutscher Kleidung vor), gar zierlich und sauber anzuschaun, aber doch nicht zu verkennen, denn unter dem Hut guckten Hörner, aus den Schuhen und Handschuhen lange Klauen, und auf der Kehrseite ein beträchtlicher haariger Appendix aus den Modesten hervor. — Twardowski schauderte, und in der Angst des gewissen Todes und ewiger Höllenquaal riß er das neugeborne Kind aus der Wiege, und hielt es vor sich als einen schirmenden Schild gegen den Widersacher. Das Bad der heiligen Taufe hatte heute ja erst von dem Kinde die Erbsünde gewaschen, und es war rein von aller Sünde, so daß der Feind an das fehllose Gottesgeschöpf nicht Hand anzulegen, und somit auch nicht seinem Paciscenten beizukommen vermochte, er mochte sich drehen, springen und ringen wie er wollte. Ermüdet endlich durch lange fruchtlose Bestrebungen, griff Satan seinen Gegner bei der Ehre, und sprach: „Schäme Dich, Twardowski. Ziemt es Dir, so hinterlistig unsern Vertrag zu brechen? Quid cogitas, domine Twardowski? An nescis pacta

nostra? Verbum nobile debet esse stabile. (Was denkst Du, Herr Twardowski? Kennst Du unsern Vertrag nicht? Edelmanns Wort muß gehalten werden.)"

Twardowski sah ein, daß er sein adliges Wort, durch Schrift und Blut gefestiget, nicht brechen dürfe, und es selbst dem Teufel halten müsse. Er legt also das Kind in die Wiege zurück, und sofort fuhr sein Gefährte mit ihm zum Rauchfang hinaus. — Die Schwärme der Uhu's, Eulen, Raben und Krähen erhuben ein lautes Freudengekrächz. Indeß fliegen die Beiden immer höher und höher, jedoch verlor Twardowski die wiedergewonnene Geistesgegenwart darob nicht. Er blickt hinunter, und in grauer Ferne liegt die Erde unter ihm ausgebreitet. Schon war er so hoch, daß ihm die Dörfer nur noch wie kleine Mücken erschienen, die Städte wie Fliegen, und Cracau selbst nicht größer wie zwei Spinnen*).

Tiefe Trauer ergriff des Zauberers Herz, denn dort ließ er alles zurück, was ihm hienieden lieb und theuer gewesen war. Und als er noch höher kam, in Regionen, wo weder ein Geier noch ein Adler des Karpathengebirges mit seinen Flügeln die Luft bewegt, von wo kaum sein Blick noch auf die Erde hinab reichte, da sammelt er aus der beklommenen Brust die letzten Töne, und stimmt ein geistliches Lied an. — Es war dies eins von den Liedern, die er in seiner frühen Jugend, als er noch keine Zauber-

*) Die Vergleichung der zahlreichen Thürme Cracaus mit Spinnenfüßen ist im Volke sprüchwörtlich.



künste kannte, und seine Seele rein und schuldlos war, der Mutter Gottes zu Ehren gedichtet und täglich gesungen hatte.

Seine Stimme zerfließt in der Luft, obgleich er aus vollem Herzen singt. Aber die Berghirten, die unter ihm auf den Gebirgen ihre Heerden hüteten, blickten verwundert in die Höhe, denn sie wußten nicht, welche Wolke ihnen die Worte des frommen Liedes gesendet. Die Stimme des Zauberers drang nicht nach oben, sondern breitete sich nieder über die Erde, um die Herzen der Menschen zu erbauen. — So sang er das Lied zu Ende; da bemerkt er mit Erstaunen, daß er nicht mehr in die Höhe fliegt, sondern mitten in der Luft wie festgebannt stehn bleibt. Er blickt um sich; sein gefährlicher Gefährte ist verschwunden. Nur eine laute Stimme hört er über sich, die ihm zuruft: „So schwebst Du bis zum jüngsten Tage zwischen Himmel und Erde!“

Und so schwebt er auch wirklich noch bis auf den heutigen Tag in der Luft. Und wenn ihm auch das Wort seiner Lippen erstorben ist, wenn auch niemand seine Stimme mehr hört, so zeigten doch die Leute noch vor wenigen Jahren, wenn der Vollmond in ganzer Herrlichkeit strahlte, ein kleines Fleckchen am Himmel, das, wie sie schwören, der Körper des Zauberers Twardowski sei.

Von jenem Liede, das er bei dieser Luftfahrt sang, schreibt sich die Meinung her, daß er der Erfinder der heiligen Stundengesänge (Godzinki) sei, welche noch jetzt in den Kirchen gesungen werden.

Wir vernahmen, daß Twardowski jenen Schüler, der ihm bei seinem Verjüngungwerk so treu behülflich war, in eine Spinne verwandelt hatte, die er stets bei sich in der Falte seines Rocks zu tragen pflegte. So saß sie denn auch in jener Schänke an ihm, wo der Teufel den Twardowski erwischte, und sie begleitete ihn auf der Luftreise. Nun aber, wie er dort oben festgebannt war, ließ sie sich zu Zeiten an ihrem Faden zur Erde hinab, sah sich um und mit an, was sich hier begab, und kehrte dann zu ihrem Meister zurück, setzte sich auf sein Ohr, und erzählte ihm alles treulich wieder, was sie dort unter den Menschen gesehn und gehört hatte. So wird der arme Zauberer in seiner hohen Einsamkeit nothdürftig getröstet.

Die Schänke aber, wo Twardowski sein irdisches Ende gewann, ist überall da zu suchen, wo eine Ortschaft den in Polen häufig vorkommenden Namen Rzym führt, und zugleich polnisch gesprochen wird. In der Regel wird jene Herberge dieses Namens, welche in den Vorbergen der Karpathen zwischen Cracau und Lemberg liegt, als die eigentliche der Sage bezeichnet, und da Cracau und dessen nähere Umgebung der Hauptschauplatz von Twardowski's Thaten ist, so hat diese Meinung die meiste Wahrscheinlichkeit für sich.

In unsern Gegenden wird die Sage auf die sehr kleine Ortschaft Rzym, nicht weit von Rogowo, im Kreise Wongrowiec des Bromberger Regierungsbezirks, alles Ernstes bezogen.

An den Ufern des Dnepr, in der Gegend von

Pultawa, singt dagegen nicht weniger das Volk Lieder von Twardowski, die ganz bestimmt die Schänke Rzym in der Nähe des Städtchens Lubno als Twardowski's Unglücksort benennen. — Es ist jedoch eitel darüber zu streiten, welches die richtige Schänke sei, da die Sage gleichmäßig ganz Polen angehört, und es in der Natur der Sage liegt, sich zu localisiren, wo die Gelegenheit sich darbietet.

15.

Nach andern im Volksmund umgehenden Sagen ist Twardowski jedoch nicht gänzlich der Hölle entgangen. Es fuhr nemlich einmahl ein Kaufmann in böser Nacht durch einen Wald, und blieb im Sumpfe stecken. Er jammerte und weinte überlaut, und rang in Verzweiflung die Hände; da erbarmte sich seiner der Teufel, und trat in Menschengestalt zu ihm. „Was klagst Du? Beruhige Dich — sprach er gutmüthig tröstend; — ich ziehe Dich aus dem Sumpfe und führe Dich heim, wenn Du mir das zu eigen versprichst, was jetzt in deinem Hause ist, und wovon Du nichts weißt.“ — Der Kaufmann stutzte, versprach's jedoch nach einigem Besinnen, und gab dem guten Helfer eine Handschrift darüber. So kam er denn leicht aus dem Morast und nach Hause, und der Freund war inzwischen verschwunden. Da fand der Kaufmann, daß während seiner Abwesenheit seine Frau ihm ein Söhnlein geboren, von dem er beim Abschluß des Teufelspacts nichts gewußt hatte, und das Herz wollte ihm brechen,

wenn er gedachte, daß er dieses sein Kind dem Satan verschrieben habe. — Das Kind war reinen frommen Gemüths und von völliger Unschuld; drum ließ der Teufel sich Zeit, es sich zu holen. Schon war der Knabe sieben Jahr alt, und die häufigen Thränen des Vaters, wenn er ihn anblickte, machten ihm Kummer. Der Vater verbarg ihm auf seine Frage nicht das Schicksal, das ihm bevorstehe; der Knabe antwortete jedoch getrost: „Betrübe Dich nicht, mein Vater; Gott wird mir helfen. Ich will in die Hölle gehen, und deine Handschrift wieder holen." — Und so geschah's. Durch ungeheure Höhlen kam er endlich an das Höllenthor. Er besprengte es mit Weihwasser, und klebte kleine Heiligenbilder daran; da öffnete es sich leicht, und Lucifer trat ihm grimmig entgegen, und fragte nach seinem Begehr. „Ich will die Handschrift — erwiederte der Knabe — welche Dir mein Vater auf meine Seele ausgestellt hat." —

Dem Höllenfürsten war die Nähe des Weihwassers, der Rosenkranz und andre Kreuzlein und heilige Zeichen, die der Knabe an sich trug, verdrießlich, und um den fatalen Gast baldmöglichst los zu werden, befahl er, daß die Handschrift dem Kleinen ausgehändigt werde. Aber der lahme Twardowski hielt ihn fest, und wollte aus Rache Schrift und Knaben nicht loslassen, weil das Kind ihn mit Weihwasser besprengt hatte, das ihn grimmig brannte. Nur erst, als Lucifer drohte, ihn auf Madeys Bett zu bringen, gehorchte er dem Befehle. — Madeys Bett war freilich wenig behaglich. Es bestand aus einem

eisernen Rost mit scharfen Messern, Nadeln und Spitzen; darunter brannte ein beständiges Feuer, und von oben tropfte glühender Schwefel darauf. — Es war für den berühmten Räuber Madey bestimmt, von dem das Volk noch heut sich mancherlei erzählt, was in Woycicki's Klechdensammlung des Weiteren nachzulesen ist.

Ueber
Twardowski und Sowizrzal.

Aehnlich, wie bei der Sage von Faust in Deutschland großer Fleiß darauf gewandt ist, die historische Existenz des berühmten Zauberers nachzuweisen, die durch Zeugnisse von Zeitgenossen festzustellen ziemlich gelungen ist, so hat man sich in Polen auch, jedoch mit weniger Erfolg, bemüht, das wirkliche Dasein Twardowski's zu ermitteln; und je weniger dies gelang, desto mehr Hypothesen wurden aufgestellt, die Entstehung der Sagen von ihm zu erklären. Da die Tradition ihm den Zauberspiegel von Węgrow, und andere durch Spiegel bewirkte Zauberkünste zuschrieb, so ward er eine Zeit lang als ein wiedererstandener Vitelio, der sich Thuringo-Polonus nennt, um 1260

in Cracau, also noch vor Gründung der dortigen Universität lebte, und ein Buch über die Optik verfaßt hat, angesehn: bald aber auch mit einem andern polnischen Magiker, Faustus Socinus, der das Volk durch seine Wunderthaten an sich zog, in Verbindung gesetzt; endlich aber eine sehr ernsthafte Untersuchung darüber eingeleitet, ob er nicht mit dem deutschen Faust eine und dieselbe Person sei, die sich jedoch hauptsächlich nur auf die Streitfrage: ob die Faustsage aus der Twardowskisage entstanden, oder umgekehrt, dem Faust vor dem Twardowski die Primogenitur gebühre, reducirte. So ward der Streit zur Nationalsache gemacht, und der ruhigen unbefangenen Kritik von vornherein der Weg verrannt.

Eine ganz neue und durch ihre Wunderlichkeit merkwürdige, jedoch durch einen gewissen Schein von Gelehrsamkeit gehobne Ansicht hat neulich Maciejowski im Juliheft der bibliotheka warszawska, 1841, aufgestellt, die, weil sie gleichfalls dem Nationalgefühl schmeichelt, und der Verfasser einen geachteten Namen hat, vielleicht größern Eingang gewinnen möchte, als sie verdient, und welcher daher kaltblütig zu begegnen, Pflicht ist. Er theilt die Geschichte der polnischen Sagen in drei Epochen, von denen die erste die sogenannten klechdy, z. B. von den Pestjungfrauen, Wehrwölfen u. dgl. ausfüllen. „Als jedoch — sagt er — das polnische Volk allmählig anfing, sich daran zu langweilen, ein neues Element der Unterhaltung suchte, und dies in den entstellten Mährchen des Orients fand, welche die Griechen so schön umzugestalten

verstanden, und mit dem mystischen Namen Aesops aus-schmückten, da die römische Literatur den geistigen Bedürfnissen eines muntren, noch nicht nach der Art der westlichen Civilisation gebildeten Volks nicht entsprach, so veranlaßte die Neigung zu artigen und nützlichen Unterhaltungen, welche jedem edlen Gemüthe angeboren ist, die höheren Klassen des Volks sich mit den historischen Sagen zu beschäftigen, das gemeine Volk aber wiederholte die possierlichen, wenn auch rohen Farcen, welche man vom Sowizrzal sich erzählte, schuf immer aus der einen die andre, und ergötzte sich an diesen. So entstand der Sowizrzal, der polnische Eulenspiegel, und diente zur eigentlichen Grundlage der damaligen Volksromanze. Er begründete die zweite Epoche der polnischen Volkssagen, und ist der Schöpfer der neuen, aus dem alten Boden entsproßnen Erzählungen von Twardowski, die die dritte Epoche der einheimischen Sagen ausmachen. — Dieser merkwürdige Mensch war zuerst das Staunen des gebildeten Publikums, und später ging er erst in das gemeine Volk über. Das höhere Publikum dachte sich den Schwarzkünstler als einen aufgeklärten Mann, der seine Zeit über Büchern zubrachte, und einen zahlreichen Kreis von Schülern um sich sammelte; er hat Geld zur Genüge, er spielt den großen Herrn, ist ein lustiger Bruder, ein fröhlich lebender Schlachtize; und da Sowizrzal früher der Mittelpunkt der Volkssage war, so trug diese nachher auf Twardowski über, was man nur immer Spaßhaftes und Wunderbares von jenem gehört

hatte, bis auch er wieder bei dem lesenden Volk durch französische, deutsche und italienische Sagen und Geschichten, z. B. von Melusine, Salomon und Morolf, den sieben weisen Meistern, u. s. w. verdrängt und vergessen ward, zumal die durch Jesuiten gepflegte Bildung im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Volk von dem Schwarzkünstler abbrachte."

Satis superque! Solch ständisches und aristokratisches Element, in Folge dessen die Gelehrten zu den historischen Sagen, das gemeine Volk zu einem gemeinen, und die Vornehmen und Gebildeten zu einem vornehmen adligen Eulenspiegel sich hingewendet, und die Sagen von ihm gehegt und gepflegt hätten, wird niemand begreiflich finden, dem nur das geringste Verständniß von Zeit- und Volksgeist geöffnet ist. Denn derartige Sagen sind nicht Produkte einzelner Klassen oder Stände des Volks, sondern sie wachsen anfangs unbemerkt und allmählig aus der ganzen großen und breiten Basis des allgemeinen Lebens und Kulturstandes eines Volks hervor, und sind eine Manifestation des schöpferischen Geistes des Jahrhunderts, in dem sie entstehn und sich fortbilden; sie werden deßhalb nicht willkührlich als eine Neuigkeit und Liebhaberei aufgenommen und bei Seite geworfen, sondern müssen als ein integrirender Theil des gesammten Geisteslebens einer Nation aufgefaßt werden, wenn sie in ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung richtig verstanden werden sollen. Ueberschauen wir den ganzen Sagenschatz der Polen, und es gilt dasselbe fast von dem der ganzen slawischen Völker-

familie, so zerfällt er in mehrere, ihrem Ursprung nach sehr verschiedne Zweige, deren jeder seine besondre Epochen der Entwickelung gehabt hat. Die Verschiedenheit des Inhalts dieser Sagenzweige ist durch ihren Ursprung gegeben, nicht aber pfropft sich ein heterogener Zweig auf den andern, und setzt denselben fort, was gegen alle organische Entwickelung laufen würde. — Den für die Alterthumskunde und die Erkenntniß der Ideenwelt der ältesten Zeiten bei weitem wichtigsten Sagenkreis bilden die im slawischen Heidenthum wurzelnden Sagen und Mährchen, die in den meisten Fällen mehr oder minder deutlich sich auf Götter und mythologische Vorstellungen der vorchristlichen Zeit zurückführen lassen, durch die fortgeschrittne Civilisation und das Christenthum aber eine veränderte Färbung und Gestaltung erhalten haben, und an die sich in langer Reihe Aeußerungen des wunderlichsten Aberglaubens anschließen. Dahin gehören z. B. die schon erwähnten Sagen von der Pestjungfrau, dem Wehrwolf, von Sturmwinden, Feuer-, Erd-, Luft-, Berg-, Wasser-, Feld-, Wald-, Baum-Geistern, personificirten Kräften der elementarischen, animalischen und vegetativen Natur, die indeß häufig mit Mährchen des Auslandes und Morgenlandes sich verflochten haben, wie wir denn auch z. B. einer polnischen Fassung der Mährchen von „Knüppel aus dem Sack," vom Venusberg, bösem Blick, von Aschenbrödel, den drei Brüdern, u. a. m. begegnen. Diese Sagen von mythologischem Karakter haben das zäheste und dauernste Leben gehabt, und sind trotz aller Bemü-

hungen der Geistlichkeit, sie in das Christliche und Legendenhafte hinüberzuziehn, oft freilich mit gröbster Plumpheit, auch jetzt noch großen Theils im Volksglauben lebendig. — Einen zweiten Hauptzweig bilden die historischen Sagen, welche sich theils an Heroen der Völkergeschichte (ähnlich der deutschen Heldensage), theils an einzelne Personen, Begebenheiten oder Localitäten anlehnen; und einen dritten die christlich-religiösen Sagen und Wundergeschichten, woran Polen um so reicher ist, je länger hier die bleierne Hand eines knechtenden Klerus auf der geflissentlich in Unwissenheit und Bigotterie gehaltnen Masse des Volks lastete. — Alle diese Zweige der Sagenwelt laufen gleichzeitig nebeneinander her in den mannigfachsten Schattirungen, Vermischungen und wechselnden Auffassungen in den verschiednen Jahrhunderten, bald eine frühere, bald eine spätere Ursprungszeit verrathend, und nur da und solange vom Volk lebendig getragen, als der naive Glaube daran in ihm noch nicht durch geläuterte Kenntniß und höhere Bildung zerstört ist.

Aus dem Bereich der polnischen Sagen ist nun aber der Sowizrzal, welcher nach der obigen Klassification der zweiten Klasse angehören würde, entschieden hinauszuweisen. Seinen Namen erklären die polnischen Gelehrten selbst als zusammengesetzt aus sowa, die Eule, und zreadlo, der Spiegel. Wollte Maciejowski die Originalität dieses Erzschalks für Polen vindiciren, so mußte er nachweisen, daß die älteren Elemente, welche der deutsche Eulenspiegel in sich aufnahm, und in neuer Weise repro-

ducirte, als die Geschichten von Salomon und Morolf (die später auch nach Polen übergingen), vom Kalenberger, Pfaffen Amis, Peter Leu von Hall, oder andre ähnliche Schwänke schon vor Erscheinung des Sowizrzal in Polen bekannt gewesen seien; er mußte den Beweis führen, daß jemals der Sowizrzal vor dem deutschen Eulenspiegel in Polen wenigstens genannt worden sei, und endlich mußte er die freilich sehr schwierige Erklärung zum mindesten versuchen, wie überhaupt möglicher Weise aus dem polnischen Volksleben und den socialen Verhältnissen des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts daselbst sich eine solche Figur habe herausbilden können. — Daß die Schwänke von Sowizrzal Geschmack beim Volke gefunden, viel und immer wieder erzählt wurden, und mehrfach gedruckt worden sind, beweist noch nichts für die polnische Originalität, denn sie sind in gleicher Weise zweimal in's Lateinische, in's Französische (1559), Holländische, Englische, anscheinlich auch in's Italienische übersetzt worden*). Nach Maciejowski's Nachricht sollten in Lemberg zwei Ausgaben des Sowizrzal, eine auf der Universitäts-, die andere auf der Ossolinskischen Bibliothek, befindlich sein. — Um der Sache an die Wurzel zu gehn, und da ich auf die eigne Einsicht dieser Bücher verzichten mußte, hatte auf mein Ansuchen der Herr Professor J. J. Hanusch zu Lemberg, der verdienstvolle Herausgeber der Wissenschaft des Slawischen Mythus (Lemberg, Stanislawow

*) Flögel, Geschichte der Hofnarren. S. 465 folg.

und Tarnow, 1842, bei Millikowski) die Gefälligkeit, sie mir näher zu beschreiben, und mit der Augsburger Ausgabe des deutschen Eulenspiegel von 1541 zu vergleichen. — Der vollständige Titel des Exemplars der Universitätsbibliothek lautet:

SOWIZRZAL
krotofilny
Y SMIESZNY
Urodzenie, żywot, postępki, y dokonanie iego
DZIWNE
w Brumszwiku na Bramie taką osobą, y postacią iest malowáky.

d. h. „Der spaßhafte und drollige Eulenspiegel, dessen Geburt, Leben, Thaten und wunderbares Ende, wie er in solcher Gestalt am Thore zu Braunschweig abgebildet ist."

Dabei ist ein Holzschnitt, längliches Viereck, worin ein Mann Weintrauben in der Hand hält, und solche in einem runden Gefäße keltert. Bei dem Gefäße am Boden rechts sind zwei Fische, links ein Bock abgebildet. Unter dem Holzschnitt stehn die Worte:

Z poprawą słowy wy bornieyszemi do Druku
PODANY.

Sowizrzál stary, Zeydzie się w dary.

d. h. „mit den vorzüglichsten Wörtern (Lettern) verbessert zum Druck gegeben."

„Der alte Eulenspiegel ist nützlich in seinen Fähigkeiten."

Der Titel des zweiten Exemplars, auf der Ossolinskischen Bibliothek, lautet ebenso, nur ist der Druck gleichförmiger. Statt taką osobą (d. h. in so einer Gestalt) steht hier iaką osobą (in was für einer Gestalt). Der bei weitem rohere Holzschnitt stellt Sowizrzal mit einem Vogel (Eule?) in der Linken, und einer Scheibe (Spiegel?) in der Rechten vor. Die Linke ist erhoben, die Rechte gesenkt. Unter dem Holzschnitt: Sow. stary etc. Der Titel des ersten Exemplars ist ganz mit lateinischen Lettern, der des zweiten gleichfalls bis auf die Worte w Brunświku — malowany, die gothisch gedruckt sind. Auf der Rückseite beider Titelblätter steht mit lateinischen Lettern:

Niechay to wiedzą stárzy y Młodzi
Że krotofili záżyć się godzi
Tylko pilne mieć trzebá baczenie,
By niebylo w zártach wykroczenie.
Więc żadnego kto cnotę miłuie
Ten Sowizrzál naymniéy nie zepsuie.

d. h.

„Mögen dies sehen Alte und Junge,
Da der Kurzweil sich zu freuen sich geziemt;
Jedoch muß man wohl Acht haben,
Daß der Scherz sich in richtigen Schranken halte.
Daher wird Keinen, der die Tugend ehrt,
Dieser Eulenspiegel im Geringsten verderben.“

Beim ersten Exemplar hat das erste Blatt die Aufschrift: Historya o Sowizrzale; beim zweiten: O Sowizrzale historya, worauf unmittelbar die einzelnen Geschichten

folgen. Der Druck des ersten ist durchgängig mit gothischen Lettern; dagegen sind die sieben letzten Blätter des Ossolinskischen Exemplars mit lateinischer Schrift. Die Aufschriften der einzelnen Geschichten sind immer mit lateinischer Schrift. Das Universitätsexemplar zählt 64, das Ossolinskische 87 Blätter, was daher rührt, daß im letzteren der Druck viel gröber ist, und es auch einige Erzählungen mehr enthält, als ersteres, und zwar folgende, auch im deutschen Volksbuch vorkommende:

„Wie Eulenspiegel einen Hund abzieht, und seiner Wirthin die Kost mit dem Felle bezahlt."

„Wie Eulenspiegel der Wirthin erzählt, daß er auf dem Rade gelegen."

„Wie Eulenspiegel gebratne Aepfel essen wollte (die ihm die Holländer wegaßen, und wie er sie anführt)."

„Wie Eulenspiegel im Herzogthum Braunschweig Hirt wurde."

„Wie Eulenspiegel Stiefel ohne Geld kaufte."

„Wie Eulenspiegel seine Sünden bereute."

Das Format beider Exemplare ist sehr klein Octav; da sie nahe bis zur Schrift beschnitten sind, so ist nicht zu sehn, ob sie paginirt gewesen. Im Ossolinskischen sind die Druckfehler häufiger, wie diese Ausgabe überhaupt weniger sorgfältig ist, mit Ausnahme der Accente. Die Sprache ist alt, und haben beide z. B. noch das á und überhaupt mehrere Accente, die jetzt ausgelassen zu werden pflegen. Der Text ist in beiden übereinstimmend, und soweit mehrere

Geschichten verglichen wurden, reine Uebersetzung des deutschen Buchs, und sogar in derselben Reihefolge; die Ausgabe von 1541 hat jedoch noch einige mehr, z. B. wie Eulenspiegel mit dem Todtenkopf umzog, wie er zu Cölln dem Wirth auf den Tisch hosiert, wie ein Bauer ihn auf einen Karren setzt, der Pflaumen nach Lübek auf den Markt fuhr, wie E. ein Roßtäuscher (Rostrucharzem) ward. Die Ausgabe des Universitätsexemplars setzt Maciejowski, aus der Sprache schließend, in die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, und hält die Ossolinskische Ausgabe noch für jünger. Nach Hanusch gehören beide in's siebenzehnte Jahrhundert. Nach dem Titel sind beide nicht erste, sondern schon verbesserte und gesäuberte Ausgaben; über eine noch ältere ist jedoch bis jetzt nichts bekannt geworden. Einige Namen sind polonisirt, z. B. Eulenspiegels Geburtsort in Sachsen Knüttlingen in Knotowicz, seines Vaters Name Klaus in Kulas (d. h. der Hinkende; der Pole liebt Wortdeutungen ungemein); seine Mutter heißt Hanna, wie im Deutschen; über die Taufe hielt ihn Tylach Lachowicz, der ihn nach seinem Namen Dyll (Till, man könnte hinzusetzen: Lacher) nennen ließ. Till starb zu Möllen; im Polnischen: auf dem Gute der Herren von Molinski, die er auch auf ein Drittel seines Nachlasses zu Erben einsetzt. Diese und ähnliche kleine Abweichungen und Aenderungen möchten aber auch alles sein, was der polnische Uebersetzer dazu gethan hat; was wenigstens außerdem Maciejowski von des Sowizrzal Schwänken anführt, sind alles altbekannte Geschichten,

und so haben wir aufrichtig bedauert, unsre Sammlung durch eine interessante neue Erscheinung, die Maciejowski zu verheißen schien, nicht haben bereichern zu können.

Noch willkührlicher ist aber dessen Annahme, daß Twardowski nur eine, wenn auch veredelte Fortsetzung des Sowizrzal sei. Im Eulenspiegel ist es der gesunde Menschenverstand und Mutterwitz, der silbenstechend hinter dem Schein von Einfalt und Thorheit mit der dünkelhaften Gelehrsamkeit und verschrobenen Weisheit, — ist es die schlaue List und der Betrug, der mit der plumpen Gewalt und Uebermacht, die derbe grobe Ungeschlachtheit, die mit der verkehrten Ueberverfeinerung und lächerlichen Etiquette den Kampf eingehn. Im Twardowski wie im Faust dagegen ist es das Ringen des Geistes nach höchster Erkenntniß, zu deren Erlangung selbst der Bund mit dem Teufel eingegangen wird, was den Kern der Sage ausmacht. Dort also ist das Kampfgebiet die sociale Welt mit ihren Thorheiten und Verkehrtheiten, hier die Ideenwelt mit ihren unergründlichen Tiefen; dort wird der Kampf schon diesseits ausgekämpft, und löst sich in Scherz und heitren Humor auf; hier wird er in das Jenseit hinübergespielt, und endet tragisch. Daß auf den Twardowski und Faust eine lange Reihe der Schwänke und betrüglichen Kunststücke ihrer beiderseitigen Vorgänger übertragen wurden, ändert den Grundkarakter dieser neueren Sagen nicht, und berechtigt ebensowenig, sie als Fortsetzungen ihrer Vorgänger, zugerichtet für den feinern Geschmack der vornehmen Welt, anzusehn. Der Grund dafür liegt vielmehr in dem

Boden, aus welchem beide Figuren entsprangen, und der ein ganz andrer ist, als jener, auf dem Eulenspiegel erwuchs.

Philipp Begardi (Zeiger der Gesundheit, Worms, 1539) erzählt vom Faust: „Es wird noch ein namhafter tapfrer Mann erfunden, ich wollt aber doch seinen Namen nicht genannt haben; so aber will er auch nicht verborgen sein, noch unbekannt; denn er ist vor etlichen Jahren fast durch alle Landschaft, Fürstenthümer und Königreiche gezogen, hat seinen Namen jedermann bekannt gemacht, und seine große Kunst, nicht allein der Arznei, sondern auch der Chiromanzie, Nigromanzie, Physiognomie, Visiones in Krystallen, und dergleichen mehr Künste sich höchlich berühmt. Und auch nicht allein berühmt, sondern sich auch einen berühmten und erfahrnen Meister bekannt und geschrieben. Hat auch selbst bekannt und nicht geleugnet, daß er sei, auch heiße Faustus, damit sich geschrieben philosophum philosophorum, etc. Wie aber Viele mir geklagt haben, daß sie von ihm seyen betrogen worden, deren ist eine große Zahl gewesen. Nun, sein Verheißen war auch groß, wie des Thessali (zu Galen's Zeiten), dergleichen sein Ruhm, wie auch des Theophrasti, aber die That, wie ich vernehme, fast sehr klein und betrüglich erfunden. Doch hat er sich in Geld nehmen, und empfangen (daß ich recht rede) nicht gesäumt, Viele mit den Fersen geseegnet." — Auch Melanchthon gedenkt seiner als einer neuen Bekanntschaft zu Wittenberg in nicht sehr ehrenvoller Weise. Der Faust in dieser Schilderung steht

nicht vereinzelt da. Alles, was wir von seinen Fahrten wissen, charakterisirt ihn als einen Abentheurer und fahrenden Schüler, der durch Kenntniß geheimer Wissenschaft und eine außerordentliche Keckheit in seinen Kunststücken große Berühmtheit erlangt hatte. Schon im vierzehnten, noch mehr im funfzehnten und gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts herrschte in Deutschland die Sitte, daß junge Geistliche, die nicht Mönche waren, die Welt durchzogen, um dadurch ihren Unterhalt zu suchen, daß sie sich in Schulen auf einige Zeit als Lehrer anstellen ließen, oder bei den Kirchen als Sänger oder Vicarien dienten. Mit ihnen verbanden sich auch Abentheurer aller Art, die als Astrologen, Wahrsager, Zaubrer und Schatzgräber auftraten, und theils durch physicalische und chemische Experimente das Volk in Erstaunen setzten, theils die Unwissenden und Leichtgläubigen durch ihre Künste hintergingen. Ihr Treiben erstreckt sich bis in die Reformationszeit, und deutsche Konzilien suchten vergebens ihre Streifereien zu hemmen. Die Limburger Chronik *) sagt, daß beim Reichstag zu Frankfurt im Jahre 1397 die Zahl der Grafen, Fürsten, Herren, Ritter und Edelknechte 5182 betragen, „daneben an fahrenden Schülern, Fechtern, Spielleuten, Springern und Trumpetern 450 Personen.“ — Und das Buch: Schimpf und Ernst, v. 1519, erzählt: „Fahrend Schüler seynd vor Zeiten im Land umbgegangen, die hetten gelben gestrickten Netz an den Hals,

*) Hontheim, Prodrom. histor. Trevirensis, p. 1112, col. 1.

groß Leutbescheysser.“ — Daher jene Verwandtschaft der Fahrten des Faust mit den Eulenspiegeleien und Uebertragung der letzteren auf ihn; der eigentliche Grund des Ansehns dieser Leute blieb aber das Gaukelspiel ihrer Zauberkünste und die Kenntniß der sogenannten natürlichen Magie, die nach dem Glauben der Zeit nur durch einen Bund mit dem Teufel zu erlangen war.

Die Universität Prag (1348 gegründet) war ein Hauptsitz der Wissenschaften, und auch Faust soll zu Prag studirt haben. Die Königin Hedwig verhalf 1400 der Universität Cracau zu erhöhtem Glanz, und viele böhmische, besonders prager, und deutsche Gelehrte zogen dahin (Długosz, histor. Pol. ed. Lips. T. I., L. 10, p. 167). Optik, Astronomie, und was damit zusammenhing, Astrologie und Magie fanden ihre Lehrstühle und zahlreiche Schüler. Die Neigung des Zeitalters zu diesen Künsten erschuf jene Banden abentheuernder Scholastici, die gleichwie in Deutschland, so auch in Böhmen und um und in Cracau bekannt waren. Johannes Huß lehrte zu Prag, hussitische Lehre verbreitete sich gleichzeitig von Cracau aus über Polen. Das erste Morgenroth der gereinigten Lehre begann auch hier zu dämmern. Die Wissenschaft versuchte sich von dem Buchstabenglauben der Kirche zur freien Erforschung der Natur- und Geisterwelt zu wenden; die Vernunft lehnte sich gegen die starren Schranken des Papismus auf. Dieses Ringen nach Freiheit in Glauben und Wissenschaft, der allgemeiner gewordene Drang, nach Herzenslust und Begierde zu leben, der Natur und Leiden-

schaft Lauf zu lassen, die Welt zu genießen, das hiesige Leben zu würdigen, und damit eine erhöhte Einsicht zu verbinden, mit andern Worten: die Unschuld und Freiheit der Natur mit Vernunft und Aufklärung zu paaren, und so das Werk der eigentlichen echten menschlichen Ausbildung zu vollenden, das ist die tiefe Basis, auf welcher in Deutschland die Faustsage sich unwillkührlich gründete, und die allen andern ähnlichen Sagen zum Grunde liegt. Allein das hereinbrechende Licht der Reformation ward bald umdüstert, am meisten in Böhmen und Polen, Rückschritte erfolgten, und es trat jene trübe chaotische Zeit ein, wo das Entgegengesetzteste nebeneinander wunderbar Platz fand, bis aus dem langen Religionskriege sich eine neue lichtvolle Welt gestaltete. Man erspare uns eine Schilderung des so oft gerühmten Zeitalters Siegesmund August's, um zu sehn, wie an dem Hofe dieses Königs die höchste Freigeisterei sich mit dem gröbsten Aberglauben verband, jene geheimen Wissenschaften und freien Künste in ihrer höchsten Blüthe standen, der König selbst seine durch ein ausschweifendes Leben erschöpften Körperkräfte durch Zaubermittel zu erhalten suchte, er ein elendes Spielwerk von Astrologen und Magiern war, und mit den Zauberweibern S u s a n n a und K o r e c h a geheime Zusammenkünfte hielt. Ein gleichzeitiger Schriftsteller macht die Bemerkung: „Die nach Gewinnst begierigen Leute ergaben sich der Alchimie, den Zauberkünsten, und den dienstbaren Geistern, obgleich dies keine treuen Diener waren, sondern nur dem Körper Leiden, und der Seele Schaden

zufügten." — Die Kirche und der von ihr dirigirte Volksglaube mußte diese Gelehrten und Teufelskünstler in den Abgrund der Hölle verbannen, da sie Freiheit predigten, wo jene Gehorsam forderte, da sie Licht hinzutragen schienen, wo jene Finsterniß gebot. Daher der allen derartigen Sagen gemeinsame Schluß der Höllenfahrt des Helden. — Wie aus der Masse der herumziehenden Teufelsbanner und Zauberkünstler der Faust in Deutschland, so schwang sich in Böhmen der gleichnamige Szaczny oder Szczesny (d. h. felix, faustus, der Glückliche) zur hervorragenden Berühmtheit empor, und ward der Sammelpunkt für dergleichen Künste und Fahrten; so trat in und um Cracau Twardowski aus derselben allen drei Ländern damals gemeinsamen Gährung der Ideenwelt hervor. Thörigt daher, mit Majeranowski u. A. m. den einen aus dem andern als Nachbildung herleiten zu wollen, ebenso, als wollte man die deutschen Minnesänger für Schulkinder der provenzalischen Troubadours, oder die Barden von Wales und Bretagne für Nachahmer der nordischen Skalden ausgeben. — Darin aber bewährt Twardowski sein echt nationales Gepräge, daß, wenn er auch für einen tief in der Wissenschaft Eingeweihten und für einen berühmten Arzt gilt, dennoch die Natur des fahrenden Schülers fast gänzlich bei ihm verschwindet, weil in Polen das Treiben dieser Leute sich schwerlich weit von Cracau entfernte, die Gelehrsamkeit aber wesentlich im Besitz der Geistlichkeit sich befand, und er dagegen als ein reicher unabhängiger Edelmann auftritt, ausgestattet

mit dem ganzen Uebermuth, mit welchem der Adel sich über das unter die Füße getretne Volk erhob, indem die allgemeine Volksmeinung nur an einen solchen die Freiheit und Ungebundenheit zu knüpfen verstand, in welcher der Zauberer sich straflos erging. Echt adlig ergiebt er sich dem Teufel, weil verbum nobile debet esse stabile; und dem Katholizismus in Polen entsprechender ist Twardowski's Ende nach der oben mitgetheilten Fassung, indem er sich aus den Klauen des Teufels durch ein geistliches Lied rettet, und er und seine Sache bis zur endlichen Erlösung wenigstens schwebend erhalten wird, während in Deutschland, dem Heerde der Reformation, theils dem Faust eine solche äußere kirchliche Hülfe nicht gestattet, und theils sie verschmäht ward, weßhalb er ohne Gnade der Hölle verfällt. Wie bald die deutsche Sage aber im protestantischen Sinne den Kern dieser Gestalt faßte, beweist schon das Puppenspiel, welches das Treiben und die Höllenfahrt Faust's mit burleskem Humor behandelt.

Maciejowski setzt die Entstehung der Twardowskisage in das Ende des funfzehnten oder den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, ohne nähere Beweise anzuführen, und dem wird man nach dem oben Angeführten im Allgemeinen beitreten müssen, wenngleich wahrscheinlich sie erst zur Zeit Siegismund August's (1548—1572) ihre weitere Ausbildung gewann; dies deutet die Erscheinung von Barbaras Schatten an; zwar soll Twardowski auch die Bergwerke von Olkusz begründet haben, die schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eröffnet

wurden; allein die Sage liebt es, ohne Rücksicht auf Chronologie weit entlegne Thaten an ihre Helden zu knüpfen; denn auch die Teiche von Knyszyn ließ er durch den Teufel graben, ungeachtet sie einer weit jüngeren Zeit angehören. — Die Zeugnisse von Naramowski*), Jacob Woit und Johann Siegismund Jungschulz**) sind zu neu, um als erste Quellen zu gelten. Merkwürdig ist, daß Sarnicki, welcher um 1694 starb, in einer auch für den deutschen Faust interessanten Stelle, des Twardowski nicht ausdrücklich gedenkt, obwohl er alle Veranlassung dazu hatte. Er sagt***) von den Malern, welche die Bildnisse längst verstorbner Helden, z. B. Lech, Czech, Boleslaw u. s. w. gemalt, daß sie versichern, die Helden durch Zauberei zu erscheinen gezwungen, und dann porträtirt zu haben. Auch nach diesem Historiker waren die Cracauer vor allen Andern diesen Künsten besonders hold und ergeben. — Das älteste Zeugniß für den Twardowski

*) Facies rerum Sarmaticarum, ed. 1724.

**) De incrementis studiorum per Polonos ac Prussos. Lipsiae, 1723. 4. p. 68. § XX.

***) Anal. Polon. L. II, p. 898. Leipzig, 1712 (hinter Dlugosz): Quod et *nostro aevo* de quodam Fausto Germano Nigromanta *ab iis, qui haec viderunt*, certo affirmatur, quod videlicet quodam tempore, expetentibus ab eo Norinbergensibus, Aeneam, Achillem, Hectorem, et alios heroas equis insidentes, propriosque et nativos vultus et vestibus habentes, spectandos in suburbio ante portas et mönia cunctis visendos statuerit. — Et quia *veteres Cracovienses municipes prae aliis his artibus dediti et implicati erant*, itaque constanter affirmatur de iis, quod ministerio ejusdem artis tales evocaverint umbras heroum Polonicorum, quales Ovidius depingit, et quales postea typis mandare et in compitis pingere coeperunt.

ist mir in: Dworzanin, von Lukas Gornicki, Cracau, 1566, einer wunderlichen Sammlung von Schwänken der Hofnarren und Hofleute, entgegengetreten (Bogen T, 4; das Buch ist nicht paginirt). Ein Hofmann beklagt sich gegen den Andern, daß er nicht zu der Zeit geboren sei, als in den Schulen zu Cracau die Schwarzkunst öffentlich sei gelehrt worden. Der Zweite erbietet sich für eine Summe von 200 Gulden ihm Unterricht darin zu ertheilen, wenn er das Geheimniß bewahren wolle: „ich würde Dir dann jemanden nennen, der bei Twardowski gelernt hat; und soviel wie der, versteh ich auch. Da ich ein tüchtiger Schüler des Twardowski bin, so kann ich Dir mehr, als Du vermuthest, lehren.“ Jener schwört, das Geheimniß zu bewahren, bei Gott und allen Teufeln. Als Probe seiner Kunst führt der Zweite nun einen Schwank aus, der uns aus dem deutschen Eulenspiegel auch bekannt ist. Er beredet eines Töpfers Weib, die unter dem Schloß auf dem Markt Töpfe feil bietet, gegen Belohnung, ihren ganzen Kram zu zerschlagen, sobald er aus dem Fenster mit dem Tuche winken werde; und versichert nun seinem Gefährten, ihm an dieser Frau die Wirkungen seiner Kunst zu bethätigen. Er macht daher im Zimmer allerlei mystischen Hokuspokus, und winkt endlich zum Fenster hinaus, worauf sogleich die Frau wie toll auf die Töpfe losschlägt, daß die Scherben nur so fliegen. — Der Betrogene staunt das Wunder an, und zahlt sein Lehrgeld. — Mögen Andre weiter nach älteren Zeugnissen suchen. —

Die neuere Kunst hat sich der Sage vom alten Zauberer in mancherlei Formen bemächtigt. In der vom Kupferstecher Anton Oleszynski zu Paris herausgegebnen Sammlung berühmter polnischer Männer und Scenen aus der polnischen Geschichte, prangt Twardowski, angeblich nach einem alten Bilde; und von Bohomoletz soll ein Trauerspiel: Twardowski, in polnischer Sprache existiren *). In Alexander Bronikowski's deutscher Novelle: Er und Sie (Leipzig, Brockhaus, 1827), spielt unser Zauberer durch seine Epigonen eine bedeutsame Rolle. Gleichfalls in einer polnischen Novelle: Meister Twardowski, hat Kraszewski den Stoff behandelt. Als Oper ging er in dem Stück: Twardowski auf Krzemionki, von Jan Nepomuk Kamienski über die polnische Bühne, und Korsak und Woycicki nahmen ihn zum Gegenstand von Gedichten. — Die treffliche Ballade von Adam Mickiewicz, Frau Twardowska, deren Schluß freilich mit der Sage nicht übereinstimmt, doch eine piquante Wahrheit haben soll, möge unsere ernsthafte Untersuchung heiter schließen.

*) v. Raumer, histor. Taschenbuch. Jahrg. 5. Leipzig, Brockhaus, 1834. S. 151.

Frau Twardowska.

Von

Adam Mickiewicz.

Ei, das tanzt, das lärmt und trinket!
  Ei, das Völkchen, das versteht es!
Ob nicht um die Schenke sinket!
  Heissa, Hopsa, Heissa geht es!

Twardowski sitzt an der Seite,
  Stützt sich auf mit beiden Armen:
Lustig — ruft er — lustig Leute!
  Neckt und höhnt und schreckt die Armen.

Einem Kriegsknecht, der die Fabel
  Seines Muths erzählt beim Glase,
Pfiff um's Ohr er mit dem Sabel;
  Sieh, der Kriegsknecht ward ein Haase.

Vom Gericht dem Advocaten,
  Der still seine Schüssel leerte,
Klinget sacht er mit Ducaten:
  Windhund ward der Rechtsgelehrte.

Schuster kriegt drei Nasenstüber,
Und an's Haupt drei kleine Trichter:
Ein Faß Danziger und drüber
Aus dem Kopf des Zechers sticht er.

Aus dem Glas schlürft das Getränk' er,
Horch, da hört er drin Geknatter;
Schaut hinein drum — „Ei, was Henker!
Was wollt Ihr denn hier, Gevatter?"

Teufelchen saß auf dem Boden,
Steif gekleidet, deutsches Jüngchen;
Grüßet nach den neusten Moden,
Zieht den Huth und macht ein Sprüngchen;

Wuchs zwei Ellen, eh' vom Glase
Auf den Boden er gefallen:
Hahnenfuß und krumme Nase,
An den Fingern Sperberkrallen.

„Ah -- Twardowski — nun, ich grüß Dich!"
Sprach's und rückte ihm zu Kleide;
„Dein Gedächtniß, scheint's, verließ Dich;
Dächte, kennen uns doch beide."

„Hast Du nicht auf den Karpaten
Deine Seele mir verhandelt?
Haben wir nicht die Traktaten,
Du geschrieben, ich gesandelt?"

„Ich gab mich Dir zum Gesellen,
Du versprachst, nach zweien Jahren
Dich in Rom mir zu gestellen,
Um mit mir zur Höll' zu fahren.“

„Sieben Jahre schon verliefen;
Deine Handschrift ist verfallen;
Du, ein Schreck der Hölle Tiefen,
Denkst nicht dran, nach Rom zu wallen.“

„Doch die Rache, wie sie lahme,
Lockte Dich uns in's Geheege.
Dieser Krug, Rom ist sein Name —
Mit Arrest ich Euch belege!“ —

Twardowski will aus dem Hause
Auf ein solch dictum acerbum;
Teufel faßt ihn bei der Krause:
„Ist das dein nobile verbum?“

Ja, die Sache steht verteufelt:
Hier heißt's, sich zum Tod bereiten;
Doch Twardowski nicht verzweifelt,
Macht schon neue Schwierigkeiten:

„Schau in den Kontrakt, mein Lieber.
Dort, merk auf, giebt's eine Stelle:
Wenn nun meine Zeit vorüber,
Und ich mit Dir soll zur Hölle,

„Darf ich noch zu dreien Malen
Dich als Herr zur Arbeit zwingen,
Und Du mußt, was wir befahlen,
Bis auf's Jota uns vollbringen.“

„Schau, dort hängt der Schänke Zeichen:
Schmuckes Pferd, gemalt auf Linnen.
Ich begehr' es zu besteigen,
Und das Pferd trag' mich von hinnen.“

„Dreh mir eine Peitsch' aus Sande,
Daß ich's auch womit kann treiben,
Und ein Wirthshaus bring' zu Stande,
Wo zur Fütt'rung ich kann bleiben.“

„Aus Nußkern das Haus mir mache,
Höher nicht als die Karpaten;
Judenbärte nimm zum Dache,
Und Mohnkörnchen brauch' als Latten.“

„Schau dies Zweckchen, ein Zoll Dicke,
Drei Zoll lang, das nimm zum Maaße:
In die Körnchen, Stück bei Stücke,
Drei mir solcher Nägel passe.“

Mephistophel, windschnell springt er,
Putzt das Rößlein, füttert, tränket;
Drauf die Peitsch' aus Sande schlingt er,
Und ist fertig, eh man's denket.

Twardowski besteigt den Renner,
Reitet Schritt, trabt, galoppiret,
Prüft in Allem ihn als Kenner; —
Auch das Haus ist aufgeführet.

„Nun gewonnen, euer Gnaden!
Doch es gilt eu'r zweit Beginnen:
Hier im Napf mußt Du Dich baden,
Und Weihwasser, wiß', ist drinnen.“

Teufel krümmt sich, fällt in Zucken,
Sein Gesicht wird immer blasser;
Doch Knecht ist er, darf nicht mucken:
Köpflings stürzt er sich in's Wasser,

Fliegt heraus mit Blitzesschnelle,
Schüttelt sich — brrr — prustet grimmig:
„„Jetzt bist unser Du, Geselle!
Nie ein heißer Bad durchschwimm' ich.““

„Eins nur fehlt noch; nichts dann drüber;
Nun das letzte Zeitvertreibchen:
Schau die dort uns gegenüber,
Frau Twardowska ist's, mein Weibchen.“

„Ich will auf ein Jahr statt Deiner
Bei Beelzebub logiren:
Du magst auf das Jahr statt meiner
Dich zu meinem Schatz quartiren.“

„Lieb' und Treue ihr gelobe,
Zum Gehorsam Dich verpflichte;
Wenn Du nicht bestehst die Probe,
Ist der ganze Pakt zu nichte."

Halb nur hört nach ihm der Teufel,
Halb er nach dem Schätzchen sahe;
Ob er hört und sah litt Zweifel,
Denn schon war der Klink' er nahe.

Als Twardowski, ihn bedrängend,
Ihn von Thür und Fenstern scheuchet,
Da, durch's Schlüsselloch sich zwängend,
Nimmt Reißaus er und entfleuchet.

v. Blankensee.

Das Bernhardinerkloster
zu
Bromberg.

Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts lebte zu Bromberg ein Bürger, Namens Mysto, seines Gewerbes

ein Schuster, und nach rechter Schuster Art, höchst fromm, der häufig die einsamsten Theile der Wälder, welche die Stadt ringsum umgaben, unter andächtigen Betrachtungen durchstrich, und an vielen Stellen Kreuze aufstellte. Am häufigsten besuchte er eine nahe bei der Stadt belegne dichte sumpfige Wildniß, wo er, umgeben von großen Schaaren von Vipern, wovon es dort wimmelte, am liebsten sich erging und seine Andacht verrichtete, zumal ihm hier, wie er versicherte, manche Weissagungen durch den Umgang mit Geistern kund wurden. So verkündigte er denn auch oft mit prophetischem Geiste: „daß auch an diesem wüsten und verrufenen Orte in kurzer Frist der Heiland werde höchst andächtig verehrt, daß er hier wie nirgend anders bei Bromberg werde verherrlicht, und die Schande, die jetzt diesen Ort beflecke, werde ausgetilgt werden.“ —

Alle, die solches vernahmen, verhöhnten ihn, und hielten ihn für närrisch oder wahnsinnig; denn in der That war jene von den Straßen abgelegene Wildniß ein Schlupfwinkel der gemeinsten Laster und Unfläthereien, die man ohne Erröthen nicht wohl aussprechen kann. Dennoch bewährte sich aber die Weissagung des frommen Mannes, und wie einst Jerusalems Tempel, befleckt von heidnischen Greueln, nachmals dem Dienste des wahren Gottes geweiht ward, so wurde auch dieser verrufene Ort bald ein Zufluchtsort der Gottseeligkeit und eine Zier des göttlichen Dienstes. Es hatten sich nemlich im Jahre 1425 die Bernhardiner auch in Bromberg niedergelassen,

und mit Genehmigung des Königs Kasimir III. wurde ihnen im Jahre 1480 zu Erbauung eines Klosters der Ort, „wo zeither bis jetzt der Garten des Schlosses war, vor der gedachten Stadt Bromberg bei der St. Aegidienkirche, gemeinhin Obora genannt,“ verliehen. Schon fünf Jahre danach waren die Klostergebäude fertig, und die frommen armen Brüder erhoben sich bald zu solchem Reichthum, daß sie in nicht gar langer Zeit die Eifersucht der Stadt und die Habsucht der königlichen Statthalter erregten. — Das Kloster ward aber an jener verrufenen Stelle erbaut, die der Schuster Mysko bezeichnet hatte. —

Man sammelte eifrig im Lande umher Beiträge zu dem Bau des neu zu gründenden Klosters, und ein Laienbruder, Urban, ein Zimmermann, reiste zu diesem Zweck bis nach Preußen, und wandte sich unter andern auch an einen sehr reichen Mann in Danzig. Aber Frommheit pflegt nicht bei Reichthum zu sein; der reiche Mann gab dem armen Laienbruder nicht nur nichts, sondern verhöhnte ihn arg, und wies ihm lachend die Wege. Jedoch noch am selbigen Tage starb der reiche Mann eines plötzlichen Todes, und man glaubt nicht mit Unrecht, zur Strafe für seinen Geiz und seinen unchristlichen Spott.

Im Jahre 1485 war Pater Cherubin Guardian im Kloster, ein lockrer Lebemann, der im Städtlein Bentschen nachmals starb, und mit dem Klostervermögen nicht eben bestens geschaltet hatte, weßhalb er auch noch nach dem Tode von seinen Schuldnern geängstigt ward, ungeachtet die Brüder für ihn die nöthigen Messen lasen.

So mußte er einer Nonne Dorothea, genannt Krupna, in Posen erscheinen. Er nennt ihr den Namen des Wirths eines Kellers, dem er eine Weinschuld nicht bezahlt hatte, und giebt ihr auf, dieselbe für ihn zu berichtigen, mit dem Versprechen, ihr beim Eintritt in den Keller ein Zeichen zu geben. Als die Nonne in den Keller tritt, kommt es ihr vor, als ob ein Hund oder sonst etwas sie beim Fuße fasse. Sie beachtet dies nicht, bezahlt aber die Schuld. — Einige Zeit nachher erscheint ihr Cherubin wiederum, und verlangt, daß sie für ihn eine Leinwandrechnung bezahle. Sie entgegnet, ihm sei nicht zu trauen, da er ihr das versprochene Zeichen nicht gegeben habe. Er belehrt sie jedoch eines Bessern, und sie thut wie ihr geheißen, denn ehe sie noch ihre Absicht zu erkennen gegeben, fragte sie schon der Kaufmann, ob sie Cherubin's Schuld berichtigen wolle. — Endlich erschien ihr Cherubin zum dritten Male bei Nacht, und begehrte, sie möge den Posener Bernhardiner Guardian Stanislaw von Slupi und die übrigen Brüder in seinem Namen ersuchen, ihm seine Sünden zu vergeben, und noch eine Messe für ihn zu lesen. Da befahl der Posener Guardian, damals Ordens-Kommissar von Großpolen, aller Orten für Cherubin Seelenmessen zu lesen. Dadurch ward endlich der Arme aus dem Fegefeuer erlöst, und er in die ewige Seeligkeit hinübergeführt.

Es war beim Kloster auch ein sogenanntes Collegium philosophicum, eine Schulanstalt für Priester, und der Guardian Vitalis legte sogar eine Sternwarte an, auf

der im Jahre 1654 ein großes Wunder beobachtet ward. „Ueber der Nase des Sonnenantlitzes — so erzählt die handschriftliche Klosterchronik — erschien ein Kreuz; dies verwandelte sich in ein Herz, das von einem Schwerdte durchbohrt wird, und sich nach der linken Seite des Sonnenantlitzes wandte, wo es unter dem linken Auge stehn blieb. Unter dem rechten Auge des Sonnenangesichts hielt eine gepanzerte Hand einen Apfel. Dieses Zeichen stieg über dem rechten Auge empor, zertheilte sich in vier Stücke und erschien endlich oberhalb des Sonnenkreises als Ruthe.“ — Was die Erscheinung zu bedeuten gehabt, wird nicht gesagt.

Bischof Zavisch von Cracau.

(Gestorben 1382.)

Bischof Zavisch von Cracau war ein lustiges Haus;
Schön sang er die Messe, mehr liebt er den Schmaus;
Und wo war gewachsen ein herzig frisches Blut,
Das wußte Bischof Zavisch wie Einer so gut.

Auf dem bischöflichen Dorfe, Dobrowoda genannt,
War ein Mädchen, als die schönste des Sprengels bekannt.
Zwar hat er das Dörfchen gar oft schon inspicirt,
Die prächtige Dirne doch noch nie katechesirt.

Endlich erwischt er sie, heimlich in ihrem Haus,
Und begann ein Examen. — Die Dirne lief hinaus,
Und floh, das arme geängstigte Kind,
Auf den Heustall zu oberst, und verkroch sich geschwind.

Herr Zavisch war eifrig; er docirte so gern;
Mit Sehnsucht sah er auf zum entflohenen Stern.
Die Lection zu vollenden, er setzt eine Leiter an —
Ach, hätt' er's gelassen, der heilige Mann! —

Nimmt sorgsam zusammen den weiten Rockelor,
Und steigt aufschauend auf der Leiter empor. —
Der Vater der Maid war ein Griesgram ganz und gar.
Er sah den Bischof steigen, und wußte, woran er war.

In schwindelnder Höhe gleich ist er am Ziel.
Die Magd schreit Gewalt; — dem Vater wird's zu viel.
Weg reißt er die Leiter; der Bischof hochgelahrt
Kommt schneller, als er gestiegen, herab in eiliger Fahrt.

Und kopfüber stürzend, in Folge des Falls
Brach sich der Arme drei Rippen und auch den Hals. —
Mit übergroßem Pomp — ganz Cracau lief hinzu —
In der Kapelle Corporis Christi ward er bestattet zur
Ruh.

Doch als die Pfaffen sangen ihr Trauerlatein,
Klang ein schrillend Pfeifen und Hohnlachen drein.
Das Haar kehrt sich zu Berge dem dummen Volk umher,
Als wenn beim geistlichen Werke der Teufel im Spiele
wär.

Und wer Nachts in der Kapelle still horchte, ver-
nahm,
Wie der heilige Mann so elend um sein Leben kam.
Aus dem Gruftgewölbe tönt ein kläglich Gestöhn,
Und außen am Gitterfenster ein lachend Teufelsgehöhn. —

Dobrowoda, Dobrowoda mit deiner schönen Dirn',
Um Dich runzelt noch heute sich manche ernste Stirn. —
Ja, strauchelt nur ein allwege frommer Mann,
Gleich hängt der böse Teufel sich ohn' Erbarmen ihm
an! —

Walther und Helgunde.

In den Zeiten des Königs Boleslaw Krzywousty — erzählt Boguphal, Bischof von Posen, in seiner polnischen Chronik *) — war im Reiche der Lechiten eine sehr berühmte, mit hohen Mauern umgebne Stadt, Wislica mit Namen, welche weiland zur Heidenzeit ein edler Fürst Wislaus beherrschte, der seinen Ursprung auf den Stamm des Königs Popiel zurückführte. Diesen hatte ein gewisser Graf aus demselben Stamme, und der Sage nach von großer Körperkraft, Namens Walther der Starke, oder polnisch Wdaly Walgerz, gefangen genommen, und in der Tiefe eines Thurmes seines Schlosses Tyniec in Ketten gelegt, weil jener es ihm bei einem Aufstande weggenommen hatte. Dieses Schloß Tyniec liegt in der Nähe von Cracau, wo jetzt die durch Kasimir den Mönch, König der Polen oder Lechiten, gegründete Abtei des H. Benedict sich befindet.

---

*) Bei *Sommersberg*, Silesiacarum rerum scriptores Lipsiae, 1730. p. 37—39.

I.

Walther hatte die Tochter eines gewissen fränkischen Königs, Namens Helgunde, zur Gemahlin, die er, wie man sagt, einst nicht ohne große Lebensgefahr nach Polen entführt haben sollte. Am Hofe dieses fränkischen Königs nemlich (wohin Walther gekommen war) befand sich damals auch der Sohn eines allemannischen Königs, der gleichfalls für dieselbe glühte. Walther, wie er scharfsinnigen und umsichtigen Geistes war, und bemerkte, daß Helgunde ihre Neigung dem allemannischen Königssohn zugewendet habe, erstieg in einer Nacht die Mauern des Schlosses, und bewog dessen Wächter durch Bitten, daß er ihn nicht in irgend einer Weise zu stören versuche; dann stimmte er eine süße Melodie an, und durch den holden Klang der Stimme erwacht des Königs Tochter aus dem Schlummer, springt aus dem Bette, und lauscht mit ihren Mädchen und Gespielinnen, ganz die Ruhe des Schlafs vergessend, dem äußerst lieblichen Lockgesange solange, als der Sänger sich hören ließ.

Sogleich am Morgen läßt Helgunde den Wächter rufen, und forscht ihn eifrig aus, wer jener gewesen sei, der so süß in der vergangenen Nacht gesungen habe; der Wächter jedoch, fest entschlossen, Walthern nicht zu verrathen, betheuerte, daß er von ihm nichts wisse. Als aber in den zwei folgenden Nächten der Jüngling sein Spiel mit Vorsicht wiederholte, wollte Helgunde sich ferner nicht täuschen lassen, und bedrängte den Wächter mit

den schreckendsten Drohungen, daß er den Sänger verrathe; und da dieser sich hierzu noch immer nicht verstehn will, besiehlt sie, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Unter diesen Umständen gestand er nun, daß Walther gesungen habe, und nun wandte sie mit heißester Neigung sich dem Jünglinge zu, und kehrte ihr Herz von dem Sohne des allemannischen Königs ab. — Wie dieser nun mit Beschämung sich von Helgunden verschmäht, und Walthern in den Schoos ihrer Liebe aufgenommen sah, entbrannte er gegen ihn von heftigem Zorn, und nahm bei der Rückkehr in's Vaterland alle Fahrzeuge auf dem Rheine in Beschlag. Sorgfältig ließ er auch darüber wachen, daß Niemand mit einer Jungfrau über den Fluß fahre, es sei denn, daß er eine Mark Goldes zahle.

Nach einiger Zeit suchen und finden Walther und Helgunde Gelegenheit zur Flucht. Als der erwünschte Tag herankommt, entfliehen sie; aber an das ersehnte Ufer des Rheins gelangt, fordern die Schiffer eine Mark Goldes für die Ueberfahrt; nachdem sie jedoch solche erhalten, weigern sie sich nichts destoweniger die Wandrer überzusetzen, bis der Sohn des Königs würde herbeigekommen sein. Walther, merkend, daß hier Gefahr im Verzuge sei, besteigt seinen Bucephalus, läßt Helgunden hinter sich aufsitzen, springt in den Fluß, und schwimmt schneller als ein abgeschoßner Pfeil hindurch. — Kaum hat er eine Strecke Weges jenseits des Rheines zurückgelegt, so hört er hinter sich das Geschrei von dem ihn verfolgenden Allemannen, der mit lauter Stimme ihm

nachruft: „Ha, Treuloser! Mit des Königs Tochter bist Du heimlich entflohen, und ohne das Fährgeld zu zahlen bist Du über den Rhein gegangen. Halt an, stehe und rüste Dich zum Zweikampf, und wer Sieger darin bleiben wird, der soll des Andern Pferd und Waffen, und Helgunden erhalten.“ Auf diesen Ruf antwortete Walther unerschrocken: „Was sprichst Du? Die Mark Goldes habe ich bezahlt, und die Tochter des Königs nicht mit Gewalt entführt, sondern sie folgt mir aus freien Stücken.“

Nach diesen Worten legt jeder zornig die Lanze gegen den Andern ein, und nachdem sie zersplittert, kämpfen die Helden mit den Degen, und messen mannlich ihre Kräfte. Und weil dem Allemannen Helgunde gegenüber hinter dem Kampfplatz stand, zwang er, begeistert von ihrem Anblick, Walthern rückwärts zu weichen, bis dieser so weit gewichen, daß auch er Helgunden im Auge hatte. Ihr Anblick erfüllt ihn ebenso mit unglaublicher Schaam, wie mit dem heftigsten Liebesfeuer, daß er alle seine Kräfte zusammenraffte, auf den Allemannen eindrang, und ihn sofort erschlug. Er nahm sein Roß und seine Waffen, und setzte erfreut über den doppelten glücklichen Sieg, die angefangene Reise nach der Heimath fort.

II.

Walther kam glücklich auf seinem Schlosse Tyniec an, gönnte sich einige Zeit Ruhe, um sich zu erholen, entnahm zugleich aber aus den Klagen der Seinigen, daß Wislaus der Schöne, Fürst von Wislica, während

seiner Abwesenheit mannigfache Unbill ihm zugefügt habe. Er erzürnte sich darüber sehr, erhob zur Rache sich gegen Wislaus, besiegte ihn endlich im Kampfe, und warf ihn (wie schon bemerkt) mit Ketten belastet in das Verlies eines Thurmes auf seinem Schlosse Tyniec.

Einige Zeit später aber zog er nach Art kriegerischer Männer in ferne Länder auf Kriegshandwerk, und schon waren zwei ganze Jahre verstrichen, als Helgunde, höchst betrübt über die Abwesenheit des Gatten, sich verleiten läßt, mit trauriger Miene vertraulich einem ihrer Mädchen zu gestehn, daß sie sich weder Wittwe noch Gattin fühle, und jene Frauen nicht aus den Gedanken bringen könne, welche so glücklich seien, diesen tapfren, den Kämpfen des Krieges nachhängenden Männern ehelich nahen zu dürfen. Die Vertraute, von dem Wunsche beseelt, ihrer Gebieterin, die nun ihr so lange gezügeltes Schaamgefühl abgelegt hatte, den betrübten Mangel wenigstens für einige Zeit zu ersetzen, verräth ihr, daß Wislaus, der Fürst von Wislica, ein Mann von äußerst anmuthiger Gestalt, schönem Körper und edlem Ansehn, im Thurme schmachte; und die Elende beredet sie, daß sie ihn im Schweigen der Nacht aus dem Thurme hervorführen, und dann nach genossenen Umarmungen wieder dahin vorsichtig zurückbringen lasse. — Helgunde nimmt diesen Rath der Vertrauten günstig auf, und ohne Furcht, durch die gefährlichen Folgen ihres Unternehmens Leben, Ruf und Ehre auf's Spiel zu setzen, befiehlt sie, den Wislaus aus dem Kerker zu ihr zu führen, und bei dem Anblick seiner Schönheit be-

meistert sich ihrer Bewunderung und Freude. — Ja, anstatt ihn in sein Gefängniß wieder zurückbringen zu lassen, vereinigt sie sich vielmehr mit ihm in verbrecherischem Bunde, und von unauflöslichen Banden der Liebe umstrickt, zieht sie es vor, mit ihm nach der Stadt Wislica zu entfliehn, und sich von dem Ehebunde mit ihrem Gemahl loszusagen.

So kehrte Wislaus in seine Herrschaft zurück, in der Meinung einen doppelten Triumph errungen zu haben, der jedoch bei seinem unglücklichen Ausgange den Tod Beider zur Folge hatte. Denn bald nachher kehrt Walther zur Heimath zurück; aber Helgunde kommt ihm nicht an den Pforten der Burg entgegen. Verwundert fragt er nach der Ursach davon. Wie er nun erfährt, unter welchen Umständen Wislaus im Einverständniß mit seinen Hütern aus dem Kerker des Thurmes nicht blos entflohn, sondern sogar auch Helgunden mit sich genommen habe, übermannt ihn der unbändigste Zorn, und augenblicklich macht er sich nach Wislica auf, ohne zu bedenken, wie er sich und das Seinige dadurch den Wechselfällen des Glücks aussetze. Unerwartet reitet er in die Stadt Wislica, während Wislaus gerade außerhalb sich auf der Jagd befindet. Helgunde hat jedoch kaum den Nahenden bemerkt, als sie ihm auch schon entgegeneilt, sich ihm zu Füßen wirft, und Wislaus unter Verwünschungen anklagt, daß er sie mit Gewalt geraubt habe. Sie überredet Walther, sich in einem abgelegnen Gemache des Schlosses zu verbergen, um an Wislaus, wenn dieser werde zurückgekommen

sein, für die ihm zugefügte Schmach gerechte Rache zu nehmen. Walther schenkt den heuchlerischen Betheurungen der Verrätherin Glauben, und betritt ein festes Gemach, worin er aber alsbald dem Wislaus durch die tückische Frau als Gefangener vorgestellt wird.

So freuten sich Wislaus und Helgunde unter frohem Jubel nun über den glücklichen Erfolg eines zum dritten Mal errungenen Triumphs, und geben sich dem vollsten Rausche der Lust hin, welche häufig das Wimmern des Todes zu begleiten pflegte. Denn Wislaus wollte den Walther nicht in der Haft eines Kerkers halten, sondern beschloß ihn mehr als durch den Moder eines Gefängnisses zu quälen. Er ließ ihn daher an die Wand des Speisezimmers durch eiserne Schellen mit ausgestreckten Händen an Hals und Füßen aufgerichtet anschmieden. In dem Zimmer befahl er ein Polsterbett aufzuschlagen, wo zur Sommerszeit das Paar ruhte, und er mit Helgunde in den Mittagsstunden zärtlicher Liebkosungen pflog.

Wislaus hatte eine Schwester, welche wegen ihrer Häßlichkeit niemand zum Weibe nehmen mochte; dieser von Allen am meisten vertrauend hatte er Walthern zur Bewachung übergeben. Sie ward aber zu sehr von den Quaalen desselben ergriffen, und die jungfräuliche Zucht bei Seite legend, fragt sie ihn, ob er sie zur Gattin nehmen wolle; unter dieser Bedingung könne er sich von seinen Leiden erlösen, indem sie dann seine Fesseln brechen würde. Jener verspricht's, und festigt es mit einem Eide, daß er sie, so lange er lebe, mit ehelicher Liebe behandeln,

und nie sein Schwerdt gegen ihren Bruder Wislaus, wie sie gleichfalls bevorwortet hatte, ziehen werde. — Darauf ermuntert er sie, sein Schwerdt aus dem Schlafgemach ihres Bruders wegzunehmen und ihm herzubringen, um damit seine Fesseln zu lösen. Nachdem sie es herbeigebracht, befiehlt ihr Walther, das Schloß der eisernen Schellen zu erbrechen; sodann verbirgt sie das Schwerdt zwischen seinem Rücken und der Wand, damit er die gelegne Zeit wahrnehmen könne, um desto sicherer zu entkommen.

Bis zum andern Tage verharrte Walther in der noch scheinbar gefesselten Stellung, bis zur erwarteten Mittagsstunde Wislaus und Helgunde sich wieder auf dem Polsterbett den gewohnten Liebesbezeigungen überließen. Nun aber sprach sie Walther gegen seine Gewohnheit mit den Worten an: „Wie würde es Euch scheinen, wenn ich, befreit von meinen Fesseln, mein blitzendes Schwerdt in der Hand, vor euer Lager träte, und drohte, für eure Verbrechen Rache zu nehmen?" — Bei diesen Worten erstarrte Helgundens Herz, und zitternd sprach sie zu Wislaus: „Wehe, Herr, ich habe heute in unserm Gemach nicht sein Schwerdt gefunden, und deiner Mahnungen nicht achtend habe ich vergessen, es in Sicherheit zu bringen." — Darauf erwiederte Wislaus: „Und wenn er zehn Schwerdter in Händen hätte, wegen der eisernen Banden, die er ohne die Kunst der Schmiede nicht brechen kann, würde ich ihn dennoch nicht fürchten." Während aber jene also mit einander sprachen, warf Walther die

Fesseln ab, sprang von der Wand herab, und mit geschwungenem Schwerdte, siehe, stand er plötzlich vor dem Sündenlager, und mit hoch erhobnen Händen schlug er damit nieder auf das Paar, daß Beide zugleich mitten durchgeschnitten wurden.

So schlossen Wislaus und Helgunde mit elendem Ende ihr verbrecherisches Leben. Das Grab dieser Helgunde kann von Allen, welche es wünschen, auf dem Schloß Wislica gesehn werden, und wird, in Stein gehauen, noch bis auf den heutigen Tag gezeigt.

Auf den ersten Blick ist klar, daß diese Sage, welche wir wörtlich Boguphal nacherzählt haben, aus zwei ursprünglich einander fremden, nur lose verknüpften Theilen besteht. Ferner weisen die deutschen Namen Walther und Helgunde, der Rhein, der Aufenthalt Walthers am Hofe eines fränkischen Königs und der allemannische Fürstensohn darauf hin, daß der erste Theil der Sage nicht auf polnischem Boden entsprossen, sondern nur dahin verpflanzt ist, während der zweite Theil echt nationelles Gepräge trägt. Und in der That ist der erste Theil nichts andres, als einer der weitverbreiteten Zweige der sehr alten germanischen Heldensage von Walther und Hildegunde, von der eine Episode schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts in lateinischen Hexametern bearbeitet ward, die J. Grimm und Schmeller (Lateinische Gedichte des zehnten und eilften Jahrhunderts, Göttingen,

1838), und das Fragment eines deutschen Gedichts in der Nibelungenstrophe von Karajan (der Schatzgräber; Beiträge für ältere deutsche Literatur, Leipzig, Otto Wigand, 1842) ohnlängst mitgetheilt haben. Sie lautet in Kürze also: Als die Hunnen unter Attila über die Donau an den Rhein gegen die Franken, Burgunder und Aquitanier vordrangen, und diese Völker sich tributbar machten, wurden von den Franken Hagano von Troja, von den Burgundern die Königstochter Hiltgund, und von den Aquitaniern der Königssohn Walthari dem Attila als Geißeln gegeben. Er führte sie mit sich nach Pannonien, und Hiltgund ward bald Schatzmeisterin der Hunnenkönigin Ospirin; Hagano und Walthari thaten sich in Attila's Kriegszügen hervor. Als der Frankenkönig starb, löste sein Sohn Gunthari den Tributvertrag, und alsbald entfloh Hagano in sein Vaterland. Walthari verliebte sich in Hiltgund, deren Eltern sie schon einander verlobt hatten, und sie fliehen endlich gleichfalls, mit Ospirins Schätzen reich beladen. Am vierzehnten Tage erreichen die Flüchtigen den Rhein bei Worms, dem Königssitze der Franken. Walthari giebt als Fährgeld Fische, die er vorher gefangen, und die auf des Königs Tisch kommen. Verwundert rief Gunthari, daß Frankreich dergleichen Fische nicht kenne. Der Fährmann berichtet nun von dem stattlichen Helden, der mit einer herrlichen Jungfrau und großen Schätzen gestern von ihm über den Strom gesetzt sei, und der die Fische ihm als Fährgeld gegeben habe. Da rief Hagano freudig: „Walthari, mein Geselle, kehrt heim von den

Hunnen." — Aber Gunthari rief: „Der Tribut, den mein Vater dahin gesandt, ist heimgekehrt." Alsobald hieß er seine Mannen sich rüsten, und den Helden verfolgen, wie Hagano auch entgegenstreben mochte. Im Wasgau werden die Liebenden eingeholt. Walthari schlummert gerade in einer Höhle, als die ihn bewachende Hiltgund den Staub der Verfolger aufwirbeln sieht. „Da haben wir die Hunnen" — rief sie, und auf den Knieen bat sie: „O, ich flehe Dich, Herr, laß meinen Hals dein Schwerdt durchschneiden, damit mich, die ich Dir vermählt werden soll, kein Anderer berühre." Walthari tröstet sie, spricht ihr Muth ein, und Hagano's Helm endlich erkennend, meint er freudig, daß liebe Freunde nahen. Hagano flehte nochmals den König, vom ungerechten Kampfe abzulassen, doch vergebens. Eilf Kämpfer sendet nacheinander Gunthari ab, und alle überwindet Walthari, und erschlägt sie. Hagano weigert, als der zwölfte, den Streit. Inzwischen war die Nacht angebrochen. Der König und Hagano zogen sich scheinbar zurück; Walthari überließ sich dem Schlummer; Hiltgund wachte an seiner Seite, und kühlte seine Wunden. Am nächsten Morgen bricht Walthari auf, aber bald rennt Hagano ihn an, um Rache an ihn wegen seiner gestern ihm erschlagnen Verwandten zu nehmen. Er hatte endlich doch den Bitten des Königs nachgegeben. Zugleich mit ihm greift Gunthari den Helden an. Hart ist der Kampf. Hagano schlägt dem Walthari die rechte Hand ab, büßt aber selbst dabei ein Auge, und Gunthari einen Fuß ein. So endete der Streit, aus

dem keiner unversehrt hervorging; so theilten sie die hunnischen Schätze. Es saßen die Beiden; der Dritte lag, und jene stillten den Blutstrom mit Blumen. Walthari rief die furchtsame Hiltgund herbei; sie kam und verband alle Wunden. Darauf hieß sie der Bräutigam Wein mischen; unbezwungen in Muth, ermattet an Körper, scherzten beim Becher Hagano und der Held von Aquitanien. Sie erneuerten den alten Freundschaftsbund, hoben den König auf sein Roß, und die Franken zogen nach Worms, der Aquitaner in seine Heimath. Ehrenvoll hier empfangen feierte er die Vermählung mit Hiltgund, und beherrschte, Allen theuer und lieb, nach des Vaters Tode sein Volk noch dreimal zehn glückliche Jahre. —

Wenn auch in der polnischen Umwandlung dieser Sage die Flucht der Liebenden umgekehrt von Westen nach Osten, und nicht von Osten nach Westen geht, die Eifersucht des nicht mit Namen genannten allemannischen Fürstensohns der Grund zum Kampf mit Walther ist, und die hingebende treue Liebe der Hiltgund in Leichtsinn und Wankelmuth verkehrt ward, so lassen doch die Namen der beiden Hauptfiguren, die Rheinüberfahrt und der Kampf mit Hagan als germanische Erinnerungen sich nicht verkennen. Nicht minder stark erinnert Walthers nächtliches Singen unter Helgundens Fenster an Horands Werbung um Hilda in unserm Gudrunliede, ein alter echter Zug, den selbst die deutsche Fassung der Sage, so weit sie uns erhalten ist, nicht bewahrt hat. Auch die Steigerung der

Kraft des Helden durch den Anblick der Geliebten begegnet oft in den deutschen Sagen.

Nach Norden hin ist die Sage von Walther und Hildegunde aus norddeutschen Quellen in die Wilkinasage, und nach Süden hin in die Chronik des italienischen Klosters Novalesa übergegangen, worin Walther als Mönch endlich gestorben und begraben sein soll. Diese Chronik rührt anscheinlich aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts her. In den jüngern deutschen Dichtern bis zum funfzehnten Jahrhundert kommen zahlreiche Anspielungen auf die Sage von Walther vor, die, ungeachtet bis jetzt nur jenes lateinische Gedicht und jenes Fragment als das vollständigste Zeugniß erhalten sind, dennoch sich durch Tradition oder Volksgesang lebendig erhalten haben muß. Bei dieser großen Ausbreitung der Sage zumal durch Bearbeitungen von Geistlichen in lateinischer Sprache ist es wahrscheinlich, daß auch eine solche, oder doch die Kunde davon durch deutsche oder italienische Mönche, mit denen die polnischen Klöster in der ältern Zeit sehr häufig besetzt wurden, nach Cracau kam, und sich hier mit der einheimischen Sage vom polnischen Heidenfürsten Wislaus verband, dessen Andenken in Wislica und Tyniec noch lebendig war. Boguphal erzählt, soviel bekannt, obige Sage zuerst; er starb 1253. Woycicki *) scheint sie für eine Interpolation des Godzislaw

*) Klechdy, Starożytne powieści i podonia ludu Polskiego i Russi. Warschau. 1837. 2 Th.

Baszko, Boguphals Fortsetzer, zu halten, der der zweiten Hälfte des dreizehnten oder dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts angehört. Mit einigen Zusätzen erzählen sie gleichfalls Andreas von Zarnow und der berühmte Heraldiker Paprocki. Diese kennen auch schon den Namen des von Boguphal nicht genannten allemanischen Fürstensohnes, und nennen ihn Arinald; seine häßliche Schwester heißt bei ihnen Ringa, und von Walther sagen sie, daß er im Auslande gereist sei, „um des ritterlichen Wesens kundig zu werden," daß er an den Hof des französischen Königs kam, in Wettkämpfen und Turnieren oft den Preis davon trug, und um Helgunden näher zu treten, das Amt eines Obermundschenken annahm. Es sind dies alles Zusätze im Karakter des jüngern galanten Ritterthums. Die Bemerkung dagegen: „wenn er als Mundschenk die Schaalen auf die Tafel stellte, so bemerkte er, mit welchem Vergnügen Helgunde in sein Antlitz schaute, und wie sie jede Bewegung des schönen Höflings mit ihren Augen verfolgte," erinnert wieder an jenen lateinischen Walthari, wo Hiltgund dem Walthari den Becher reicht, ihre Blicke sich dabei begegnen, und der Liebesbund geschlossen wird. —

Eine zwar zu erwähnende, doch wenig bedeutende Ehre ist der Sage von Walger und Helgunde in dem höchst verdächtigen neuerlich von Lelevel entdeckten Chronicon Slavo-Sarmaticum des Procosius *) dadurch ange-

---

*) Kronika polska przez *Prokosza.* Warsz. 1825. Lateinisch, Warschau, 1827. Der Verfasser nennt frech als

than, daß Walger zu den Fürsten darin gezählt wird, welche sich mit Mieczyslaw haben taufen lassen. In der extractweisen lateinischen Ausgabe dieser Chronik heißt es nemlich: „Milites, qui una cum Miecislao Baptismum susceperant, hi sunt: ... *Walgierz*, cognominatus *Wdaly*, frater major natu Zbiduli, Dominus in *Ty-niec*; qui postea profectus in Franciam Reginulam *Heligundam* inde abduxit, quae multarum discordiarum cum *Wislomiro Chostek*, Domino in *Wislica*, causa extitit. Tres item filii ipsius Paluka alias Wit-toslaw in baptismo nominatus, Starża ex Heligunda et Pabian ex *Rynga* progeniti. — Der letztere Name schon deutet die Neuheit der Kompilation an.

An Wislica knüpft sich noch eine andere Sage, die

---

seine Quelle einen Autor, der zur Zeit Mieczyslaws I. gelebt haben soll. Ganz mit Recht verwirft sie Dobrowski (Wiener Jahrb. B. 32. S. 77—80) als, und zumal sehr ungeschickte, Erdichtung. Nach dem lateinischen Herausgeber ist sie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verfaßt. Jeden Falls bezeugen die häufigen Anspielungen auf Wappensagen, die Könige Lech, Filar, Nya, Jessa, Ladon, Marszyn, Lel und Polel, die nach ihrem Tode unter die Götter versetzt sein sollen und vieles Andre Unwissenheit und Willkühr in gleich hohem Grade. Polel ist gleichbedeutend mit Polach, den Nicorsus Warmisius erdichtete, und von dem Dlugosz noch nicht einmal etwas wußte. J. Grimm (Deutsche Mythol. S. 391) thut dem Machwerk zu viel Ehre an, wenn er ihr irgend eine Beweiskraft beizulegen geneigt zu sein scheint. Allerdings liegen ihr alte Ueberlieferungen zum Grunde, aber keine andre, als welche bereits in den Chronisten bis Dlugosz enthalten sind, und was Mythisches darin ist, scheint aus Naruszewicz und anderen älteren Mythologen, die jetzt auch ihr Ansehn verloren haben, geschöpft zu sein.

im Mittelalter allgemein erzählt ward, und die im Folgenden daher ihren Platz finden mag.

Die Frösche von Wislica.

Aus Sumpf und Moor, weitum ergossen,
Langsam vom Nidastrom durchflossen,
Erhob sich stolz zur Heidenzeit
Wislica, sichtbar weit und breit,
Die Stadt, wenn Ihr der Sage traut,
Die Herzog Wislaw hat erbaut.
Viel Kriegsvolk zog hier ein und aus,
Des Fürsten Stolz, der Nachbarn Graus;
Und kehrte heim es von dem Zug,
Mit reicher Beute übergnug
So Mann wie Thiere schwer belastet:
Nicht ward gebetet und gefastet,
Der Leib kasteit nach frommen Sitten,
Und für den Himmel nun gestritten —
Nein, dann verpraßten sie das Gut,
Verschwelgten es in Uebermuth,
Und trieben lästerlich dabei
Die ärgste Heidengötzerei.

Und wie im Jubelchor erscholl
Aus Millionen Kehlen voll
Der ungeschlachtste Froschgesang,
Daß weit er durch die Lande klang;
Denn ringsherum, wie Sand am Meer,
War unzählbarer Frösche Heer,
Die unaufhörlich Nacht und Tag
Die Götzen priesen mit Gequak,
Dem Volke gleich, das auch im Sumpfe
Des Irrwahns stak mit Stiel und Stumpfe.

Der Unfug währte manches Jahr,
Bis daß die Stadt gebrochen war,
Da kam ein Priester aus fremdem Land,
Der die Landessprache schlecht verstand,
Stellt' auf ein Kreuzlein an dem Ort,
Und predigte das Christenwort. —
Das war den Fröschen allzuneu,
So wie dem Volk, das auch dabei;
Und kaum begann er den Sermon,
Scholl ringsum auch der Frösche Ton.
Er sprach und eiferte gar sehr;
Die Frösche quakten immer mehr.
Er schrie, und nahm den Mund noch voller —
Die Frösche quakten um so toller;
Bis außer sich vor Wuth und Grimme
Er sich erhebt mit Donnerstimme,

Und droht bei höchster Höllenpein,
Fortan gehorsam still zu sein! —

Das war den Fröschen wieder neu;
Sie schwiegen still in Angst und Scheu.
Doch wie sie's ernsthaft untersucht,
So fanden Alle sich verflucht.
Wie sie zu schrein sich mochten quälen:
Der Ton erstickt' in ihren Kehlen. —

Mit dem Gesang war es nun aus;
Sie saßen ewig dumm und stumm
In allen Pfützen ringsherum
Verdammt in ihrem Moderhaus.

O schöne Zeit, die das erdacht,
Und schönre Zeit, die das vollbracht! —
Im Mund des Volks lebt fort die Sage,
Der Glaube nicht. Denn heut zu Tage
Schweigt Froschgequak sammt Volkes Stimme
Doch nimmermehr vor Priestergrimme.

Naturwunder.

Der berühmte Geschichtsschreiber Dlugosz (Hist. Pol. L. I., p. 45) wundert sich gar sehr, daß Solinus, der doch sonst die Wunder der Natur so sorgfältig untersucht und aufgezeichnet habe, nicht davon Meldung thue, wie in den Feldmarken von Nochow, nahe bei der Stadt Schrimme an der Warthe in der Posener Diöcese, und ebenso von Kozielsko in Pallufen bei der Stadt Lekno, ganz von selbst und allein durch die Kunst der Natur ohne alle menschliche Zuthat gewisse Urnen und Krüge wachsen, denen nicht unähnlich, welche in den menschlichen Haushaltungen gebraucht werden; so lange sie in ihrem Neste, worin sie geboren, bleiben, sind sie weich und leicht zerstörlich, aber der Luft und Sonne ausgesetzt, werden sie ziemlich fest und dauerhaft. An Gestalt und Größe verschieden, scheinen sie wie durch Töpferkunst erzeugt, am meisten aber bewundert er, wie es noch niemals bekannt geworden, daß ihre Erzeugung und natürliche Vermehrung sich vermindert habe, wenn die Erde, worin sie leben, sich auch nicht geöffnet habe.

Der heilige Adalbert.

In der Mitte des zehnten Jahrhunderts lebte in Böhmen ein großer und mächtiger Graf, Namens Slawnik, der eine ausgedehnte Herrschaft besaß. Sein Haus war voll von Gold und Silber, und zahlreich sein Hausstand. Obwohl Gebieter der Herrschaft Lubik, und sogar, wie versichert wird, mit dem sächsischen Kaiserhause verwandt, und dazu sehr mildthätig gegen die Armen, scheint er doch in Zucht und Frömmigkeit nach manchen Berichten weniger hoch gestanden zu haben. Dagegen wird einstimmig seine Gemahlin Strziezislawa, aus dem böhmischen Herzogshause entsprossen, und, wie Einige behaupten, eine Schwester des Herzogs Boleslaw II. und Wenceslaw von Böhmen, als ein unübertroffenes Muster von weiblicher Tugend, Frömmigkeit der Gesinnung und Reinheit des Wandels und der Sitte geschildert, wie dies ihr Name schon ausdrückt. Ihren Glauben durch ihre Werke bethätigend, entsprach ihr Leben dem Adel ihrer Herkunft, und nur das soll ihr zum Vorwurf angerechnet sein, daß sie als Gattin zu strenge Enthaltsamkeit geübt, und dadurch ihrem Gemahl Anreiz zur Sünde gegeben

habe, indem er des unerlaubten Umganges mit andern Frauen bezüchtigt wird. „Der Vater war gut — drückt sich einer der ältesten Biographen des heiligen Adalbert aus — aber besser die Mutter, und am besten der Sohn."

Beiden Eltern ward zwischen 940 und 950 — genau ist das Jahr nicht festzustellen — ein Sohn geboren, schön von Angesicht, aber schöneren Glaubens voll von Gott ausgestattet, der, da er eine kräftige Natur verhieß, zum weltlichen Stande bestimmt ward, und in der Taufe den Namen Woyciech erhielt, was auf altböhmisch Kriegsbändiger oder Ermuthiger des Heeres heißt. Allein schon in frühester Jugend befiel den Knaben ein gefährliches Fieber, und brachte ihn an den Rand des Grabes. Thränen netzten darob die Augen der Zuschauer; oft geht der Vater zum Sohn, seine himmlischen Mienen betrachtend, und seine Thränenströme bezeugen, wie die Liebe zu dem Kinde in seinem Herzen lebt; trauernd umgeben ihn die Brüder; es wüthet der Schmerz im Herzen der Mutter. Da erkennen die Eltern ihren Irrthum in der Bestimmung ihres Kindes, erkennen die Krankheit als eine Fügung Gottes, erkennen — den Tod schon an der Pforte — den Eintritt des Engels des Heils. — Denn in der Angst ihres Herzens sprachen und gelobten sie an dem Altare der H. Jungfrau: „Nicht uns, Herr, nicht uns lebe jener Knabe, sondern als Geistlicher zur Ehre der Mutter Gottes trage er Dein Joch auf seinem schönen Nacken!" — Alsbald wich die Krankheit von dem Kinde, und der Schmerz aus der Seele der Eltern, und es erholte sich

wunderbar schnell zu seinem neuen Leben. — Die fromme Mutter lehrte den Knaben nun den Psalter beten, und gab ihm Unterricht in der heiligen Schrift. Später ward er zur Unterweisung Priesterhänden anvertraut; allein in Furcht vor ihnen, verführt durch einen Mitschüler, und erschreckt von dem rauhen Wege, den er betreten sollte, floh er einmal und zweimal von seinen Erziehern zu den sanften geliebten Eltern zurück. Der Vater aber strafte zürnend sein Begehn mit harten Schlägen, brachte ihn zur Schule zurück, und nun eröffnete Gott Ohr und Herz des Knaben zu den heilvollen Studien, die ihn verklärend über alle Sterbliche erheben sollten.

Als Woyciech in das Alter eintrat, in welchem er zu seiner einstigen Bestimmung des ernsteren Unterrichts und einer umfassenderen Belehrung in göttlichen und weltlichen Dingen bedurfte, sandte der Vater ihn in die zwar ohnlängst erst gegründete, aber schon in großer Blüthe stehende Schule im Kloster des H. Mauritius zu Magdeburg, welche der Kaiser Otto I. in Folge eines Gelübdes während der großen Ungarnschlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955 gestiftet hatte. Ungeachtet ihres kurzen Bestehens gelangte diese mit dem erzbischöflichen Stift in Verbindung stehende Anstalt schnell zu großem Glanz und Ruhm, den sie wesentlich dem damaligen Erzbischof Adalbert verdankte, der zuvor als Abt des Klosters zu Weissenburg im Bisthum Speier zur Verbreitung des Glaubens nach Rügen zu den heidnischen Slaven gewandert war, aber ohne Erfolg zurückgekehrt und zum erzbischöflichen Stuhl erho-

ben, in seinem Amte sich hohe Verdienste wie um den Altar, so um die Welt erworben hatte. Dieser Mann, in dem damaligen Kreise des gelehrten Wissens durch frühere Studien als Mönch im Kloster St. Maximin zu Trier ebenso bewandert und um seine Kenntnisse bewundert, als wegen der Reinheit seines Wandels und der Biederkeit seiner Gesinnung, wegen seiner aufrichtigen Gottesfurcht und wegen seines täglichen Strebens, durch die That zu bewähren, was die Zunge lehrte, als Priester durch Wachsamkeit und Treue in seinem Amte so sehr aller Verehrung würdig, die ihm auch nahe und fern zu Theil ward, und als Verkündiger des Glaubens unter den Heiden hoch verdient, so standhaft in allen Mühen, so beharrlich selbst unter drohenden Lebensgefahren, daß ihn Kaiser und Pabst mit hoher Gunst beschenkten, — dieser Mann, dessen Name im ganzen Reiche mit Achtung und Ehrfurcht genannt ward, nahm den jungen Grafen Woyciech mit einer Liebe und Freundlichkeit auf, die den Jüngling nicht minder überraschte, als sie ihn mit wärmster Liebe erfüllte. Seitdem war der Erzbischof Adalbert des Jünglings Muster und Ziel, und für den Aufschwung seines Geistes ein mächtiger Antrieb; denn große Beispiele sind immer die wirksamste Schule für das Leben.*)

So trat der aufstrebende Jüngling in einen großen Kreis von jungen Deutschen ein, welche der weite Ruf der magdeburgischen Schule aus allen Theilen des Reichs

---

*) J. Voigt, Geschichte Preußens, Königsberg 1827. I. S. 346.

hier zusammengeführt hatte; denn für den höheren Stand gab es in damaliger Zeit keine andern Bildungsanstalten, als solche mit geistlichen Stiften verbundene Pflanzschulen. Jene zu Magdeburg stand zumal damals unter der Leitung **Otherichs**, Scholastikus des Klosters, eines Mannes, der ein Cicero seiner Zeit genannt ward, dessen Gelehrsamkeit in allem, was damals den Kreis des menschlichen Wissens bildete, in ganz Deutschland gerühmt ward, und der die Blüthe der Schule nicht wenig mit beförderte. Ihm hatte der Erzbischof den Jüngling zunächst anvertraut, und an ihn schloß sich dieser gleichfalls mit aller Wärme seines Herzens an. Als nun nach Verlauf einiger Zeit der Erzbischof dem jungen Manne die Weihe zum geistlichen Stande ertheilte, legte er ihm statt seines weltlichen Namens Woyciech den seinigen bei, zum Beweise, welche Hoffnungen in seiner neuen Bestimmung auf ihn gesetzt seien. Der junge Adalbert entsprach auch bald solchen Erwartungen durch seinen Ernst beim Unterrichte, durch die lebendigste Theilnahme in allen Uebungen zur Bildung seines Geistes, nicht minder aber auch durch die strengste Reinheit und Frömmigkeit seines Wandels, und durch den regsten Eifer in allen göttlichen Dingen.

Die Heiligkeit seiner Gesinnung bezeugt unter andern ein charakteristischer Zug, der von ihm aufbewahrt ist. — Als er nämlich einst mit seinen Mitschülern aus der Schule kam, trieben diese Unfug auf der Straße, und warfen ihn auf ein vorübergehendes Mädchen, so daß sie beide miteinander auf die Erde fielen. Dadurch glaubte er sich

mit ihr verlobt und seinen geistlichen Stand verloren, weß-
halb er in die bittersten Thränen und heftigsten Wehklagen
ausbrach, so daß er nur mit Mühe getröstet werden konnte.
— Er sprach drei Sprachen (wahrscheinlich böhmisch,
deutsch und lateinisch) so geläufig, als wären sie seine
Muttersprache, und den Lehrer rief er selbst „mi domine“
an, wenn Schläge seinen Rücken trafen, und die Geißel
sein Fleisch zerriß. Denn es war damals allgemein Ge-
brauch, daß Angesichts des Lehrers kein Schüler wagen
durfte, anders als latein zu sprechen. Ohne jemals an
den lustigen Spielen und Vergnügungen seiner Schulge-
nossen theilzunehmen, zog ihn die Neigung sinniger Schwär-
merei nicht selten hin an die Gräber verehrter Märtyrer,
oder an stille einsame Orte zur Andacht im Gebete; dort
sang er die Psalmen Davids zu seiner Erhebung, und oft-
mals brachte er Nächte in den Kirchen vor den Bildnissen
der Heiligen oder mit der Pflege der Armen und Kranken
zu. In solcher Weise aber erwarb er sich die ungetheilte
und wärmste Liebe des Erzbischofs und seines Lehrers Othe-
rich. — „Diesen Jüngling hat Gott gesegnet, der schon
in so zarter Jugend zu solchen herrlichen und bewunderungs-
würdigen Werken der Tugend sich erhebt!“ — so sprachen
Alle, die ihn in seinem Lebenswandel kennen lernten.

Adalbert genoß jedoch Otherichs Unterricht nur einige
Jahre. Ein Zwist zwischen diesem hochgeschätzten Lehrer
und dem Erzbischof bewog den ersteren, seinem Lehramte
zu entsagen und sich an den Hof des Kaisers Otto II.
zu begeben, der ihn zu seinem Kaplan erhob. Um so

enger schloß sich nun der junge Adalbert an seinen hohen Gönner, den Erzbischof, mit ungetheilter Liebe an; allein auch dieser ward ihm am 21. Mai des Jahres 981 plötzlich durch den Tod entrissen, und Adalbert begab sich jetzt, nachdem er gegen neun Jahre zu Magdeburg im Moritzkloster verlebt hatte, nach Böhmen zurück, um in Prag unter dem Bischof Dietmar (oder Tetharatus) in den Dienst der Kirche zu treten. Große Weisheit brachte er mit sich, große Freude brachte er seinen geliebten Eltern durch seine Heimkehr. Er erhielt das Amt eines Subdiakonus, und gewann durch seinen Eifer im kirchlichen Dienste und durch die Reinheit seiner Sitten bald ebenso das Vertrauen und die Liebe seines Bischofs, als die Gunst und Hochachtung seines Fürsten, des Herzogs Boleslaw II., der erst kurz zuvor das Bisthum Prag errichtet hatte. Nicht minder bald erfuhr er aber auch die Mühen und Gefahren, die er in seinem neuen Berufe sollte zu bestehen haben. Denn die Böhmen waren noch jung im Christenthum, und heidnische Greuel traten noch überall hervor; selbst viele Vornehme und Große hatten sich noch nicht zur Lehre des Heils bekannt.

Kaum in Prag angelangt, riefen Slawnik und Strziezislawa ihren Sohn durch Briefe nach ihrem Wohnort Lubik. Da Adalbert verschiedene heidnische Orte auf dem Wege dahin passiren mußte, vermied er das priesterliche Kleid zu tragen, legte einen langen Rock und Mantel an, und begab sich mit bloßen Füßen auf die Reise. Durch unwegsame rauhe Waldgebirge kam er glücklich nach Lubik,

wo er die Kirche, die sein Vater auf seine Ermahnung erbaut hatte, weihte, und drei Tage lang sich des Wiedersehens seiner geliebten Eltern und Geschwister freute. Am vierten Tage schied er wieder von dannen, begleitet vom Segen der theuren Seinigen, und ging aus Besorgniß vor den Heiden, auf einsamen verborgenen Pfaden zurück. Dabei vom richtigen Wege abirrend, gerieth er in die Nähe des Dorfes Zelenka, wo die Heiden ihn sofort umringten und nach seinem Woher und Wohin befragten. Sie führten ihn nach Prerovia, wo Brodislaw, aus dem sehr edlen Geschlecht der Tunakki, hauste, ein mächtiger Mann, der den Wanderer mit vielen Fragen belästigte. Adalbert antwortete ihm bescheiden und kurz, jener erkannte jedoch bald in ihm den Christen, rief seine Dienerschaft herbei, und diese zog ihm den Rock ab, und behandelte ihn auf das unwürdigste mit Schlägen. — Also entlassen sprach der Gemißhandelte, zurückgewandt nach dem Gute des Brodislaw: „An diesem Orte bin ich meiner Kleider beraubt und unschuldig geschlagen worden. Gott wird es fügen, daß die Herren dieses Orts immer in Schulden stecken und sie nie bezahlen werden!“ — Die Folgezeit hat die Wahrheit seiner Weissagung bewährt. Denn mit Schulden belastet mußten nachmals zum öfteren die Herren aus ihrem reichen Besitzthum weichen, und zurückgekehrt wiederum fliehen, bis endlich Prerovia zu den königlichen Kammergütern eingezogen wurde.

Noch in demselben Jahre 981 starb sein Vater. So war dieses Jahr eins der verhängnißvollsten seines bisheri-

gen Lebens. Er hatte die Schule verlassen, und war in den Ernst des Lebens nicht eben sanft eingeführt worden; er hatte seinen verehrten Erzieher, der den Grundstein seiner Zukunft in ihm gelegt, den Erzbischof Adalbert, und seinen innig geliebten Vater verloren. Der frommen Mutter jedoch war noch vergönnt, den Beginn der hohen Laufbahn des theuren Sohnes zu erblicken.

Adalbert lebte nur dem Beruf seines Amtes, seinen gottesdienstlichen Pflichten, der Wohlthätigkeit gegen Arme und Leidende, und der Beschäftigung mit seinen Büchern, deren er eine bedeutende Anzahl von Magdeburg nach Prag mit sich gebracht hatte. Nach zwei Jahren (983) starb der Bischof Dietmar von Prag, ein Mann nicht von der Strenge, Erhabenheit und Sittenreinheit, wie einem Hirten der Kirche in einem halb heidnischen Lande vor allem geziemt hätte. Er hielt nicht Klausur, und hatte zumal in den letzten Lebensjahren kein heiliges Leben geführt. In der Stunde des Verscheidens lasteten diese Sünden schwer auf seinem Gewissen. Adalbert war allein bei dem Sterbenden in diesem schweren Augenblick, Zeuge der Verzweiflung des Unglücklichen, der mit nagender Reue jammerte: „Wehe mir Unglücklichem, meine Tage habe ich verloren! In Irrthum habe ich dahin gelebt, und eitlem Reichthum gefröhnt, und ein Opfer des gottgesandten Todes gehe ich gerade hinab zur Hölle, wo mein Wurm nicht sterben, und mein Feuer mich in Ewigkeit und weiter hinaus brennen wird!“ — Auf Adalbert machte dieser Auftritt und der Jammer des Verzagenden einen unaus-

löschlichen Eindruck; er erfüllte ihn, wie er selbst dem Abt im Kloster gestand, mit großen Schrecken, und befestigte in ihm die unbeugsame Strenge in Zucht und Wandel, in der allein er den Weg zum Heile erkannte.

Der Herzog Boleslaw II., der Fromme, trat mit den Großen des Landes zur Wiederbesetzung des erledigten Bischofssitzes nach Dietmars Tode zusammen, und Alle kamen überein, daß sie keinen würdigeren als Adalbert zu seinem Nachfolger ernennen könnten, da er geborner Böhme, und sein Adel, der Reichthum seines Geschlechts, sein tiefes Wissen, und die Liebenswürdigkeit und Makellosigkeit seiner Sitten mit so hoher Ehre im vollsten Einklang standen. — So ward er einmüthig und mit jauchzendem Zuruf des gesammten Volks zum Bischof des Landes erwählt, und durch das ganze Land verbreitete sich die allgemeinste Freude und Zufriedenheit über die Wahl des neuen Hirten der Kirche. Gott selbst gab durch ein Zeichen sein Wohlgefallen daran zu erkennen. Denn am selbigen Tage, da Adalbert das Episkopat empfing, ward ein Besessener in die Kirche getragen, wo der Bischofssitz aufgeschlagen war, welcher anfing, seine Sünden auszuschreien. Der böse Geist plagte ihn heftig; da kamen die Priester, beteten für den Kranken, und drängten den Bösen stark mit heiligen Anrufungen und Benetzung von Weihwasser, damit er aus dem Besessenen weiche und dem lebendigen Gotte die Ehre gebe. — „Wehe, was setzt Ihr mir so zu? — rief der Geist aus dem Kranken. — Wehe, schon ist's mir genug! Ich kann hier ferner nicht weilen, weil heute dem

Volk des Landes ein Bischof erkoren ist, den ich sehr fürchte, der Christusdiener Adalbert.“ — So schrie er, und schneller als er gesprochen, wich unter Zähneknirschen des Kranken der unverschämte Dämon vor dem heiligen Geiste, und wie mit Geißeln gepeitscht entfloh er aus dem genesenden Manne. Ein gewisser Williko, ein wackerer verständiger Geistlicher, hat als Augenzeuge das Ereigniß seinem Abte schriftlich gemeldet, und es trug nicht wenig dazu bei, die allgemeine Meinung für den neuen Bischof zu gewinnen, und das Vertrauen zu ihm zu befestigen.

Nach geschehener Wahl begab sich Adalbert über die Tiroler Alpen und den stark befestigten Paß Clausen an der Etsch nach Verona, empfohlen vom Herzog seines Landes, wo der dort anwesende Kaiser Otto II. ihm mit Ring und Stab die Bestätigung verlieh. Zugleich befand sich auch der Erzbischof Williges von Mainz am kaiserlichen Hoflager, und dieser, unter dessen Obhut das Prager Bisthum gestellt war, salbte das ehrenwerthe Haupt Adalberts in Gegenwart des Kaisers und einer großen Versammlung der Angesehensten am 28. Juni, am Sonntage Petri und Pauli des Jahres 983 mit dem heiligen Oele und ertheilte ihm die bischöfliche Weihe.

Den neuen Bischof begleitete auf dieser Reise ein bedeutendes Gefolge, welches der Herzog zu seinem Schutze ihm zugeordnet hatte, und mit dem er auch sogleich nach empfangener Weihe nach Prag zurückkehrte. Das Roß aber, worauf Adalbert ritt, war kein Staatsroß mit goldenen Zügeln und glänzendem Schmuck prangend, und

schnaubend dahergestolzirend, sondern ein bescheidener Klepper, von einer hanfenen Halfter gelenkt, entsprechend dem Sinne seines Reiters, dessen Aufzug so demüthig und unscheinbar hinter der Pracht seiner Begleitung zurückblieb, wie er in wahrer Tugend und Gottesfurcht über sie hervorragte. — Als er der Stadt Prag sich näherte, wo der Herzog Wenceslaw einst regierte und durch Gottseligkeit ausgezeichnet lebte, nachher aber im Jahre 938 durch das Schwerdt seines gottlosen Bruders ermordet ward, und wo er noch heute durch viele Wunder seine Heiligkeit bethätigt, stieg er aus Ehrfurcht vor ihm von seinem Pferde, und ging mit nackten Füßen in die Stadt, wo er nun erst den Bischofsstuhl bestieg.

Ganz erfüllt von dem hohen göttlichen Berufe seines Amtes, widmete er sich ausschließlich dem Dienste Gottes und dem Heile der ihm anvertrauten Heerde. Nachts schlief er auf der bloßen Erde oder auf groben wollenen Decken, fastete streng, besuchte die Gefangenen und Kranken, arbeitete mit eigener Hand in Garten und Feld, mit dem Beispiel des Fleißes dem Volke vorangehend, tröstete die Trostlosen und half den Hülflosen. Von der Komplete bis zur Prime zog er sich in die Einsamkeit zurück, und widmete sich frommer Beschaulichkeit; dann gab er den Armen, Fremden und Wittwen Gehör, und die übrige Zeit verwendete er auf Geschäfte und Werke der Frömmigkeit. Von seiner Mildthätigkeit hat ein Zeitgenosse einen charakteristischen Zug aufbewahrt. — Einst nach der Komplete, als er wie gewöhnlich Audienz ertheilte, erfüllte den

Vorsaal seines Hauses ein Armer, dem Räuber nichts als das nackte Leben gelassen hatten, mit Jammergeschrei; schnell besann sich der Bischof, womit er dem Beraubten aushelfen könnte, und da bei dem Mangel im eignen Hause nichts anderes im Augenblick von ihm zu finden war, ging er in sein eignes Wohngemach, zog einen rothseidnen Ueberzug von einem Polsterbett, daß die Federfüllung durch das ganze Haus flog, hüllte den armen Klagenden in den Purpur und geleitete ihn so selbst bis an die Hausthüre. Als darauf der Präpositus Williko das Geschehene entdeckte, rief er zornig die Dienerschaft zusammen, und begann eifrig zu untersuchen, durch wessen Schuld hier ein so frecher Diebstahl begangen worden. Der dazukommende Bischof beruhigte ihn jedoch und entließ die Diener, indem er sagte: „Hier hat keineswegs ein feindseliger Mensch etwas entwendet, sondern ein Dürftiger hat es zu seiner Nothdurft erhalten.“

Nicht minder nahm er sich des bischöflichen Vermögens mit großer Sorgfalt an, und brachte Ordnung in dessen Verwaltung. Er theilte es in vier Theile, und bestimmte davon einen Theil für die Armen, den zweiten für die Kirche, den dritten zur Auslösung von Gefangenen und von versetzten Gütern, und nur den vierten behielt er zum Unterhalt für sich und seine Umgebung zurück. Besonders schmerzte es ihn, daß so viele christliche Güter den treulosen Juden verkauft und versetzt waren, und er nahm sich solches doppelt zu Herzen, als sogar der Heiland selbst ihm in einer Nacht erschien und zu ihm sprach: „Siehe,

ich ward den Juden verkauft, und siehe, wiederum werde ich den Juden verkauft, und Du schläfst noch?" — Erschreckt dachte er über die Vision nach und berieth sich mit seinem Präpositus Williko, einem klugen gewandten Manne, den er bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen pflegte. Dieser aber, der die Wurzel des Uebels in ihrer wahren Tiefe erkannte und wohl wußte, daß ihm nicht so leicht abzuhelfen sei, suchte ihn mit den Worten zu beruhigen: „Als Christ den Juden verkauft ward, ließ er selbst den Kauf zu, und wir sind nichts als dessen Leib und Glieder, wie wir da Alle leben und sind."

Schauerlich sah es mit den Sitten des Volks aus. Das Volk trieb Blutschande ungescheut, und lebte ohne Gesetz mit mehreren Weibern; die Festtage wurden mit frevelem halb heidnischem Dienste gefeiert; die Fasten wurden gar nicht gehalten. Die Geistlichen selbst hielten sich öffentlich Eheweiber; ein großer Theil der Bevölkerung gehörte noch völlig dem Heidenthum an, und ein solcher Priesterstand war nicht geeignet, sie zu bekehren und den Weg des Lichts und der Wahrheit zu führen. Er, der Bischof selbst, mußte mitunter die gröbsten Mißhandlungen erfahren.

So ging er einst am Tage des H. Kosmas und Damian nach Boleslawia (Alt-Bunzlau), drei Meilen von Prag, um dort zu übernachten, wo St. Wenzel sein Blut für Christus vergossen hatte. Die ganze Nacht brachte er unter Gebeten hin, und nachdem er so seiner Frömmigkeit ein Genüge gethan, kehrte er nach einem kleinen Früh-

stück, aus Furcht vor den Heiden, auf einem verborgenen Wege zurück, und kam in das Dorf Neratowice an der Elbe. Um Gottes willen bat er die Schiffer, ihn hinüber zu fahren, und sie willfahrten seiner Bitte, forderten jedoch auch zugleich das Fährgeld. — „Liebe Kinder — antwortete der fromme Mann — Gold oder Silber habe ich nicht, um euren Dienst zu lohnen; aber höher als alle Schätze steht der Glaube Christi im Preise, den ich Euch verkündige, und euren Seelen verheiße ich den Seegen des Heils.“ — Davon wollten aber die rohen Schiffer nichts wissen, griffen den Bischof an, warfen ihn brutal zur Erde, und raubten ihm mit Gewalt seine Stiefeln, so daß er unwürdig mit bloßen Füßen nach Prag gehen mußte. Da sprach der Bischof sich wieder erhebend in gerechtem Zorn: „Anstatt des Segens komme Unsegen über Euch! Denn Gott wird es fügen, daß in diesem Orte niemals an Brod Ueberfluß sein wird; immer sollt Ihr dessen darben.“ — Und wirklich litten seitdem fortan die Schiffer und alle ihre Nachkommen alljährlich vor der Erndte Mangel an Brod, und konnten nimmermehr ihr Getreide in den Scheunen bis zur nächsten Erndte aufbewahren. War ihre Erndte auch noch so reich gewesen, so verlor sich das Korn und verschwand, sie wußten nicht wie? — An jenem Orte, wo Adalbert zur Erde geworfen ward, hat ein besseres Geschlecht nachmals aus Verehrung gegen ihn eine große Säule mit einem Altar errichtet, damit dort eine Messe gelesen werden könne; denn viel Volk findet sich dort am Fest des H. Adalbert zusammen. Im Jahr 1670 aber

hat der Herr des Ortes, Ferdinand Graf Slawata, daselbst dem Heiligen zu Ehren eine Kapelle gegründet.

So groß auch immerhin die Achtung und Liebe war, die sich Adalbert bei Allen, welche sein Leben in der Nähe beobachten konnten, durch die Sittlichkeit seines Wandels, durch seine Mildthätigkeit und sein Mitleid gegen Arme und Unglückliche erwarb, so ward doch auch bald sein Eifer in Vertilgung der Laster, sein scharfes Predigen gegen das rohe, sinnliche und genußsüchtige Leben und die große Sittenlosigkeit, welcher die Geistlichen selbst offen fröhnten, es ward sein rastloser Kampf gegen alles, was das Evangelium sündlich, unchristlich und verdammlich hieß, bei Hohen und Niederen mit solchem Undank und Haß, und mit solcher Verleumdung und Verfolgung vergolten, daß er bald verzweifelte, die Bahn verfolgen zu können, die er sich vorgezeichnet hatte. Zwar hatte Mlada, des Herzogs Boleslaw von Böhmen Schwester, so wie der Herzog selbst, dem Bischofe oft schon große Beweise ihrer Hochachtung und Zuneigung gegeben, und durch reiche Geschenke ihn und seine Kirche zu erfreuen gesucht. Da er aber täglich deutlicher bemerkte, daß man sein mahnendes Wort unbefolgt ließ, und selbst verachtete, seine Predigt verspottete, daß man ihn und seine Kirche vermied, und daß es eitel und fruchtlos sei, das sündhafte Volk zur Tugend zu führen: da konnte ihn nichts mehr trösten über den qualvollen Gedanken, daß einst dem Hirten die Verderbtheit der Heerde zur Last werde gelegt werden. Die

Geistlichkeit selbst schien zum Theil sich gegen sein strenges Regiment im Geheimen aufzulehnen.

Ueber diese trostlosen Verhältnisse berichtete Adalbert endlich in seiner Muthlosigkeit nach Rom an den heiligen Vater Johannes XIV., und dieser antwortete ihm mit milder Theilnahme: „Weil Dir das Volk nicht folgen will, so meide das schändliche. Wenn Du Andern nicht mehr Frucht zu bringen vermagst, so sorge, daß Du nicht selbst mit verderbest. Gieb Dich der andächtigen Muße und frommer Beschauung hin, und pflege der Studien." — Solches war dem Bischof ein großes Trostwort. Es drängte ihn nun ohne Verletzung seines Gewissens fort von der undankbaren Heerde, die den Segen seiner Bemühungen und Arbeiten von sich stieß und verachtete; es drängte ihn hin nach der heiligen Stadt, wo das Grab des Heilands war, nach Jerusalem; zuvor jedoch wollte er nach Rom gehen. Und die Grenze Böhmens überschreitend, wandte er sich zurück zu dem Lande der Sünde und der Frevel, und sprach: „Wie Du der Lehren des Heils darben willst, so sollst Du darben des befruchtenden himmlischen Regens, und hinschmachten in verdorrender Trockniß!" — Denn er war sehr zornig in seinem Gemüth, und um so empörter über die Verstocktheit des Volks, je redlicher er bemüht gewesen, ihm zum Frommen sein Bestes zu erzielen.

Im Anfang des Jahres 984 nahte Adalbert der Mutter der Märtyrer, betrat er den Wohnsitz der Apostel, die goldene Roma, in Begleitung seines Geistesbruders

Gaudentius, seines Präpositus Williko, und einer geringen Dienerschaft, und legte in die Hände des Pabstes seinen Bischofsstab nieder, indem er ihm die betrübenden Ursachen wiederholte, die ihn gezwungen hatten, sein schweres Amt aufzugeben. — Ohnlängst, am 7. December 983, war der Kaiser Otto II. in der Blüthe seiner Jahre gestorben, nachdem er leichtsinnig noch kurz vor seinem Tode die Kirche des H. Lorenz verletzt hatte. Seine Gemahlin Theophania hatte kaum von der Ankunft Adalberts und seiner Absicht, nach Jerusalem zu wallfahrten, vernommen, als sie die Gelegenheit ergriff, den Zorn des von ihrem Gemahl beleidigten Heiligen, der ihn sogar vor dessen Hinscheiden noch mit seiner drohenden Erscheinung heimgesucht hatte, dadurch zu sühnen, daß sie den Bischof mit so viel Gold und Silber zu seiner Pilgerfahrt ausstattete, daß der Jüngling Gaudentius die Last kaum zu tragen vermochte. — Allein der Bischof dachte an sich immer zuletzt, und wußte im Wohlthun nicht Maaß zu halten; weßhalb er denn auch in den nächsten zwei Tagen das ganze reiche Geschenk der Kaiserin schon an die Armen und Kranken der Stadt und Umgegend vertheilte. Von dem H. Vater ermuntert, schickte er sich alsobald zur Reise nach Jerusalem an, entließ seine böhmische Dienerschaft nach Hause, legte die einfache Pilgertracht an, kaufte sich nur einen Esel für sein und seiner Gefährten Gepäck, und brach in Begleitung seines von ihm unzertrennlichen Gaudentius, des Williko und dreier anderer geistlicher Brüder von Rom auf.

Zunächst besuchte er jedoch das auf einem Berge höchst reizend gelegene Kloster **Monte Kasino**, wo der H. Benedict gelebt hatte und gestorben war, und auch der H. Gregor sein Leben beschlossen hatte. Der Abt **Manso**, ein Verwandter des Fürsten Pandulph von Kapua, und die Klosterbrüder daselbst ermahnten ihn sehr, von einer so gefährlichen Reise abzustehen, und sein Leben nicht augenscheinlicher Gefahr auszusetzen. Sie stellten ihm vor, daß solche Wanderung ihn nur vom Wege, der ihm bestimmt sei, abführe; daß er größeres Heil in den Studien und in dem stillen beschaulichen Leben eines Klosters gewinnen werde. Adalbert nahm diesen Rath als eine göttliche Fügung an, und blieb einige Zeit dort, sein Freund Williko aber für immer, der auch in diesem Kloster starb und begraben ward. Wie jener nun aber dort als Mönch gleich jedem andern fortan leben wollte, erschreckte es ihn nicht wenig, daß die Mönche des Klosters ihn noch als Bischof behandelten, und diese seine hohe Würde zu eitlen Zwecken ihres Klosters zu benutzen trachteten. — Auf ihr Gesuch, ihre neu erbaute Kirche zu weihen, antwortete er zornig und derb: „Wie? Haltet Ihr mich für einen Menschen oder für einen Esel, indem Ihr mir zumuthet, eure Kirche als Bischof zu weihen, da ich doch nach Verlassung meiner Heerde aufgehört habe, Bischof zu sein?" Der bescheidne Mann fühlte sich dadurch so gekränkt, daß er das Kloster von Monte Kasino verließ, und sich nach dem Kloster Vallis Lucis begab, dem der berühmte Abt **Nilus** vorstand, dessen Gelehrsamkeit und frommer Wandel weit

und breit berühmt waren. In Ehrfurcht umfaßte Adalbert die Kniee des Abts, und bat um Aufnahme in seinen Orden. Dieser hob ihn gütig auf, und sprach mit Milde und jener der griechischen Kirche eignen Duldung: „Stehe auf, mein Sohn; gern würde ich Dich aufnehmen; aber wie Du an meiner Kleidung und meinem Barte und Haar siehst, bin ich ein Grieche und lebe nach der Regel des H. Basilius; und wenn ich Dich aufnähme, so würde es nur mir und den Meinigen schaden, ohne Dir zu nützen. Denn dieses Stückchen Erde, das ich mit den Meinigen bewohne, gehört jenen, welchen Du entflohen bist; nur auf Befehl des Fürsten Pandulph hat der Vorgänger des Abts Manso, Aligermus, es uns eingeräumt; und sie würden mich und meine Brüder vertreiben, und Dich zugleich mit, wenn ich Dich in meinen Orden aufzunehmen wagte. Zu deinen Zwecken dienen Dir lateinische Orden besser, als griechische. Kehre daher lieber nach Rom, der Pflegerin heiliger Söhne, zurück; suche den würdigen Abt Leo, unsern lieben Freund, auf und sage ihm, daß ich ihm in Dir einen treuen Diener geschickt habe. Er wird dein Führer und Helfer in deinen Kämpfen zur Ehre Gottes sein." — Adalbert that, wie der ehrwürdige Nilus ihm gerathen, und begab sich zu Leo, dem Abte des Klosters des H. Alexius zu Rom, der, ungeachtet der Empfehlung seines Freundes, ihn alles Ernstes von seinem Vorhaben abzumahnen versuchte, und mit großer Strenge prüfte. Zwei aus Böhmen mit Adalbert gekommene Mönche waren des italienischen Klosterlebens bald überdrüssig ge-

worden und in die Heimath zurückgeflohn; er dagegen und Gaudentius hielten treulich aus, und am Tage der Fußwaschung der Jünger des Jahres 989 empfing endlich der Bischof Adalbert von Leo das Mönchsgewand.

Ruhig verlebte nun Adalbert fünf Jahre in seinem Kloster auf dem Aventinischen Berge mit Gaudentius, entfernt von allem Weltgetriebe. Dort unterzog er sich in tiefer Demuth und im völligen Vergessen seiner Geburt und seiner frühern hohen Würde den niedrigsten klösterlichen Diensten, und den beschwerlichsten Arbeiten. Er verwaltete dort wie der geringste Klosterbruder die gemeinen Wochendienste, reinigte die Küche, säuberte das Speisegeräthe, holte Wasser vom Brunnen, und bediente die Klosterbrüder bei Tische. In solchen Uebungen der Erniedrigung und Entsagung, und in der strengsten Beobachtung seiner kirchlichen Pflichten, in Fasten und im Gebet erkannte Adalbert die vollendete Erfüllung aller Forderungen seiner Tugendlehre. Und es fehlte nicht an Zeichen, wodurch der Herr sein Wohlgefallen an den Handlungen seines Knechtes verkündigte.

Denn einst betrat eine edle Frau die Kirche des Klosters, um zu beten und zu beichten, wobei sie gestand, daß sie seit sieben Jahren keinen Bissen Brod genossen habe. Adalbert fand in dieser Enthaltsamkeit den Grund ihrer bedenklichen Körperschwäche, reichte ihr das mit dem Zeichen des Kreuzes versehene geweihte Brod und sprach: „Im Namen Jesu Christi, meine Tochter, iß dieses Brod; nicht ziemt Dir's, die göttliche Gnade zu verschmähen,

und bei der Liebe des Dulders wird dessen Genuß Dir befohlen." — Wunderbar ward sogleich die gläubige Frau gestärkt, und bediente sich wieder der lieben Gottesgabe. Allen ihren Mitbürgern erzählte sie, was Wunders ihr geschehen, und pries den Herrn darum. — Auch einer Tochter des Johannes, Präfecten der Stadt, die im heftigsten Fieber lag, half Adalbert zu sofortiger Genesung, sobald er segnend mit der Hand sie berührt hatte.

Inzwischen trug das Land Böhmen schwer an der Frucht seiner Frevel und an dem Fluche des von ihm verkannten und verscheuchten Bischofs, der von ihm Verachtung, Schmähung, ja selbst körperliche Mißhandlungen hatte erdulden müssen. Denn während der ganzen Zeit, da Böhmen eines Bischofs entbehrte, regnete es im Lande nicht. Dicke schwere Wolken zogen herauf, aber sie brachten nichts als Sturm und Blitze. Ehern schien der Himmel, und die Erde ward wie Eisen. Da ermüdeten die Böhmen den Himmel mit Bitten; sie wallfahrteten zu den Kirchen und Gräbern der heiligen Märtyrer Wenzeslaw und der Ludmilla, und zu den Reliquien des St. Veit, aber umsonst; es fruchtete nichts. Endlich erklang dem Herzog Boleslaw dem Frommen in einer Nacht, als er in der Kirche des H. Veit mit aller Inbrunst betete, eine heilige Stimme: „Das Land sei mit einem Fluche beladen, und werde nicht eher Regen erhalten, als bis der fromme Bischof wieder zurückberufen, und der Fluch von ihm werde gelöst sein." — Boleslaw erkannte den Ruf, daß ein Adalbert dem Lande mehr als je noth thue, der

das Volk von gänzlicher Entsittlichung und die Kirche vor gänzlichem Verfall rette. Zwei Mönche, der Erzieher Adalberts, Radla, und Zrahkwaz, ein beredter Mann, gingen im Jahre 993 nach Mainz zum Erzbischof Williges, damit er ihre Bitte in Rom unterstütze, daß ihnen ihr Bischof wieder zurückgegeben werde. Ihnen schlossen auf Boleslaws Befehl sich zwei angesehene Priester, Bolehost und Myslibon, nebst vier Männern von hohem Adel, Krzivan, Rosislaw, Wnymir und Jarek, an. So wanderte die Gesandtschaft von Mainz nach Rom, trug dem Pabst Johann XV. ihr Gesuch vor, gelobte ihm Reue und Besserung des Volks, und flehte um Adalberts Rückkehr. Schwer ward es dem H. Vater, eine solche Perle der Tugend aus seinem Rom zu entlassen. Er berief jedoch sogleich eine Synode, worin lange darüber hin und her gestritten ward, ob es zulässig sei, den Bitten der Böhmen nachzugeben; bis der Pabst sich dahin entschied: Dem Versprechen der Besserung trauend, solle Adalbert hingehen; wenn sie aber in ihre alten Laster und Sünden wieder zurückfielen, so solle sein kostbares Leben ferner dort nicht der Gefahr ausgesetzt werden, und er dürfe dahin wieder zurückkehren, wo seine Tugend würdiger erkannt werde. — Darauf empfing Adalbert vom Pabste Stab und Ring. Ungern folgte er dem Befehle. Unter Thränen schied er aus den stillen Mauern des Klosters, in denen er so lange in strengen Uebungen und harten Diensten Freude und Trost gefunden hatte; und kummervoll und schwer besorgt trat er mit seinem treuen

Bruder Gaudentius den Weg nach Prag an, um sein Bisthum wieder zu übernehmen.

Es war an einem Sonntage, als Adalbert von Baiern her das Land Böhmen betrat, und in die Stadt Tauß kam; aber schon bei seinem ersten Eintritt wurden seine bösen Ahnungen im vollsten Maaße bestätigt. Des Sonntags ungeachtet ward in der Stadt ein großer Markt gehalten, und er sah all den Unfug, das Lärmen und die lästerliche Ausgelassenheit, die sich ja noch jetzt daran knüpfen. Unwillig wandte er sich zu seinen Begleitern und sprach: „Wie? Bewähren sich also eure guten Angelöbnisse? Bethätigt sich so die Reue, von der Ihr gesprochen habt, durch die Entweihung des Sonntags?" Unwillig verließ er die Stadt, und zog es vor, ungeachtet der Ermüdung, hinter derselben an einem Waldrande in der Nähe des Dorfes Milavecz zu rasten, wo er sich mit seinem Gefolge lagerte, dieses im Grünen des Waldes, er selbst in einiger Entfernung davon auf einem großen Steine; und bald senkte die Anstrengung der Reise ihn in tiefen Schlummer. Da trieb der Hirt von Milavecz seine Heerde vorüber, und als er den schlummernden Mann am Wege liegen sah, rieth ihm seine böse Laune, nahe an ihn heranzugehen. Er hielt sein großes Hirtenhorn dem Schlafenden hart an das Ohr, und blies es mit solcher Gewalt, daß Adalbert äußerst erschreckt aus dem Schlummer auffuhr, und in göttlichem Zorne rief: „Gott mache den taub, der mir das gethan hat!" — Und sein Wort ward erfüllt. Der Hirt ward auf der Stelle völlig taub. Das

Ereigniß sprach sich weiter, und als die Einwohner von Milavecz später erfuhren, an welchem erwählten Manne Gottes solch roher Scherz begangen worden, und als sich auch nachmals bewährte, daß die Hirten, welche wagten, ferner das Horn zu blasen, mit Taubheit bestraft wurden, so ordneten sie an, daß fortan niemals mehr die Dorfhirten sich des Horns, sondern nur der Peitsche beim Austreiben des Viehes, um die Heerde zu leiten, bedienen sollten. Wer fortan fürwitzig das Gebot übertrat, mußte es mit Taubheit büßen.

Auf dem Steine, auf welchem der fromme Bischof geruht hatte, prägte sich aber deutlich erkennbar die Gestalt seines begnadeten Leibes ein. Nachmals ließ der dasige Grundherr, Adam von Sternberg, Oberstburggraf des Königreichs Böhmen, dieses Steinbette mit einer Kapelle im italienischen Style überbauen, die vom Prager Bischofe, dem H. Adalbert, geweiht wurde. Die Gemahlin des Adam von Sternberg, Maria Maximiliane, Reichsgräfin von Hohenzollern, hat das fromme Werk vollendet, und die Kapelle mit verschiedenen Bildern böhmischer Heiligen ausgeschmückt. Der Berichterstatter dieses Wunders, der Jesuit Balbinus, versichert, oft diese heilige Stätte besucht, und die Spuren des Heiligen geküßt zu haben, wie auch noch das zahlreich dahin strömende Volk thut.

Von Milavecz ging der Bischof nach der Stadt Klattau, und von da nach dem Städtchen Nepomuk, in dessen Nähe auf einem hohen Berge mit einigen from-

men Gefährten ein gottgefälliger Greis, Przimota, in einem der heiligen Jungfrau Maria gewidmeten Häuschen wohnte, das er im Jahre 977 gegründet hatte, und wo er ein einsames, dem Himmel geweihtes Leben führte. Przimota kam ihm mit seinen Ordensbrüdern feierlich entgegen, und freute sich unmaßen seiner Rückkehr. In dem Kirchlein sang Adalbert mit allen Gefährten in vollster Andacht das Te Deum laudamus, dann bestieg er mit ihnen den höchsten Gipfel des Berges, auf dem nachmals eine schöne Burg erbaut ward, und trat auf einen Stein, in welchen seine Fußtapfen sich eindrückten, weßhalb er in der später an diesem Ort sehr schön und reich erbauten Kirche der H. Maria nahe am Hauptaltar aufgestellt ward. — Von dieser hohen Stelle schaute der Bischof weit hinein in das Land Böhmen, das zu seinen Füßen ausgebreitet lag, die Wiege seines Lebens, der Verächter seiner Handlungen, noch lechzend unter dem Fluch der Dürre, den er über dasselbe bei seinem Scheiden verhängt hatte. Eingedenk aber der Gnadenfülle des Allmächtigen, machte er nun ein Kreuz nach allen vier Weltgegenden, löste den Fluch, und segnete sein Volk. Und siehe, alsobald zogen aus den Schluchten und Thälern der Gebirge ringsum Wolken herauf, wogten wie ein graues Tuch über das ganze Land hin, und senkten sich als befruchtender, alles erfrischender Regen auf die dürstende Erde nieder. Der Berg, auf dem Adalbert stand, kleidete sich zuerst, vorher noch mit verdorrtem Rasen bedeckt, in das liebliche Grün, und ward deßhalb fortan zelena hora, d. h. Grünberg,

genannt; alle Fluren, Wälder und Auen athmeten wie neu erschaffen auf. Da erkannte Böhmen, daß sein Bischof zurückgekehrt sei. Aus den Felsen des Grünbergs entsprudelte ein Quell, kalt, ohne Schlamm, und seltener Heilkräfte voll, zu welchem noch jetzt am Feste des Heiligen die Priester im weißen Gewande und zahlloses Volk wallfahrten. Zum Gedächtniß dieses Segenstages wurden später auch stets auf der hier erbauten Burg von dem Herrn reiche Almosen unter die Armen vertheilt, und man will bemerkt haben, daß, wenn diese wohlthätigen Spenden an dem Tage unterblieben, wie das wohl in wilden Kriegsläuften geschah, die Burg dann durch nächtliche Schreckbilder und Gespenster heimgesucht ward, zum Entsetzen ihrer Bewohner und aller Frommen der Umgegend.

Auch bei dem schon erwähnten Dorf Milavecz soll an jenem Tage eine Quelle entsprungen sein, die man nachher St. Adalberts Quell, böhmisch Woytesska, nannte, und welche bald sehr heilsam gegen allerlei Krankheiten befunden ward. Es leben deren sehr viele, sagt der Jesuit Balbin, welche unter Anrufung des Namens des Heiligen aus jener Quelle Genesung getrunken haben.

Nach diesen großen und wunderbaren Ereignissen ging Adalbert nach Prag, und erkannt als der segnende Wohlthäter des Landes, zog ihm der Herzog Boleslaw der Fromme, die gesammte Geistlichkeit und alles Volk mit Jubeljauchzen entgegen, um den Ersehnten und Erflehten festlich einzuholen. Der Bischof begab sich zunächst in die Kathedrale des H. Veit, hielt ein feierliches Hochamt, mahnte

das Volk eindringlich an seine Pflichten, und sprach am Schluß seiner Predigt: „Damit künftig Euch der Himmel nicht wieder wie glühend Erz und die Erde hart wie Eisen sei, bringe ich Euch einen Lobgesang, den Gott und sein Stellvertreter auf Erden gebilligt haben. Wenn Ihr, durch aufrichtige Reue von euren Sünden gereinigt, denselben singen werdet, so versichere ich Euch, daß Gott Euch gnädig sein, und den Himmel immer bereit halten wird mit reichem Segen und erquickendem Regen zu rechter Zeit.“ Bei diesen Worten zog er ein mit Noten beschriebenes Pergament hervor; der Gesang aber lautet also:

Deus, qui gubernas omnia, miserere nostri!
Jesu Christe, miserere nostri.
Servator omnis creaturae, salva nos, audi nos vocesque nostras, Domine.
Da omnibus, Domine, foecunditatem terris et pacem.
Kyrie eleyson, Kyrie eleyson, Kyrie eleyson!

Dieser Hymnus wird noch jetzt in vielen Kirchen gesungen, insonders zur Zeit anhaltender Dürre.

So saß denn Adalbert wieder auf seinem Bischofstuhle, aber das Jubeljauchzen und der Zuruf des entgegenziehenden Volkes machte ihn wenig freuen; denn er kannte genugsam des gemeinen Haufens wandelbare Gesinnung, der Großen Hartnäckigkeit in ihren Sünden, und ihre Schwachheit in ihren Lüsten; er kannte die Ohnmacht des Herzogs, bei der Masse des Volks mit Nachdruck ihm Ansehn zu erhalten und sein geistliches Regiment zu unterstützen, und hieraus schloß er auf die Zukunft. Er kam

nicht bloß mit demselben Geiste und mit derselben Ueberzeugung von den Pflichten seines Amtes, sondern es waren auch seine Grundsätze über das, was er als Tugendpflicht eines jeglichen Menschen ansah, und was nach seiner Tugendlehre jeglicher Christ üben und unterlassen sollte, während seines Klosterlebens in Rom und unter seinen Mönchsübungen nur noch ungleich strenger geworden. Sobald er daher sein Amt von neuem angetreten hatte, fuhr er so fort, wie er vorher begonnen, kündigte den Lastern des Volks und dem sündlichen Leben der Vornehmen und Mächtigen abermals den Vernichtungskampf an, und drang mit noch strengerem Nachdrucke auf Verbannung der aus dem Heidenthum noch zurückgebliebenen Mißbräuche und der noch immer festgehaltenen unchristlichen Sitten. Und diese, sowie den zucht- und gesetzlosen Wandel der Geistlichkeit verfolgte er mit solcher Strenge, mit solchem Feuereifer, ohne irgend eine Rücksicht auf Person und Stand, daß er in gar kurzer Frist sich von einer größeren Schaar offner und heimlicher Feinde als je umringt sah, und die Erbitterung und der Haß gegen den lästigen Eiferer den höchsten Grad erreichte.

Diese gefährliche Stimmung bedurfte nur eines geringen Anlasses, um zum offnen Ausbruch zu kommen. Leider fand er sich nur allzubald, nicht bloß, um gegen den strengen Adalbert zu wüthen, sondern auch den ganzen geistlichen Stand der Verachtung und Beschimpfung der Menge preiszugeben. — Die Frau eines vornehmen Mannes lebte nemlich mit einem Geistlichen zu Prag in verbreche-

rischem Umgange. Die Eltern des gekränkten Mannes stellten dem sittenlosen Weibe nach, um nach alter Landessitte die Ehebrecherin mit kurzem Prozeß köpfen zu lassen. Allein sie flüchtete in ihrer Todesangst zu den Füßen des Bischofs, der ihr ein Asyl im Kloster des H. Georg anwies. Darüber erhob sich in der ganzen Stadt ein furchtbarer Aufruhr. — „Wie kann der Sündeneiferer — so riefen die erbitterten Haufen — eine offenkundige Ehebrecherin in Schutz nehmen, und ihr in den geweihten Mauern eines Klosters einen Zufluchtsort gestatten?" Von doppeltem Zorne entbrannt, stürmte das Volk mit Waffen gegen des Bischofs Wohnung, und forderten unter den härtesten Schmähungen und heftigsten Drohungen die Auslieferung der verbrecherischen Frau. Da trat Adalbert muthig und gefaßt mitten unter den tobenden Volkshaufen, und verweigerte nicht bloß auf das standhafteste des Weibes Freigebung, sondern in der festen Ueberzeugung, daß er überhaupt auf dem von ihm verfolgten und als allein richtig erkanntem Wege fortwandelnd, nur siegen oder untergehen könne, stellte er sich sogar selbst als den Verbrecher dar, und nahm die Sünde auf sein Haupt, um als gewisses Opfer des blinden Volkshasses zu fallen. Aber das Volk glaubte seinen Worten nicht — so fest stand dennoch die Heiligkeit seines Wandels in den Augen Aller — es erstürmte vielmehr eine wilde Rotte das Georgenkloster, brach dessen Mauern, bemächtigte sich der Ehebrecherin, und überlieferte sie ihrem Gatten zur gerechten Bestrafung; und da dieser nicht selbst das Gericht über sie vollziehen mochte,

so mußte eine gemeine Dirne ihr mit dem Schwerte den Kopf abschlagen.

Dieses Ereigniß griff tief in Adalberts Seele. Empört über die gewaltthätige Entheiligung der klösterlichen Freistätte, erbittert durch die schändlichen Schmähreden und Drohungen, welche das wüthende Volk gegen ihn ausstieß, und verzweifelnd an dessen Besserung, entsagte er zum zweiten Male seinem bischöflichen Amte. — Es hatte einige Zeit vor diesem blutigen Vorgange sich begeben, daß der König Geisa von Ungarn, der zwar schon früher den christlichen Glauben angenommen hatte, dennoch aber das Bedürfniß fühlte, sich darin mehr zu befestigen, in einer nächtlichen Vision einen anmuthigen Jüngling erblickte, der zu ihm mit himmlischer Stimme die Worte sprach: „Der Geist Gottes wird einen Boten Dir senden. Nimm ihn ehrenvoll auf, halte ihn hoch, und öffne seinen Ermahnungen dein Ohr und Herz." — Während er dieser Verkündigung noch mit tiefbewegtem Gemüthe nachsann, ward ihm die Botschaft gebracht, daß Adalbert, der Bischof von Prag, auf dem Wege zu ihm sei. In ihm erkannte er sogleich den Boten des Heils, denn oft und viel schon hatte er von seinem gottseligen Wandel und von seinem Ringen, die Lehre Christi zu befestigen, gehört; mit ausnehmender Freude zog er nebst seiner Gemahlin Adelheid dem Bischof und dessen unzertrennlichem Freunde Gaudentius, der auch jetzt nicht von seiner Seite wich, entgegen, und rief viele Tausende zu dem Wege Adalberts zusammen, die dieser taufte. Auch seinem Sohne Stephan

ließ er die heilige Taufe reichen, die durch die Gegenwart des deutschen Kaisers Otto III. und des Herzogs Heinrich von Baiern, der später Kaiser ward, verherrlicht wurde, und bei welcher Gelegenheit Geisa viele Kirchen und Klöster gründete. Zwei Jahre darauf, 997, starb derselbe, und sein Sohn Stephan setzte das segensreiche Werk seines Vaters in solcher Weise fort, daß er nachmals in die Zahl der Heiligen aufgenommen ward.

Von Ungarn begab Adalbert mit Gaudentius sich nach Rom und in das Kloster des H. Alexius, wo er von den Mönchen und ihrem Abte mit außerordentlicher Freude wieder aufgenommen ward. Er fühlte hier sich so glücklich, wie eingelaufen nach den wildesten Stürmen im erwünschten Hafen der Heimath. Im Schooße des Klosters schöpfte er wieder süße Erholung und Trost in der Arbeit an seiner eignen Heiligung für die Mühen der verlornen Arbeit an der Besserung eines undankbaren tief gesunkenen Volkes. Hier hielt er fleißigen Umgang mit den ausgezeichnetsten Griechen und Lateinern, mit Basileanern und Benedictinern, einem Abt Gregor, einem Nilus, Johannes, Stratus, Leo und Theodorus, und schöpfte mit durstiger Seele vielfache Belehrung. Oesters wohl zog der Gedanke, ob auch nicht durch seine Schuld ihm sein Ziel, die Böhmen zur christlichen Zucht zu führen, mißlungen sei: ob er durch sein Amt vor Allen zum Kampfe berufen gegen die Feinde Gottes, wohl rasten dürfe, hier nur kämpfend mit dem Feinde in seiner eigenen Brust — wie eine düstre Wolke über seine Seele; und dann erfaßte ihn mächtig

der Drang, auszuziehen als ein Apostel zu den Heiden, die noch nie das Wort vernommen, und dessen Wahrheit mit seinem Blute zu besiegeln; und es ängstigte ihn, daß er sich in diesen Klostermauern und von der Belehrung der trefflichsten Männer fesseln und zurückhalten lasse. Allein er ruhte ja auch nicht müßig vom göttlichen Dienste, und innig erfreut und beruhigt erzählte er einst seinen mitstrebenden Freunden: wie Nachts im Traume ein Engel des Lichts mit leuchtendem Finger ihm zwei heilige Männer gezeigt habe, den einen mit glänzendem Purpurgewand, den andern mit einem Gewande, schimmernd weiß wie Schnee, bekleidet, und mit lieblicher Rede sprach der Engel zu diesem, und sprach er zu jenem: „Es verbleibt Dir dein Ort, und Dir sicher dein Sitz.“ Er fand in dieser Erscheinung die tröstende Bestätigung, daß er nicht von dem ihm von Gott vorgezeichneten Wege abgewichen sei, möge er im Purpur des Bischofs oder im weißen Mönchsgewande dem Herrn dienen, und also ließ er den Höchsten über sein Geschick mit demüthiger Ergebung walten.

Zu jener Zeit herrschte in Rom mancherlei Wirrniß. Der päbstliche Stuhl befand sich mit der Stadt Rom schon in längerem Streit, und zum Aergerniß der Christenheit stritten Mehrere sich um den Sitz auf dem heiligen Stuhle in sehr unheiliger Weise. Der Pabst Johann XIV., früher Kanzler des Kaisers Otto II., wurde nach dem Tode Benedicts VIII. im Jahre 984 auf den geistlichen Thron erhoben; ein Gegenpabst, Bonifacius VII., war vor Benedict nach Konstantinopel entwichen; nun aber kehrte er

nach Rom zurück, ließ mit Hülfe seiner zahlreichen Freunde den Pabst Johann XIV. gefangen nehmen, und den 29. August 985 mit kurzem Verfahren stranguliren. Indeß fruchtete ihm diese Unthat nichts, denn noch zu Ende des Jahres 985 wurde ein Römer von Geburt, Sohn Leo's, als Johannes XV. von dem Kardinalkollegio zum Pabst erwählt. Bonifacius starb inzwischen, und Crescentius, ein sehr angesehener Mann, welcher an der Spitze der Angelegenheiten der Stadt Rom stand, jagte dem neuen Pabst durch seine Abneigung eine solche Furcht ein, daß er für sich das Schicksal seines unglücklichen Vorgängers besorgte, und daher nach Toskana flüchtete, um den deutschen Kaiser Otto III. um Schutz und Beistand anzuflehen. Dies erregte bei den Römern einige Furcht, und sie zogen es vor, ihn zurückzurufen und im ungestörten Besitz der Schlüssel Petri zu lassen. Crescentius hatte sich jedoch der Engelsburg bemächtigt, und sich darin zur großen Bedrängniß des heiligen Vaters festgesetzt, dessen persönliche Sicherheit dadurch lediglich in die Hand des übermüthigen Römers gegeben war. Er schickte daher Boten an Otto III., der darauf ein ansehnliches Heer vor Rom schickte und den Crescentius in der Engelsburg, jedoch ohne Erfolg, belagerte. Während dieser Belagerung starb Johann XV., den 7. Mai 996, und Johann XVI., auch ein Römer, Sohn Roberts, wurde zum Pabst erwählt. Crescentius aber setzte ihm so sehr zu, daß er aus Rom entweichen und zum Kaiser flüchten mußte. Zwar ward auch er bald wieder zurückgerufen, doch ging er schon am

1. Juni 996 mit Tode ab. Nun setzte, vorzüglich durch Betrieb des Erzbischofs Williges von Mainz und des Bischofs Udelbald, es der Kaiser Otto durch, daß Bruno, Sohn des Markgrafen Otto von Verona und sein Blutsverwandter, ein junger Geistlicher von ungemeiner wissenschaftlicher Bildung und großen Talenten, jedoch hitzigen Gemüthes, zum Pabst erwählt wurde. Crescentius, der stete Widersacher, stellte dagegen den Philagatus, aus Rossano in Kalabrien gebürtig, und Bischof von Piacenza, als Gegenpabst unter dem Namen Johann XVII. auf; um der Verwirrung und dem schmählichen Schauspiel, das dieser Zank der Stellvertreter Christi, von denen doch nur Einer der rechte und infallible Gebieter der Christenheit sein konnte, gewährte, ein Ende zu machen, kam Otto selbst mit einem bedeutenden Heere nach Rom, und setzte Bruno am 13. Juli 996 in die unumschränkte Gewalt ein, der den Namen Gregor V. annahm. Johann XVII. flüchtete, und als zwei Jahre darauf Otto die Engelsburg eroberte und den Crescentius daraus vertrieb, nahm er den Philagatus gefangen, die Römer setzten ihn rücklings auf einen Esel, dessen Schwanz sie ihm in die Hand gaben, und führten so den Afterpabst um die Stadt; Otto aber soll ihm haben die Augen ausstechen, und Hände und Ohren abschneiden lassen — wenn es wahr ist. Bei der Anwesenheit Otto's zu Rom aber weihte der von ihm wieder eingesetzte Pabst Gregor V. seine kaiserliche Krone, und zugleich wurden die großen Angelegenheiten der Kirche ernstlich berathen.

Bald nach Adalberts Entfernung von Prag hatte Boleslaw der Fromme von Böhmen dringende Vorstellungen gegen dessen wiederholte Entweichung gemacht, und er forderte seine Rückkehr. Sein Gesuch fand Eingang bei dem Mainzer Erzbischof, und dieser klagte laut über die Verwaisung des Bisthums Prag. Der Pabst Gregor V. trat seiner Ansicht auf der deßhalb berufenen Synode bei, und sprach sich dahin aus, daß nach dem Gebot der H. Schrift nicht ungestraft der Hirt seine Heerde verlassen dürfe. Williges bereitete den Bischof Adalbert darauf vor, daß er aus der Stille des Klosters wieder zu seinem Amte zurückkehren müsse. Dieser aber sprach: „Wehe, warum wollt Ihr mich dahin mit Gewalt zurücktreiben, wo ich den Seelen kein Heil und keine Frucht bringen kann, und nur Schaden an meiner Seele nehmen werde? Lieber laßt mich zu denen ziehen, die noch nie den Namen Gottes gehört haben, zu ganz fremden wilden Völkern.“ — Gregor jedoch traute der Kraft des sich Sträubenden eine größere Wirksamkeit zu, und beharrte bei seinem Befehl, gestand ihm jedoch auch gern die Bitte zu, daß er, sofern die Böhmen ihn mit derselben feindlichen Gesinnung aufnehmen, und seinen Ermahnungen nicht folgen würden, in die Länder der Heiden ziehen, und dort das Evangelium predigen dürfe.

Zum großen Leidwesen der Klosterbrüder, und selbst voll inniger Trauer verließ Adalbert sein liebes Kloster, dennoch aber getrosten Muthes, in der gewissen Hoffnung, das Märtyrerthum zu gewinnen, das schon längst sein

sehnlichster Wunsch war. Hierin ward er durch eine Erscheinung bestärkt, welcher freilich die Zukunft eine ganz andere inhaltschwere Deutung, als er, gab. Im Traum nemlich schien es ihm, als trete er in den heimischen Pallast seiner Brüder zu Lubik, dessen Wände prächtig glänzend, weiß wie Schnee, prangten. In einem herrlich ausgeschmückten Saale sah er zwei Betten aufgerichtet, von denen das eine ihm, das andere seinen Brüdern bestimmt war. Dieses war schön und geschmackvoll verziert, aber das seinige noch weit schöner mit Purpurdecken, Blumengewinden und unvergleichlichem Schmuck. An dem Kopfende desselben stand mit goldenen Buchstaben geschrieben: „Dieses giebt als Geschenk Dir deine verlobte Braut!" Als Adalbert diesen Traum vor dem Kaiser und dessen Hofe erzählte, sprach Leo, der Bischof des Palatiums, ein beredter Mann, von scharfem lebendigem Geiste, mild-scherzend zu ihm: „Mann, der Du feindlich Dich gegen Dich selbst kehrst, bald wirst Du finden, was Du suchst. Mit dem Geschenke wird die Braut Dich als Märtyrer heimführen."

Ungefähr gegen Ende des Monats Juli begleitete Adalbert den Kaiser Otto, der ihn schon in Ungarn bei der Taufe des Prinzen Stephan kennen und schätzen gelernt und die höchste Zuneigung zu ihm gefaßt hatte, über die Alpen zurück. Dann trennte der Bischof sich jedoch von seinem Gönner, pilgerte zu Fuß nach Tours, wo die Gebeine des H. Martin ruhen, besuchte Paris und die Grabstätte des Heiligen und Märtyrers Dionysius des

Areopagiten, Schutzpatrons von Frankreich, ging nach Fleury zur Ruhestatt des H. Benedict, und auch die dessen Schülers, des H. Maurus, besuchte er. In solcher Weise stärkte er sich zu dem schweren Werke, das ihm auferlegt worden, und nach zweimonatlicher Trennung kehrte er zu dem Kaiser zurück, der damals zu Mainz Hof hielt. Otto nahm den lieben Gast mit der größten Auszeichnung und Freude, und mit allen Beweisen einer besondern Liebe auf, und je länger er bei ihm verweilte, um so inniger wurden beide befreundet. Kein Tag verging, an dem Otto nicht den theuern Gast bei sich sah, und sich mit ihm in ernsten Gesprächen erging. Auf des Kaisers religiöse Denkart, wie überhaupt auf seine ganze Weltansicht hatte diese tägliche gegenseitige Mittheilung und Unterhaltung über Gegenstände des Glaubens und Lebens gewiß bedeutenden Einfluß. Auch die Verwaltung des Reichs blieb nicht von ihren Gesprächen ausgeschlossen. Durch diese hohe Gunst und innige Freundschaft des Kaisers ward jedoch Adalbert in seinen Grundsätzen der Demuth und christlichen Erniedrigung keineswegs erschüttert; denn gerade hierin fand er das Merkzeichen und den Werth wahrer Frömmigkeit. Auch am Kaiserhofe unterzog er sich daher den geringsten Diensten, und verrichtete selbst die Arbeiten der kaiserlichen Dienerschaft. Während diese des Nachts schlief, putzte er heimlich die Schuhe und Stiefeln des gesammten Gefolges, vom Thürwärter an bis zum Kaiser hinauf, so daß am Morgen jeder sein Schuhwerk in Ordnung fand; und je niedriger solche Dienste waren, um so lieber übernahm er sie.

Mit Thränen nahm er endlich Abschied vom Kaiser, und begab sich nach Böhmen auf den Weg. Hier aber war inzwischen eine graunvolle Unthat geschehen. Als Adalbert zum zweiten Male sein Bisthum verließ, war damit der Haß des Volks gegen ihn nicht beschwichtigt, sondern nach Art des rohen Pöbels wandte es sich nun gegen die zurückgebliebenen Angehörigen dessen, den seine Wuth nicht mehr zu erreichen vermochte. Fünf Brüder hatte Adalbert *). Gegen diese kehrte sich der wilde Haß der Böhmen nun, der zu einer solchen Höhe stieg, daß selbst der Herzog Boleslaw kaum den Verfolgungen gegen

*) Cosmas Pragensis nennt sie: Sobebor, Spitimir, Bohuslaus, Porey, Czaslaw.

Das Chronicon Magdeburgense hat nur vier: Sobubor, Spitimir, Dobraislaus, Percicaslaw (in letzterem Namen scheinen Porey und Czaslaw zusammengeworfen.)

Długosz nennt gar sechs: Sobobor, Spicimir, Dobroslaus, Zavisz, Krzaslaw und Poray.

Von Mehreren wird auch Gaudentius als Bruder Adalberts genannt, die jedoch das Wort frater als Ordensbruder oder überhaupt als Mönch fälschlich auf Blutsverwandtschaft deuten. Cosmas p. 83 sagt nämlich: Dilectus et a puero sibi comes frater Gaudentius erat. Daß Gaudentius sein beständiger Begleiter und in Rom auch Mönch in demselben Kloster mit Adalbert gewesen, sagt Cosmas in Uebereinstimmung mit den besten Quellen auch ferner p. 74, 78, 79. So heißt es u. a.: duo autem ex fratribus, qui cum eo erant, jam dudum videntes, quia se monachum facere vellet, non bene relicto clypeo fugam dederunt (s. S. 269 oben.) Solus vero Gaudentius, exemplo constantis viri, remanens cum beato viro, monachicam atque probabilem conversionem consecutus est; qui etiam sibi carne et spiritu duplex germanus et ab infantia semper fidissimus comes adhaesit. Die letztern Worte sollen wohl nur sagen, daß Gaudentius mit Leib und Seele ihm in Freundschaft ergeben, und als Klosterbruder wie in Gesinnung sein Bruder zu nennen sei.

sie zu steuern vermochte, ihnen jedoch endlich Schutz und Frieden eidlich zusicherte. Poray, der älteste von Slawniks Söhnen, war, um sich den Feindseligkeiten zu entziehen, zu dem Polenherzog Boleslaw dem Großen gegangen, der im Jahre 992 den Thron Mieczyslaws bestiegen, mit dem er bald den innigsten Freundschaftsbund schloß, und an dessen Seite er die nördlichen heidnischen Slawen in Pommern und an der Ostsee bekämpfen half. Die übrigen vier Brüder: Sobubor, Spicimir, Doboslaw und Czaslaw dagegen standen in offener blutiger Fehde mit dem Volk umher, und bald wurden sie in dem Schloß und der Stadt Lubik belagert, bald vergalten sie die Anfeindung durch verheerende Ausfälle. Jener Eidschwur des Herzogs schien den Kampf beizulegen, und ihm vertrauend, öffnen die Bürger die Thore, ergehen sich im Freien, und hängen den Lustbarkeiten nach. Auch die vier Brüder lassen in ihrer bisherigen Wachsamkeit nach. Da brechen plötzlich bewaffnete Haufen aus dem Hinterhalt hervor, umzingeln die sorglose Stadt, stürmen in die Thore und in das feste, schwach besetzte Schloß, beginnen trotz des Festtages, der Vigilie des H. Wenzel, am 27. September 996 den offnen Kampf, und zwar nicht bloß gegen die bewaffneten Bürger und Krieger, nein, auch gegen wehrlose Greise; Weiber und Kinder schlachten sie mörderisch hin in empörender Blutgier, und zünden die Stadt an. Die Brüder raffen eilig die nächsten Haufen der Getreuen zusammen, bringen Tod und Verderben in die Schaaren der Feinde, und vertheidigen sich auf's äußerste,

bis sie jedoch endlich der Uebermacht weichend, in eine Kirche gedrängt und hier erbarmungslos niedergemetzelt werden.

Die Nachwelt erkannte den Frevel, und auf Bitten des ganzen Reichs wurden ihre Gebeine im Jahre 1216 zu Prag beigesetzt. — So begann sich die Vision zu erfüllen, die Adalbert vor seinem Scheiden aus Rom hatte. „Wer erkennt nicht — sagt sein ältester Lebensbeschreiber — daß sein Bett schöner wird geschmückt werden, als das der Brüder? Denn diese starben nur im weltlichen Kampf zur Vertheidigung ihres Leibes und Gutes, während er die Sache Gottes und seines Heilandes verfocht!"

Als Adalbert von diesem Frevel Kunde erhielt, nahm er denn doch Anstand, sich nach Böhmen zu begeben, wo er dem unvermeidlichen Tode ohne Zweck und Nutzen entgegenzugehen schien, und zog es vor, gleichfalls zum Herzog Boleslaw von Polen zu gehen, der den weit gefeierten, vom Kaiser so hoch geachteten Mann, auch schon um des theuer gewordenen Bruders willen, den er in Polen mit großen Gütern beschenkt hatte, mit warmer Liebe aufnahm, und ihm überall Beweise hoher Ehrerbietung gab. Sofort sandte er auch eine Botschaft an die Böhmen, um zu erforschen, ob sie den Bischof willig wieder aufnehmen, und seinen Anordnungen gehorsame Folge leisten wollten. Die Böhmen nahmen diese Anfrage aber mit großem Hohne auf, und sprachen also zu Adalbert: „Du kommst wohl recht zu der mehr als einmal verschmähten Braut! Wie wunderbar! Zu deiner Braut, der Kirche, kommst Du von selbst, nachdem es nöthig gewesen, Dich

wider Willen zu rufen und festzuhalten? Wohl wissen wir, Mann, was Du sinnst. Wir verschmähen Dich jetzt; denn magst Du unserm Volk auch angehören, dennoch kommst Du jetzt nur, um deine getödteten Brüder zu rächen mit noch größeren blutigen Opfern." — Als Adalbert solche schnöde Schmährede vernahm, da ward er ihrer froh, wie ein Mann, der Beifallruf und Ehrenbezeugungen da empfängt, wo er Beschimpfung zu fürchten hatte. Wie zu einem neuen Leben aufathmend, rief er mit freudig zu Gott gewendetem Herzen: „O Du mein himmlischer Vater, so hast Du selbst denn nun meine Fesseln gelöst! So ist denn geschehen, was ich im Stillen gewünscht und gehofft habe. Gelöst ist nun der Befehl des heiligen Vaters, der mich hieher wies, widerlegt die traurige Weisung des Mainzer Erzbischofs; denn jene, die mich durch ihre sündhaften heidnischen Greuel zweimal zur Flucht von ihnen zwangen, sie rufen jetzt unverholen und laut: wir wollen Dich nicht, und weigern Dir den Zutritt."

In solcher Weise von seinem Volke und Vaterlande verschmäht, und auf immer aus seinem Amte zurückgewiesen, verweilte Adalbert zuerst noch eine Zeit lang bei Boleslaw, und half ihm sein Volk im Christenthume befestigen; er predigte mit großem Eifer im krakauschen Chrobatien das Evangelium, und begab sich dann zu gleichem Zweck nach Ungarn, wo heidnisches Wesen wie Unkraut wieder unter dem Waitzen des Christenthums aufzuwuchern begann. Darauf kehrte er nach Polen zurück, anfangs begleitet von großen Schaaren Gläubiger, die dem wunder-

baren Prediger seines Wortes halber folgten. Bald aber ward die Menge der Mühsal des Weges überdrüssig, und verlor sich allgemach, und in dürftigem Aufzuge durchzog er fürder das Land. Da begab es sich, daß er sich bei einem Dorfe verirrte, und den Bauern desselben seine und seiner Begleiter fremdartige Mönchstracht auffiel, weßhalb sie die Wanderer als Wahnsinnige oder Narren verspotteten, und sich fast thätlich an ihnen vergriffen hätten. Gott strafte jedoch die Frechheit dieser rohen Leute dadurch — wie Dlugosz berichtet — daß ihnen plötzlich Hören und Sehen verging, und sie nun mit Schauder erkannten, welchen heiligen Mann sie so freventlich geschmäht hatten. Sie zogen ihm daher reumüthig bis nach Gnesen nach, wo sie öffentlich ihre schwere Schuld beichteten, und durch das Gebet des frommen Bischofs erhielten sie das verlorne Gehör und Gesicht wieder.

Hier zu Gnesen weilte er nun kurze Zeit, während er in des hochsinnigen Herzogs Boleslaw Achtung und Liebe immer höher stieg, je näher dieser ihn kennen lernte. Das Ziel aller seiner Gedanken war, bei einem noch ganz heidnischen Volke den Namen Christi zu verbreiten, und so der christlichen Kirche ein ganz neues Reich zu erobern; und nur darüber war er unentschlossen, zu welchem Volk er sich als Apostel des Glaubens wenden solle. Wenige waren jemals mehr als er zu solchem Werke berufen. Glänzend war seine Beredsamkeit; stets sprach er vom Worte Gottes mit solcher Begeisterung, solcher Salbung, mit so viel innigem Gefühl und so hinreißendem Eifer, daß keiner,

der ihn hörte, unerwärmt und unerschüttert blieb. Ja, der Böhme Dubravius berichtet sogar, dessen zum Zeugniß: daß, als er in Preußen bei den Menschen nicht Eingang mit seiner Rede finden konnte, er die weidenden Heerden zu Zuhörern erkoren, und Ochsen, Esel, Pferde, Ziegen und Schweine aufmerksam mit vorgereckten Ohren seinen Worten gelauscht, und gleich, als ob sie seine Ermahnungen und Lehren verstanden, ihm durch Neigen des Kopfes ihre Beistimmung und ihren Beifall zu erkennen gegeben hätten. An Entsagung und Entbehrung aber, an Erduldung und Ertragung von Mühen und Beschwerden jeder Art konnte Adalbert schwerlich von irgend jemandem übertroffen werden. Sein ganzes bisheriges Leben fast war ja eine fortdauernde Uebung in diesen Tugenden gewesen! Er kannte keine andern körperlichen Bedürfnisse, als die zur spärlichen Fristung des Lebens nur auf das strengste nothwendig waren. Und niemand war mehr als er von der lebendigsten, durch göttliche Erscheinungen genährten Ueberzeugung von seinem Berufe, und von dem glühendsten Eifer für die Verbreitung des Evangeliums entflammt. Je weniger es ihm gelungen war, auf dem Boden, dem er selbst entstammte, das wilde Unkraut auszurotten, welches dort den frischen Aufwuchs der Pflanzung des Christenthums verhinderte, um so mächtiger war der Drang, auf einem ganz neuen Boden den heilbringenden Saamen der christlichen Verkündigung auszustreuen, Tausenden zum Segen und zur ewigen Errettung.

Lange schwankte Adalbert, welchem der nachbarlichen

Heidenvölker er sich widmen sollte, ob den Preußen oder den Lutizern, einem slawischen Stamme in Pommern. Er entschied sich endlich für die Ersteren, weil dort ihm der Herzog Boleslaw leichter Unterstützung schien gewähren zu können, und dieser selbst ihm wohl dazu anrieth, da er auch ein politisches Interesse dabei hatte, das Licht des Christenthums in jenes Land eindringen zu sehen.

Nach einer feierlichen Messe trat Adalbert von Gnesen aus im Frühling des Jahres 997 mit zwei von ihm zum Bekehrungswerk auserwählten Begleitern, seinem treuen Gaudentius, und dem Presbyter Benedict, voll des Vertrauens auf Dessen Beistand, dessen Wort des Lichts und des Lebens er verkündigen wollte, die gefahrvolle Reise in das heidnische Land an. Er begab sich zunächst an die Weichsel, wo Boleslaw ihm ein Schiff mit dreißig Bewaffneten in Bereitschaft gesetzt hatte; mit diesem fuhr er den Strom hinab nach Danzig, der letzten Grenzstadt in Boleslaws Reiche. Hier erfuhr er das erste Zeichen der göttlichen Gnade, die sein Werk zu begünstigen schien. Große Schaaren versammelten sich um ihn, um seine Predigt zu hören, und empfingen von ihm die heilige Taufe. Hier las er den Neubekehrten die erste Messe und opferte dem Erlöser, dem er in kurzer Frist selbst zum Opfer fallen sollte. Was von dem heiligen Opferbrode übrig blieb, ließ er sammeln, und in einem reinen Tuche zu weiterer Reiseverwendung aufbewahren. Er beschloß, sich von hier nun in das östliche Preußen zu begeben, bestieg daher am folgenden Tage, nachdem er die Neugetauften nochmals

gesegnet, mit seiner Begleitung das Schiff, und fuhr die Weichsel hinab in die offene See. Mit günstigem Winde gelangte er in wenigen Tagen an das Ufer des Haffs. Die Schiffer setzten ihre frommen Wanderer an das Land, und benützten die erste Nacht, um sich flüchtig davon zu machen aus den feindlichen bedrohlichen Gegenden.

In solcher Weise von aller äußeren Hülfe entblößt, aber voll des Vertrauens auf den Beistand seines Erlösers, betrat der Bischof mit seinen beiden Genossen das Dorf einer kleinen Insel, die ein ausströmender Fluß im gekrümmten Laufe rings umschloß. Es war dies wahrscheinlich in der Nähe der damals ganz anders als jetzt gestalteten Mündung des Pregelstroms in das frische Haff. Hier weilten sie bei den gastlichen Einwohnern mehrere Tage; allein schnell verbreitete sich das Gerücht unter die heidnischen Preußen: es seien Gäste angekommen aus fremden Erdtheilen von unbekannter Tracht und unerhörtem Glauben; denn Adalbert unterließ nicht, sogleich bei seiner Ankunft auch das Evangelium zu predigen. Bald sehen die frommen Apostel sich von einer Schaar der Bewohner der Umgegend, welche auf kleinen Nachen eilig heranrudern und hastig an's Land springen, umringt, und schnaubend von Zorn umdrängen sie die Fremden mit Drohungen und wilden Gebehrden. Adalbert ließ sich nicht irren; der Honigthau der Rede quoll süß von seinen Lippen, und das Buch der Psalmen vor sich haltend, saß er predigend in der Mitte der Tobenden. Da trat einer der Wildesten zu ihm hin, ließ ihn hart an und rief: „Weichet aus dem

Orte; denn wenn Ihr nicht fortgeht, so werden wir Euch die Köpfe abschneiden und unter harten Martern den Tod geben!" Und er erhob die nackten Arme, und schlug mit einem Ruder dem fromm lehrenden Bischof heftig über die Schultern. Adalberts Händen entfällt das aufgeschlagene Buch; er selbst küßt niederstürzend die grüne Erde; während aber der äußere Mensch zusammenbrach, erhob der innere sich zu neuem Leben, und aus dem Heiligthum des Herzens brach der Ruf der Freude: „Sei gebenedeiet, o Gott, gebenedeiet die Barmherzigkeit Gottes, daß ich gewürdigt ward, diesen einen Schlag, wenn schon nicht mehr, um meinen gekreuzigten Heiland zu empfangen."

Der Apostel weicht der Uebermacht, und geht an das andere Ufer des Flusses. Es war an einem Sabbat, und als der Abend herankam, führte ihn und seine Gefährten der Reiks, oder das Stammhaupt der Gegend, in sein Dorf, das, wie es scheint, ein Handelsort war. Hier versammelte sich abermals schnell ein großer Haufe des umherwohnenden Volkes, voll Erwartung über die Absichten der Fremden. Man befragt sie, wer sie seien, woher sie kommen, und aus welcher Ursache sie hier gelandet, die doch niemand hergerufen habe? Adalbert muß bei dem Getümmel um ihn her sich in gedrängter Kürze mit seiner Antwort fassen, und spricht: „Von Geburt bin ich ein Slawe, meinem Volke nach ein Böhme. Ich heiße Adalbert, war vormals Bischof, bin Mönch, und jetzt meinem Amte nach euer Apostel. Ich komme aus dem Lande Polen, wo der christliche Fürst Boleslaw herrscht, und komme

zu Euch um eures Heiles willen, ein Diener Dessen, der Himmel, Erde, Meer und alles Gethier geschaffen hat. Ich komme zu Euch, um Euch den Klauen des Bösen und dem Rachen der Hölle zu entreißen, auf daß Ihr eure gotteslästerlichen Gebräuche ablegt, dem Wege des Todes entsagt und gebadet werdet im Heile Christi; auf daß Ihr eure stummen und tauben Götzen verlasset, und euren Schöpfer in der Wahrheit erkennt, der nur ein Einiger ist, und außer welchem es keinen andern Gott neben ihm giebt; auf daß Ihr glaubet, und Vergebung der Sünden erlangt, und das Reich der unsterblichen Himmel." — So der heilige Mann; das Volk aber, vorher schon gegen ihn mißtrauisch und feindlich gesinnt, erhebt darob ein wüthendes Geschrei und bricht in Lästerungen aus gegen ihn und den Gott, den er ihm verkündigt. Voll Grimm drohen die Erbitterten ihm den Tod, zerstampfen die Erde, schwingen ihre Keulen über seinem Haupte, und rufen ihm zornig zu: „Es sei Dir genug, daß Du ungestraft hieher gekommen bist; jetzt rettet dein Leben nur die schnellste Rückkehr. Der geringste Verzug bringt Dir den Tod. Uns und dieses ganze Reich, an dessen Eingang wir wohnen, beherrscht nur Ein Gesetz und Eine Lebensweise. Ihr dagegen, einem andern uns fremden Gesetze untergeben, findet morgen den Tod, wenn Ihr über Nacht nicht von dannen flieht. Wegen solcher Menschen, wie Ihr seid, giebt die Erde uns nicht ihren Segen, tragen die Bäume nicht ihre Früchte, und werfen die Thiere nicht ihre Jungen. Darum gehet fern von unsern Grenzen; denen aber,

die Euch gastlich aufnehmen, werden wir ihr Haus anzünden, ihr Gut vertheilen, und ihre Weiber und Kinder verkaufen, sie selbst aber tödten." — Durch solche Drohungen zurückgewiesen von diesem Strande, begaben die Pilger sich auf ein Schifflein, fuhren wieder rückwärts und landeten an der südwestlichen Küste Samlands, wo sie in einem Dorfe fünf Tage lang verweilten.

Adalbert ward durch den mißlungenen Versuch seines Bekehrungswerkes mit großer Traurigkeit erfüllt, und schwankte lange, ob er nicht umkehren und, wie er anfangs beabsichtigt hatte, sich zu den Lutizern wenden solle, um dort das Begonnene vielleicht mit besserem Erfolge fortzusetzen. Wohl möchte er sich gestehen, daß er zu hart den fremden Glauben angetastet habe, und in der begonnenen Weise nicht zum Ziele zu gelangen sei; nicht aber erwog er, daß ihm bisher nur das Volk entgegengetreten, und noch nicht die Pfleger und Diener der heidnischen Götter, und daß ein Kampf zwischen Priester und Priester nicht auf friedliche Versöhnung, sondern nur auf Vernichtung des Widerparts hinauslaufen kann. Zu diesem Kampfe auf Leben und Tod gürtete sich unbewußt der Glaubensheld, als er sich dennoch entschloß, in veränderter Art auf dem einmal von ihm betretenen Pfade fortzuwandeln. — „Was — sprach er bekümmert zu den begleitenden Brüdern — was beginnen wir? Wohin wenden wir uns? Unser Aussehn, der Ausdruck unserer Mienen, unsere Tracht und Sprache ist diesem Volk ein Greuel. Legen wir daher

unsere geistliche Ordenstracht ab, lassen wir unser geschornes Haar wachsen und frei herabhängen; vielleicht gelingt es uns besser, und gewinnen wir sein Vertrauen, wenn wir ihm ähnlicher erscheinen, reden mit den Leuten in ihrer Weise, leben mit ihnen, und verdienen mit unserer Hände Arbeit uns unsern Unterhalt. Dann wird mit Gottes Hülfe sich wohl Gelegenheit finden, ihnen das Wort zu predigen, und ihm Eingang in Herz und Geist zu verschaffen." — Und wie gesprochen, so gethan.

Zur selbigen Zeit erblickte in dem fernen Kloster Italiens, wo Adalbert am Born des Lichtes und Heiles geschöpft hatte, einer seiner ehemaligen Ordensbrüder, Namens Johannes, ein wunderbares Traumgesicht. Aus dem höchsten Himmel, so schien es ihm, schwebten zwei faltige Linnengewänder herab zur Erde, blendend weiß wie Schnee, und rein von den geringsten Flecken. Auf der Erde wandelten zwei Männer, und diese umwallend, hoben sie dieselben wie eine ihnen gebührende Last in die Höhe, und von ihnen getragen, steigen die Männer, die Wolken durchschwimmend und den goldenen Sternen vorüberschwebend, empor zum ewigen Aether. — Außer dem, welcher diese Vision hatte, wissen nur wenige den Namen des Einen von jenen emporgetragenen Männern; der andere war, wie er sich bestimmt erinnerte, der Bischof Adalbert. Als dessen würdigem Freunde, dem Pater Nilus, dem Griechenmönche, diese Vision kund ward, sprach er sanft tröstend und beruhigend zu den besorgten Brüdern: „Wißt, Geliebte, unser Freund Adalbert erging sich mit dem Heiligen Geiste,

und dem selig zu Preisenden ist ein nahes Ziel seines irdischen Lebens gesteckt."

Nicht minder aber hatte auch, während dies im fernen Rom sich begab, hier im Heidenlande der treue Gaudentius eine wunderbare Erscheinung. Er sah im Traume den Bischof Adalbert in einer schönen Kapelle die Messe feiern, und mitten auf dem erleuchteten Altare einen goldenen Becher stehen, zur Hälfte mit Wein gefüllt, dessen Hüter nicht in der Nähe war. Da trat er zu dem Altar hinan und wollte den Becher ergreifen, um den Wein zu kosten; doch plötzlich trat ein Altardiener ihm zornig entgegen, und wehrte mit Nachdruck ihm, den Becher zu berühren, indem er sprach: „Nicht Dir, noch irgend einem Andern ist der Becher bestimmt, als dem, der in Christo die Messe feiert." — Bei diesen Worten erwachte Gaudentius aus dem schreckenden Traume, und erzählte mit Zittern seinem Führer die Erscheinung. Adalbert aber erwiderte ihm mit Ergebung: „Mein Bruder, füge es Gott, daß dein Traumgesicht glücklich ausgehe! Möge das sündige Fleisch Gott nur als ein Opfer für die Sünden hinnehmen; des Schöpfers Barmherzigkeit wird den Sieg davon tragen."

Als nun der Morgen des sechsten Tages, da sie in jenem abgelegenen stillen Dorfe geweilt hatten, anbrach, wandelten die Bekehrer weiter, Christum im Gebete preisend, und sich den Weg durch den Gesang eines Psalmen verkürzend. Doch wie sie so am Ufer des Meeres hingehen, da rauscht und strudelt es plötzlich in schäumenden

Wogenringen auf, als ob irgend ein riesiges Seeungeheuer aus dem Abgrund emporsteige, und das Gebrause der Fluthen schlägt mächtig an der Wanderer Ohr. Die beiden Begleiter horchen still dem Getose, Adalbert aber fühlt sich tief erschüttert, und erbebt vor dem wunderbaren unheimlichen Begegniß. Gaudentius jedoch sprach sanft lächelnd zu ihm: „Wie? Wankt dein Muth, tapfrer Held? Wie, wenn nun erst eine bewaffnete Schaar uns überfiele, wie dann?" — Adalbert ging in sich auf diese Mahnung, und die Seele zu Gott emporrichtend, betete er: „Wir sind gebrechlich, Du aber stark; wir schwach, aber Du mächtig; wir zittern vor dem geringsten, um so sicherer bist Du unsere Zuflucht, um so größer ist dein Schirm, je rathloser die Seele und je ohnmächtiger die Hülfe der Menschen ist. Indem ich meine Schwäche fühle, erkenne ich deine Kraft und deine Stärke."

Es war schon Mittag, als sie aus der wilden Waldgegend, die sie durchzogen hatten, auf freies angebautes Feld heraustraten. Gaudentius las hier eine Messe, Adalbert nahm hier das heilige Abendmahl und genoß dann einige Speise, um sich nach kurzer Rast zur weiteren Reise zu stärken. Darauf legten die Wanderer sich zur Ruhe nieder, Adalbert auf eines Steinwurfs Weite von den Freunden entfernt. Ruhig schlummerten sie, und wußten nicht, welch ein unsühnbares Verbrechen sie in der gegenwärtigen Stunde begangen hatten. Denn ohne es zu ahnen, hatten sie den heiligen Wald durchwandert, und das heilige Feld betreten, welches sich von hier bis zu dem nahen

Romowe, dem heiligsten Göttersitz der Preußen, hinzog. Dort in Romowe, in schattiger Waldesnacht, unbetreten von jedem Menschenfuß außer dem der höheren Priester, wohnte, unsichtbar dem Volke, nur bei den wichtigsten Gelegenheiten den Reiks oder Stammhäuptern sichtbar, der Griewe, der hohe Priester des Landes, das geistliche Oberhaupt und zugleich höchster Richter und Gesetzgeber. Den Willen der Götter und seine Aussprüche that er dem Volk durch die Griwaiten, seine ersten priesterlichen Diener, kund, und vernahm von ihnen die an ihn gerichteten Gesuche; diesen zunächst standen die Siggonen oder Siggonoten, Aufseher der heiligen Orte, und weiter herab die Waidelotten, Weissager und Propheten, und eine zahlreiche niedre Priesterschaft, deren Klassen für einzelne religiöse Gebräuche genau bestimmt waren. Dort zu Romowe, dem Orte der nie gestörten Ruhe und des tiefsten Schweigens, grünte auf einer weiten anmuthigen Aue zu Sommers- und Winterszeit ein hoher mächtiger Eichbaum, dessen riesige Aeste und dichtes Laubwerk weit rings umher ihre Schatten warfen, und gegen Regen und Sonnengluth schützten. In seinen Zweigen thronten die Bilder der drei Hauptgötter, Perkunos, des gewaltigen Donnerers, Potrimpos, des Glückspenders in Krieg und Frieden, des Gottes der Fruchtbarkeit, des Wohlstandes und Segens, des Beschützers der Saaten und des Ackerbaus, und Pikullos, des Gottes des Todes und der Vernichtung. Keinem Laien enthüllten sich ihre Bildnisse, und hohe Tücher waren um die Eiche aufgehängt, um sie jedem profanen

Auge zu entziehen. Nie klang hier die Axt an den Bäumen des meilenweit rings herum sich erstreckenden heiligen Haines; selbst das abgestorbene Holz ward nicht weggeräumt, kein Zweig versehrt, kein Thier erlegt. Der heiligste tiefste Gottesfriede waltete hier über alle geschaffene Natur. Auch dort, wo Adalbert mit seinen Gefährten ruhte, war geweihtes Land; freventlich waren sie in das Allerheiligste der heidnischen Andachtstätte eingedrungen, und hatten also in den Augen der Landeseinwohner ein Verbrechen begangen, für welches nach dessen göttlichen und menschlichen Gesetzen es keine Begnadigung, und keine andere Sühne, als die durch den Tod gab.

Während also sorglos die frommen Pilger sich süßem Schlummer hingegeben haben, sprengt plötzlich ein Reiterhaufen herbei, ein Siggonot an dessen Spitze. Sie werfen sich von den Pferden, und im Jubel diejenigen wieder zu finden, die in Frieden entlassen zu haben, bald den Einwohnern gereut hatte, fallen sie mit Waffengeräusch unter geschwungenen Speeren und blitzenden Schwertern über die nicht sanft erweckten Schläfer her, und knebeln gleich schnöden Räubern die Brüder Gaudentius und Benedict an Händen und Füßen. Und als Adalbert, in Schreck erwachend, gleichfalls gebunden, in Banden seinen beiden Getreuen gegenüberstand, da gedachte er des Kelches, der ihm gefüllt war; doch unverzagt und standhaften Geistes sprach er zu den Freunden die tröstenden Worte: „Trauert nicht, meine Brüder, denn Ihr wißt, wir erleiden solches alles nur für den Glauben, für den glorreichen

Namen Gottes und unseres Herrn Jesu Christi, welcher allein Herr ist über Leben und Tod, und dessen Tugend über alle Tugenden, dessen Herrlichkeit über alle Zierde gehet, dessen Macht unaussprechlich, dessen Güte ohne Ende, dessen Frömmigkeit unerreicht ist. Was ist erhabener, was herrlicher, was süßer, als für Christus, den Heiland, das Leben hinzugeben?"

Inzwischen waren die drei Dulder auf eine nahe Anhöhe geführt, und kaum hat der Bischof jene Worte des Trostes und der Glaubensbegeisterung gesprochen, so stürzt aus dem ergrimmten Haufen der Siggonot hervor, und stößt mit aller Kraft einen starken Wurfspieß durch Adalberts Brust. Der Götzenpriester schien es seiner Pflicht schuldig zu sein, den Uebertretern ihrer Göttergebote die erste Wunde zu geben; denn nun stürzten alle herbei und kühlten ihre Racheglut im Blute des Heiligen. Von sieben Lanzen wird er durchbohrt, aus sieben Wunden rinnt sein Blut; noch steht er aufrecht, Augen und Hände betend gen Himmel gerichtet. Da lösen durch himmlische Macht sich seine Fesseln, mit schwacher Stimme spricht er: „Herr, sei mir gnädig!" und die Arme ausbreitend, stürzt er, die Gestalt eines Kreuzes mit seinem Körper bildend, zu Boden, und giebt den Geist auf. — So starb Adalbert am dreiundzwanzigsten April des Jahres 997.

Die Rache wegen Entweihung des heiligen Bodens war vollzogen, die beleidigten Götter waren gesühnt, das Gesetz war erfüllt, und das durch den Fuß der Fremden entweihte Land war durch das Blut dessen, den die Ver-

folger als den Hauptführer der Mission erkannt hatten, wieder geheiligt. Daher schien sein Tod allein zu genügen. Auf die Nachricht von dem Ereigniß aber strömten in kurzer Frist von allen Seiten Volkshaufen herbei, fielen über den entseelten Körper her, um auch ihre Rache zu kühlen, trennten das Haupt und die Glieder vom Rumpfe des Märtyrers, steckten den Kopf auf einen Pfahl, und zogen damit im Triumph unter jauchzendem Geschrei heim, während sie Gaudentius und Benedict in Fesseln mit sich führten, den übrigen Leib ihres Führers aber achtlos liegen ließen. Doch ein Adler ließ sich vom hohen Himmel nieder, und nahm Platz bei ihm als Hort des Gott geopferten Körpers, und weder ein Raubvogel, noch anderes Gethier wagte, sich daran zu vergreifen. So lag er unbeerdigt, doch auch unverweslich, dreißig Tage lang auf dem Hügel. Das erzürnte die Priester aufs neue, und sie warfen ihn ins Meer. Die Wogen aber nahmen die heilige Last liebreich auf, und eine glänzende, vom Meere bis zum Himmel aufsteigende Lichtsäule deutete den Ort an, wo unwürdig die sterblichen Reste des Heidenapostels ruhten. Nach längerer Zeit wurden vorüberfahrende Schiffer auf den wundersamen Lichtglanz aufmerksam, und ein großes Geheimniß ahnend, zogen sie nach leichtem Bemühen den verstümmelten Körper aus dem Wasser, und bewahrten ihn sorgfältig auf, in der Meinung, daß sie einen guten Handel damit machen könnten *). Denn inzwischen hatten,

*) Chronicon Ademari, monachi Ecolismensis.

wohl nicht ohne Mitwirken des Gaudentius, die Preußen erfahren, mit welcher Liebe der ihnen feindselige Herzog Boleslaw von Polen dem hingeopferten Adalbert zugethan gewesen sei; sie entließen daher Gaudentius und Benedict ihrer Haft, und sandten eine Botschaft an den Polenfürsten, indem sie ihm die entseelte Hülle seines Freundes zum Kauf anboten. Diesem war kein Preis zu hoch, um den Leib dessen wieder zu erlangen, den er im Leben so tief in sein Herz geschlossen und so innig verehrt, und den Gott des verklärenden Märtyrertodes gewürdigt hatte. Er schickte daher seinerseits eine Gesandtschaft von Priestern unter kriegerischer Begleitung mit einem reichen Schatze Goldes nach Preußen, wo in der Nähe des heiligen Romowe die obersten Priester und Häuptlinge mit ihr den Handel abzuschließen, sich versammelt hatten. Sie brachten den Leichnam und das Haupt, die einen göttlichen Wohlgeruch um sich verbreiteten, aus einem verborgenen Aufbewahrungsort herbei; die Wunden des Heiligen bluteten auf's neue, als seine Mörder hinzutraten, und bezeichneten also unwiderleglich diese als Thäter; die Identität des Leichnams wird geprüft und zweifellos befunden, und so viel Gold fordern nun die Preußen, als der Leichnam wiegen werde. Eine große Waage ist in Bereitschaft; der Körper wird hinaufgelegt; aber eine so winzige Summe Silbers, gleichsam nur das Scherflein der Wittwe in der Heiligen Schrift, reichte hin, den Leichnam aufzuwiegen, daß die Heiden darüber in das äußerste Erstaunen gerathen, während die Polen der göttlichen Majestät für die Wohlthat und das

hohe Wunder inbrünstig danken. Sie nehmen unter frommen Gebeten den Leichnam von der Waage, legen ihn in einen köstlichen Sarg, und führen ihn in feierlichem Zuge der Heimath zu. Wie nun aber die Preußen, als der Zug sich in Bewegung setzte, die Menge der Gold- und Silberkisten sehen, auf deren Zahlung Boleslaw sich gefaßt gemacht hatte, da wollen sie in Grimm vergehn, und ergießen sich in wilde Verwünschungen; ja, einige riethen, den Vertrag zu brechen, da sie offenbar schändlich betrogen seien; doch die Mehrzahl widersetzte sich solchem Beginnen, theils aus angebornem Treusinn, theils aus Furcht vor Boleslaws und seines Gottes Rache.

Ein weniges unwahrscheinlicher berichten die Braunsberger Annalen die Einholung des Körpers des Heiligen. Nach ihnen soll Adalbert den Herzog Luxetus von Samland wirklich zum christlichen Glauben bekehrt, und von ihm die Erlaubniß erhalten haben, zu Fortsetzung seines Bekehrungswerkes bei ihm zu bleiben. Aber Kyoward, der oberste Götzendiener, mit seiner Priesterschaft lehnte sich dagegen auf, und befahl ihm, aus Preußen zu weichen. Am andern Tage nach gehaltener Messe schnürt er sein Bündel, und will dem Lande Lebewohl sagen; doch mit wilder Wuth stürzen die Waidelotten über ihn her, schneiden ihm den Kopf ab, und zerstückeln den übrigen Körper. Auch Gaudentius ward von ihnen ermordet; nur Benedict entrinnt glücklich ihrer Wuth. Tages darauf sammeln Landleute die Stücke von Adalberts Leichnam, und bringen sie, um sie zu begraben, auf einer Ebene zu-

sammen, wo die christliche Nachwelt später ihm eine Kapelle erbaute. Aber siehe, die Gliedmaßen des Heiligen fügen sich zusammen, unversehrt steht er auf, bekleidet sich mit den heiligen Gewändern, nimmt seinen Kopf vor die Brust in den Arm, und durch die Lande und über die Gewässer hinwandelnd, über funfzehn deutsche Meilen weit geht er bis zu einer ungefähr eine Meile von Danzig entfernten Kapelle, die seitdem nach ihm benannt wurde. Dort verbarg er sich selbst und sein Haupt unter dem Altare, und ruhte ohne Ehre ganzer dreier Jahre. Nachher erschien er einem Mazowischen Schiffer, und forderte ihn auf, ihn nach Gnesen zu fahren. Dieser verspricht es, legt ihn in eine hohle Eiche, und fährt den Weichselstrom hinauf, wird von den Preußen aber angehalten und, wie bereits erzählt worden, von Boleslaw für weniges Geld eingelöst. — Nach der Vita Sti Romualdi Abbatis von Hieronymus von Kamaldula wanderte Adalbert, seinen Kopf unter dem Arme, direkt bis nach Gnesen, um sich dort ehrenvoll begraben zu lassen. — Da mag billig der Fromme staunen, und sich zum Vieh des Dubravius gesellen, das Adalberts Predigt auch besser verstand, denn die Heiden! —

Ungefährdet betrat die Gesandtschaft mit ihrer heiligen Bürde Polens Grenzen, und das ganze Land jubelte ihrem Erscheinen entgegen; große Schaaren der Bevölkerung drängten sich überall hin zu den Orten, durch die der Zug kam. Boleslaw geht ihm mit einem großen Gefolge von den Bischöfen des Reichs, dem Klerus und den

Angesehensten des Adels entgegen, fällt, als er dem Sarge naht, Angesichts Aller auf die Kniee, Gott dankend für die Himmelsgabe, die ihm und der ganzen Christenheit wieder gegeben ward, und vertraut den heiligen Leichnam dem Augustinerkloster zu Trzemeszno, einem der ersten Ordenshäuser, welches sein Vater Mieczyslaw I. schon im Jahre 965 unmittelbar nach seiner Taufe gegründet und höchst reich dotirt hatte, an. Aber es schmerzte ihn bald, von der Ruhestatt des Heiligen entfernt zu sein, und um ihn noch mehr zu ehren, transferirte er ihn am achtzehnten Oktober des Jahres 1000 in die Kathedralkirche zu Gnesen. Viele Festtage folgten dieser feierlichen Versetzung, reiche Almosen wurden dabei den Armen gespendet; auch bewährte sich die segnende Kraft des Heiligen bald durch viele auserlesene Wunder, also daß in kurzer Frist nicht bloß aus Polen, sondern auch aus den fernsten Gegenden Deutschlands, Böhmens und Ungarns schaarenweise Gläubige zu seinem Grabe wallten, um seiner Gnaden theilhaftig zu werden.

Auch bis über die Alpen erscholl der Trauerruf von Adalberts Tode und von den seltenen Wundern, die er im Tode noch wirkte; und tief betrübte und erhob zugleich beides den dort in Italien verweilenden Kaiser Otto. Die düstere Schwermuth, die sich schon seit längerer Zeit über Otto's jugendliche Seele gelagert hatte, ward dadurch noch um vieles vermehrt. Dem deutschen Vaterlande entfremdet und unter Italiens Himmel von Gedanken getrieben, denen die Welt, wie sie war, feindlich entgegenstand, be-

schloß er, das wunderthätige Grab seines so innig geliebten und verehrten Lehrers und Freundes zu Gnesen zu besuchen. Er brach deßhalb alsobald von Rom auf, und nahte von Meissen her, nicht ohne glänzendes Gefolge, der Grenze Polens. Bis zum ersten Grenzdorfe Diedesi *) war ihm der Herzog Boleslaw entgegengekommen, und empfing an einem Orte, Namens Ilua, den hohen Gast mit eben so großer Freude als Feierlichkeit. Denn allen Reichthum und alle Schätze hatte der Herzog aufgeboten, um den Kaiser würdig in seinem Lande aufzunehmen. Die Schaaren der Ritter, die Zahl der Fürsten, die große Menge der Edlen und Vornehmen, der glänzende Hof des Herzogs, alles war auf Ilua versammelt, in den kostbarsten Prunkgewändern und goldreichen Trachten mit seltenem Pelzwerk. So geleitete er ihn festlich nach Gnesen.

Zwei Meilen vor der Stadt, auf den Höhen von Lenna-gora, erblickte das Auge des Kaisers zuerst die geweihte Stätte Adalberts in der Ferne, die Thurmspitzen der Kathedrale. Hier stieg der Kaiser vom Roß, und der Herzog, so wie das gesammte beiderseitige Gefolge that es ihm nach; von hier ab hatte Boleslaw den ganzen Weg bis zur Stadt mit prächtigen Decken belegen lassen, und barfuß wandelte der Kaiser fürder des Weges bis zur

*) Ist die Leseart richtig, oder ist das e in i verwandelt? Im letztern Fall würde Diidisi stark an die neulich von J. Grimm entdeckten Idisi erinnern, und Diedesi wäre ein zweiter Ortsname, wie Campus Idisiavisus des Tacitus, als der erste nach ihnen benannt ist.

Kirche, wo Adalberts Gebeine ruhten. Dort fiel er vor den Ueberresten des Heiligen nieder, und betete in tiefer Andacht und in Thränen der Zerknirschung um seine Fürbitte bei dem Erlöser. Große, eines Kaisers würdige Geschenke an Gold und Silber legte er an dem Grabe nieder, und verharrte mehrere Tage in frommen Uebungen; dann aber folgten Feste und Gelage, bei denen Boleslaw seine ganze Pracht offenbarte. Der größte Ueberfluß herrschte in jeder Beziehung, und des Kaisers Gefolge erhielt, je nach Rang und Würden abgestuft, prächtige goldene und silberne Gefäße, Pferde, und kostbare Pelze und Kleider. „Das Gold — sagt Martin Gallus — ward damals so gemein wie Silber, und das Silber wie Spreu geachtet.“ Ueberrascht und erstaunt über diese Fülle der Dinge, sprach voll Bewunderung der Kaiser: „Bei der Krone meines Reiches, größer ist, was ich sehe, als was der Ruf mir berichtet hat.“ Und auf den Rath seiner Großen fügte er in öffentlicher Versammlung hinzu: „Nicht ist es würdig, einen so großen und ausgezeichneten Mann, wie diesen fürstlichen Herrn, nur Graf oder Herzog zu nennen; vielmehr, durch das Diadem ihn ruhmvoll auf den königlichen Thron zu erheben.“ Und die kaiserliche Krone von seinem Haupte nehmend, setzte er sie dem Herzog Boleslaw als ein Zeichen des innigen Freundschaftsbundes auf, und verehrte ihm dazu einen Nagel vom Kreuze Christi und die Fahne des H. Mauritius, als die kostbarsten Gaben, die ihm zu Gebote standen. — Der Herzog dagegen schenkte dem frommen Kaiser einen Arm des H. Adalbert

als theure Reliquie. So groß war damals die Freundschaft unter beiden regierenden Herren, daß der Kaiser den Herzog als Bruder und Stütze des Reichs bezeichnete, und ihn Freund und Verbündeten des römischen Volks nannte. — Wundersam vergaßen die polnischen Geschichtsschreiber sich so weit; weitläuftig zu berichten, wie der Kaiser den neugeschaffnen König durch ein eignes, nachmals vom Pabst Silvester refirmirtes Privilegium sowohl in seinem polnischen Reiche, als auch in den von ihm bereits überwundenen oder noch zu überwindenden barbarischen Ländern, ihn und seine ganze Nachkommenschaft förmlich bestätigt habe. Indem diese geistlichen Scribenten also der Krone schmeichelten, und ihrem Ruhme zu huldigen glaubten, die nur zu oft alles Ansehns beraubt war, und eines glänzenden Nimbus, so wie der Stütze fremder Macht bei dem freiheitsüchtigen Volke nur zu sehr bedurfte, thaten sie dem Stolz der Nation wenig Ehre damit an, welcher es nicht wohl anstand, solch Geschenk als eine freudenreiche Gnade von fremder Hand zu empfangen. Deutsche und römische Schriftsteller berichten wahrer und unpartheiischer in diesem Sinne davon nichts.

Auf diesen sogenannten Krönungsact, wodurch Polen — wie Dlugosz sagt — ein Königreich ward, folgten dreitägige Feste, welche alle bisherigen an Glanz übertrafen. An jedem Tage erschienen neue goldene und silberne Gefäße und Geschirr, mit Edelsteinen besetzt, auf den Tafeln, und an jedem Abend wurde dasselbe mit dem gesammten Tafelgedeck dem Kaiser zum Geschenk überreicht. Der

Kaiser vergalt solche Freigebigeeit mit ähnlichen reichen Geschenken an die Großen des Reichs und Diener des Hofes, und an alle Anwesende. Lanzenspiele, Tänze, Musik und Lustbarkeiten aller Art folgten. Jeder, sowohl Boleslaw wie Otto, glaubte mehr empfangen als gegeben und verdient zu haben. Um den Freundschaftsbund noch mehr zu festigen, verlobte Otto die Tochter seiner Schwester Mechthilde und des Pfalzgrafen Hezilo vom Rhein, Namens Richsa, mit dem Sohne des Herzogs, Mieczyslaw. Darauf erhob Otto Gnesen zu einem Erzbisthum, und bestellte als dessen ersten Erzbischof den getreuen Gefährten Adalberts, Gaudentius (sein polnischer Name ist Radzin), indem er der neuen Stiftung die Bisthümer Kolberg, Krakau und Breslau unterordnete. Indem Otto in dieser Weise das Andenken seines verstorbenen Freundes verherrlichte, ließ andererseits Boleslaw goldene Münzen prägen, welche auf dem Avers sein gekröntes Bildniß mit einem über den Knieen liegenden breiten Schwerte, und der Umschrift „Bulezlaus“, und auf dem Revers den Kopf des H. Adalbert mit einem Heiligenschein und der Umschrift „S. Albertus“ zeigten*), um der Nachwelt auch in solcher Weise kund zu thun, welchen Glanz und welches Heil der H. Adalbert seinem Reiche gebracht habe.

---

*) Eine dergl. ward im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beim Städtchen Gembice (Kreis Mogilno, Regier.-Bezirk Bromberg) in einer Urne ausgepflügt. Früher befand sie sich in einem Münzkabinet zu Danzig. S. ihren Abdruck nebst Abhandlung in: Erläut. Preußen, B. II. S. 79. Preuß. Samml. III. S. 133—134.

Nach endlich geendigten Festen ging Otto, begleitet von einer Gesandtschaft Boleslaws nach Magdeburg, wo er derselben seine Nichte Richsa feierlich übergab, um sie nach Polen heimzuführen. Sodann aber begab er sich nach Aachen, wo er zu Ehren Adalberts den Grundstein zu einer prachtvollen Kirche legte, welcher er den Arm des Heiligen überließ, und die nach der Stiftungsurkunde vom Jahre 1018 der Kaiser Heinrich II. vollendete.

Sieben Jahre verwaltete Gaudentius das Erzstift Gnesen mit großer Weisheit, und ward nach seinem Tode in der Kathedrale dieser Stadt beigesetzt. Da aber in Stadt und Staat große Sünde und Laster überhand genommen hatten, und seinen Ermahnungen zu Buße und Besserung kein Gehör geschenkt ward, so sprach er sterbend den Fluch über sie aus. Und leider ward nur zu bald derselbe erfüllt.

Boleslaw Chrobry starb im Jahre 1025; sein Sohn Mieczyslaw II. folgte, nicht ohne Kampf mit seinen Brüdern, und angegriffen von innern und äußern Feinden, starb er schon 1034. Seine Wittwe und sein Sohn Kasimierz wurden aus dem Reiche vertrieben, Zwietracht der polnischen Großen zerriß das Vaterland in seinen Eingeweiden. Bretislaw, schon früher siegreich gegen die Polen, und seit dem Jahre 1037 nach dem Tode seines Vaters Ulrich Herzog von Böhmen und Mähren, hielt die Gelegenheit für günstig, die alte Unbill zu rächen, welche sein Volk einst von Boleslaw dem Großen von Polen erlitten hatte, und mochte vielleicht, aufstrebend und kühn wie er war, selbst den Gedanken hegen, jetzt unter den

vordern Slaven die Stellung des ersten Polenkönigs für sich zu erringen. Im Jahre 1039 ließ er durch sein ganzes Land ein Kriegsaufgebot ergehen, und fiel dann durch die Pässe des Grenzgebirges in Polen ein. Wie eine gewaltige Windsbraut — erzählt der Böhme Cosmas — zog er einher, schlug alles zu Boden, verbrannte und verwüstete die Ortschaften, nahm die Vesten ein, drang bis Krakau vor, raubte die dort von den Fürsten des Landes aufgehäuften reichen Schätze an Gold und Silber, und zündete die Stadt an. Dann rückte er, überall die Städte in seinem Lauf erobernd, verbrennend und bis auf den Grund zerstörend, mitten durch das polnische Land zur zweiten Hauptstadt des Reichs, nach Gnesen vor. Die Besatzung der Burg Gdecz kam ihm mit einem goldnen Zweige, dem Zeichen der Ergebung, entgegen, und ward auf ihre Bitte mit allem Ihrigen nach Böhmen übergesiedelt. Zwar war Gnesen sowohl durch seine natürliche Lage, als durch hohe Mauern fest und schien dem Anlauf der Feinde hinreichend widerstehen zu können; allein ein großer Theil der Einwohner war in Folge der innern Unruhen geflüchtet, die streitbaren Männer waren theils abwesend, theils in den früheren Kämpfen aufgerieben, und die Besatzung so schwach, daß die Stadt ohne große Anstrengung von den Böhmen eingenommen ward. Mit lautem Jubel betraten sie die Marienkirche, wo die Gebeine des H. Adalbert ruhten, und sie, welche diesen ihren Bischof im Leben einst so unwürdig verstießen, nahten seiner Stätte jetzt mit um so größerer Verehrung und mit dem heißen Begehr, ihn als die köst-

lichste Trophäe wieder in sein Vaterland zurückzuführen. Jede andere Beute wollen sie verschmähen, wenn ihnen diese gegeben werde. Als der Bischof Severus VI. von Prag, der den Herzog Bretislaw bei diesem Kriegszuge begleitete, ihre bedenkliche Absicht erkannte, versuchte er alles Ernstes, die Krieger von solchem Wagniß abzuhalten. „Mitbrüder, und Kinder des Gottes dieser Kirche — sprach er — nicht ist es so leicht, wie Ihr meint, den Staub des Leibes, der voll der Tugenden Gottes, ungestraft zu berühren. Wenn Ihr es wagt, das Grab anzutasten, so gedenket des Volkes, das Lots Haus erbrechen wollte, als er die zwei Engel des Herrn bei sich aufgenommen hatte. Denn die Männer vor der Thür am Hause, steht geschrieben *); wurden mit Blindheit geschlagen, beide groß und klein, bis sie müde wurden, und die Thür nicht finden konnten. — Lasset uns vielmehr fasten und beten, und aus vollem Herzen Gott Besserung von unsern Sünden geloben: so hoffe ich durch seine Barmherzigkeit und die Fürbitte des Heiligen zu erlangen, was Ihr wünscht, und was keine irdische Macht mit Gewalt zu erringen vermag." Das Böhmenheer sammt seinem Herzoge spottete jedoch der Rede des Bischofs, als spräche er im Fieber, und nahm ohne weiteres das Mauerwerk hinter dem Altare in Angriff; und da sie nicht in die Gruft gelangen konnten, ohne den Altar selbst wegzunehmen, waren sie freventlich genug, mit Aexten und Brechstangen den Altar selbst ein-

*) I. B. Mose, C. 19, V. 11.

reißen zu wollen. Kaum aber hatten sie dazu Hand angelegt, so erfüllte sich die Warnung des Bischofs. Gänzlich des Gehörs, des Gesichts und aller Sinne wie vom Schlage beraubt, taumelten sie zurück von der heiligen Stätte, und mit Grausen sahen Alle den Erfolg des Unternehmens. Nun gingen sie in sich, und als auf Gebete des Bischofs nach drei Stunden jene wieder zu ihren Sinnen kamen, fasteten sie nach dem Rathe Severs drei Tage, und kasteieten sich desto reuiger und unermüdlicher, je augenscheinlicher sie vorher für ihr Vorhaben waren gezüchtigt worden.

In der dritten Nacht erschien der H. Adalbert dem Bischof, und sprach zu ihm: „Sage dem Herzog und seinen Heerführern, daß der Vater im Himmel gewähren wird, was sie begehren, wenn sie nicht in die Sünden zurückfallen, von denen sie in der Taufe gereinigt worden sind.“ Alsobald macht der Bischof die Erscheinung bekannt, und Alle geloben, hingeworfen auf die Kniee vor der Stätte des Heiligen, in den brünstigsten Gebeten und mit lauten Ausrufungen: allem zu entsagen, weßhalb Adalbert sie im Leben so oft hart gescholten, und weßhalb sie ihn von dannen gejagt als lästigen Tugendprediger; geloben, die Heiligkeit der Ehen zu achten, den Feiertag zu heiligen, der Unzucht, Völlerei, Blutschande und aller andern heidnischen Laster sich zu enthalten, und bekräftigen ihr Gelöbniß mit heißen Thränen. Da tritt der Bischof mit allen seinen Geistlichen unter Anrufung der H. Dreieinigkeit, und nach Absingung von sieben Psalmen und nach manchem geeigneten Gebet an den Altar hinan, und ohne Mühe, ohne

Anwendung irgend einer Gewalt, wird leicht der Altar hinweggenommen, die Gruft geöffnet, und der Sarg herausgehoben, bei dessen Oeffnung sich ein solch süßer Wohlgeruch verbreitete, daß Alle, die ihn verspürten, drei Tage aller Speise vergaßen, und sich so davon gesättigt fühlten, als hätten sie das reichste Mahl von köstlichen Speisen genossen. Auch wurden unzählige Kranke, die herbei geströmt waren, durch die Kraft des Heiligen sofort gesund.

Da lag der Märtyrer, so ruhig ernst, so unversehrt, so himmlisch verklärt im Sarge, als hätte er so eben nur das Hochamt celebrirt. Die Priester sangen das Te Deum laudamus, die Laien das Kyrie eleyson. Der Herzog Bretislaw vergoß Thränen der Freude, und betete also laut vor allem Volk: „O Märtyrer Christi, Adalbert, erbarme Dich unser und Aller immerdar. Siehe uns jetzt in alter Frommheit und Reue; hilf uns von unsern Sünden, und würdige uns, Dich, obwohl wir gar sündhaft, nach deinem Sitz der Kirche, nach Prag bringen zu dürfen!" — Wunderbar und seltsam! Ohne Mühe, ja fast ohne ihn zu tragen, heben der Bischof und der Herzog den Leib des Heiligen leicht aus dem Sarge, hüllen ihn in ein Seidengewand, und legen ihn auf den Hochaltar, daß Alle ihn schauen, und Angesichts seiner ihre Gelöbnisse wiederholen können. An dem Tage wurden über zweihundert Mark Opfergeld im Altarkasten niedergelegt. Der Herzog aber war von so heißem frommen Reliquiengelüst erfüllt, und schienen ihm die im Leben so innig verbundenen beiden Freunde und Geistesbrüder Adalbert und Gaudentius auch

im Tode so unzertrennlich, daß er in gleicher Weise nicht bloß den Leib des letzteren, sondern auch die Körper von fünf andern Mönchen, die gleichfalls in der Kirche begraben lagen, und die Heiligenglorie durch grausamen Märtyrertod errungen hatten, ihrer Ruhestätte zu entnehmen, und vertrauend der himmlischen Gnade, mit sich nach Böhmen zu führen befahl.

Es blühten nemlich im Jahre 1005 sechs durch Religiosität und Gott wohlgefälliges Leben ausgezeichnete Männer in Polen, welche Benedict, Mathäus, Johannes, Isaac, Christinus und Barnabas hießen, und die der H. Romuald an den Herzog Boleslaw geschickt hatte, um das Christenthum in Polen zu verbreiten und zu befestigen. Es ward ihnen ein Ort, wo jetzt die Stadt Kasimierz liegt, der damals aber von großen Wäldern umgeben war, zur Bebauung angewiesen. Sie lebten als Einsiedler nach dem Gelübde der Armuth, und nur von der Mildthätigkeit der Gläubigen. Das Volk von weit und breit, und selbst der Herzog kamen zu ihnen, um von ihnen Belehrung im Glauben zu empfangen. Einst bei einem Besuche ließ der freigebige Fürst ihnen eine große Summe Geldes zurück; die frommen Männer aber bebten vor diesem weltlichen Gute mit innerem Schauder zurück, und auf Bruder Benedicts Rath ward Barnabas sogleich abgeschickt, es dem Fürsten wieder zurückzubringen. „Wie können — so sprach er zu ihm — wir Arme bei solchem Reichthum je Christo nachfolgen? Und wenn wir ihn auch als ein Almosen annehmen wollten, so würde er uns doch

nur zur Verdammniß, der Welt aber zum Aergerniß gereichen.“ — In der Nacht nun, nachdem Barnabas mit dem Schatze abgereist war, fielen goldgierige gottlose Polen über die fünf zurückgebliebenen Mönche her, fordern das Geld, durchsuchen ihre Hütten, und als sie es nicht mehr finden, erschlagen sie wüthend die Einsiedler, zünden ihre Wohnungen an, und werfen die Leichen in die Flammen. Aber alsobald erlischt die Gluth; das Holzwerk, als ob es von Stein wäre, brennt, ungeachtet der immer auf's neue herangeschleppten Feuerbrände, nicht, und von dem Wunder erschreckt, zerstreuen die Räuber sich in eiliger Flucht nach allen Seiten hin. Kaum hatte Boleslaw in seiner Residenz Gnesen von diesem schändlichen Morde vernommen, so brach er sogleich mit einem starken Gefolge selbst auf, umstellte den ganzen Wald und durchsuchte ihn nach allen Richtungen; jedoch war und blieb von den Räubern nichts zu entdecken. Dagegen war der Ort, wo die Körper der Eremiten lagen, von dem wunderbarsten Lichtglanz erfüllt, und die ganze Nacht hindurch tönten die süßesten Engelsmelodieen von unsichtbaren Stimmen über der Märtyrerstätte, zum Zeichen der Heiligkeit der hier grausam hingeopferten Diener des Herrn. Boleslaw säumte nicht, die heiligen Körper feierlich aufheben und in der Kathedrale zu Gnesen beisetzen zu lassen. Barnabas, in Verzweiflung, nicht des erhabenen Looses seiner Brüder theilhaftig geworden zu sein, ging zerknirscht in seine Einsiedelei zurück, und starb kurze Zeit darauf, wonächst er denselben gleichfalls in jener Kirche beigesellt ward. An dem Orte aber, wo

der Mord geschah, wurden nachmals fünf Kapellen zum Gedächtniß und zur Verehrung der frommen Märtyrer errichtet.

Also mit den irdischen Ueberresten des H. Adalbert, des Gaudentius und dieser fünf Mönche beladen, zog Bretislaw, der nun das höchste Ziel seines Feldzuges erreicht zu haben glaubte, heim nach Böhmen, und schlug in der Vigilie des H. Bartholomäus, des Apostels, am 23. August 1039 nahe vor Prag am Flüßchen Rokitruca sein Lager auf. Mit Anbruch des Tages kam die gesammte Geistlichkeit und die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend in Prozession in's Lager, um feierlich diese Schätze einzuholen. Bretislaw und Severus trugen selbst den H. Adalbert als süße Last auf ihren Schultern, die Aebte folgten mit den fünf Märtyrern, und die Erzpriester mit dem Erzbischof Gaudentius. Zwölf auserwählte körperstarke Priester trugen sodann, fast zusammenbrechend unter der schweren Last, ein Kruzifix von gediegenem Golde, das Boleslaw (nach Anderen Mieczyslaw) von eben so großem Gewicht, als er selbst wog, hatte anfertigen und im Gnesener Dom aufstellen lassen. Ferner wurden drei Tafeln, welche dessen Hauptaltar geziert hatten, von Gold und mit kostbaren Edelsteinen besetzt, und gleichfalls von Boleslaw jener Kirche geschenkt, nicht minder auch mancherlei goldene und silberne Gefäße und anderes Kirchengeräth in Prozession zur Stadt getragen. Aber nicht genug, daß der Böhme also die Kirchen Polens geplündert, auch große Schaaren von Männern und Weibern, ja selbst Priestern,

führte er, mit eisernen Ketten gefesselt, aus Polen mit sich, und vertheilte sie in seinem Lande als Kolonisten. Alle jene Schätze wurden der Kathedrale zu Prag anvertraut, der Kirche zu Ollmütz jedoch verehrte auf ihr Ansuchen Bretislaw den Leib des H. Christinus.

Gleichmäßig erzählen die ältesten und glaubwürdigsten böhmischen und deutschen Schriftsteller, und — was als entscheidend gelten muß — selbst der Pole Martinus Gallus *), die Wegführung des H. Adalbert von Gnesen nach Prag. Kadlubek schweigt darüber. Dlugosz indeß und die nachfolgenden polnischen Geschichtsschreiber leugnen dieselben, indem sie behaupten, daß es den schlauen Gnesener Priestern gelungen sei, die Gebeine des Heiligen vor den Nachstellungen der Böhmen zu verbergen, und ihnen den Leichnam des Gaudentius anstatt jenes zuzuschieben. Auch sollen nach demselben Historiker, wenngleich damit in einigem Widerspruch, nachmals die polnischen Bischöfe Klage über die Entführung beim päbstlichen Stuhle geführt, und der Heilige Vater die Rückgabe der Gebeine befohlen haben. Böhmische Schriftsteller dagegen führen an, die Klage sei zwar von Seiten der Polen anhängig gemacht, habe jedoch, da einige Kardinäle von den Böhmen durch Geld gewonnen worden, nur das Resultat gehabt, daß von Rom aus dem Herzog Bretislaw aufgegeben ward, zur Sühne ein neues Kloster zu bauen. — Nichts desto weniger hielten die

*) Chron. I., c. 19. Eo tempore Bohemi Gueznen et Poznan destruxerunt, Sanctique corpus Adalberti abstulerunt.

Polen fest an ihren Heiligen, und so wird denn noch heutiges Tages sein Leib sowohl in Gnesen als in Prag gezeigt. Es darf dies indeß die Gläubigen nicht irren; denn wird ja doch der Kopf des Heiligen, der nach Noppius Bemerkung zum Chronicon Aquisgranense lange verborgen und verschwunden, dann aber am 1. September 1475 in Gegenwart des Kaisers Friedrich III., eines apostolischen Nuntius und vieler Fürsten und Herren in der von Otto III. zu Aachen gegründeten, schon oben S. 313 erwähnten Kirche wiedergefunden ward, auch noch als kostbare Reliquie dieser Kirche gezeigt, während er gleichfalls zu Gnesen in einer goldenen, mit Saphiren geschmückten Kapsel am Tage des Heiligen allem Volke zum Kusse dargereicht wird. — Dergleichen Doubletten bieten die Reliquienregister der allein selig machenden Kirche zu häufig dar, als daß ein guter glaubensfester Bekenner derselben noch daran Anstoß nehmen könnte. Mit großem Fleiß und ungemeiner Unparteilichkeit haben die Herausgeber der Acta Sanctorum aus den entlegensten und lautersten Quellen alle Zeugnisse für und wider diese kirchenräuberische Wegführung gesammelt, und auch sie neigen sich zu der Meinung der Böhmen, fügen jedoch hinzu — und dem wird jeder tolerante Christ billig beipflichten —: „Wir bitten, daß Böhmen so wie Polen es nicht übel vermerken mögen, wenn wir alles, wie es uns überliefert worden, so einfach wieder erzählt haben, ohne Präjudiz dieser oder jener Nation. Beide Völker mögen den H. Adalbert verehren und Gott in seinem Heiligen feiern, und seine heiligen Tugenden

nicht sowohl durch religiöse Nebenbuhlerei, als vielmehr durch Wetteifer in Nachahmung seiner frommen Thaten selbst verherrlichen."

Trotz der Entführung wirkte der Heilige an seiner Stätte zu Gnesen nicht bloß fort und fort segensreiche Wunder, sondern bethätigte außerdem auch seine Zuneigung gegen das polnische Volk. Im Jahre 1099 machten die Pommern einen Einfall in Polen, und belagerten die Festung Santok. Sie brachten mit einigen Verräthern in der Veste ein Komplott zu Stande, und in einer Nacht wurde ein Haufe Bewaffneter über die Mauern durch Stricke in die Stadt eingelassen, welche sich so lange verborgen halten sollten, bis das Belagerungsheer an die Thore gelangt sein würde; dann sollten sie hervorbrechen und die Thore von innen eröffnen. Gott aber, immer für die Seinigen wachend, behütete die schlummernden Städter. Denn als das Heer gegen die Mauern in der ersten Morgendämmerung heranzog, ritt den Pommern ein Bewaffneter auf einem weißen glänzenden Pferde entgegen, griff sie mit geschwungenem Schwerte an, und brachte mit himmlischer Hülfe eine solche Verwirrung und einen so großen Schrecken unter die Feinde, daß sie in größtem Entsetzen nach allen Seiten hin flohen. Durch ihr Geschrei erwachten die Städter, erkannten den Verrath, aber auch ihre Rettung durch den H. Adalbert, welcher statt ihrer als göttliche Wacht die Feinde zurückgeschlagen hatte.

Adalberts Märtyrertod und das Andenken an das, was er gewollt und erstrebt hatte, war von einer Wirkung,

die alles bei weitem übertraf, was er durch das lebendige Wort seiner Rede, und durch den feurigen Eifer seines Geistes bei den Böhmen sowohl, als bei dem Volke der Preußen in's Werk zu setzen gesucht hatte. Die Nachwelt verklärte ihn mit einer desto glänzenderen Glorie, je weniger seine Mitwelt ihn geschätzt hatte, und seiner Lehre gefolgt war. Schon die Pilgerfahrt des Kaisers Otto III. zu seinem Grabe gab den Verdiensten des Märtyrers in den Augen der Welt eine erhöhte Wichtigkeit und Bedeutung; die Erzählungen von den Wunderthaten an seinem Grabe wirkten lebendig auf die Gedanken und Gefühle von Tausenden, und wurzelten um so tiefer, als die gesammte Christenheit in gewaltiger Spannung mit dem tausendsten Jahre nach des Heilands Geburt eine ganz neue Welt voll wunderbarer Erscheinungen, ja sogar die Wiederkunft des Erlösers selbst, und die Auferstehung aller Todten erwartet hatte. Durch Boleslaws hohe Verehrung des Heiligen begründete sich in Polen das noch junge Christenthum fester. Sever und Bretislaw benutzten den erst erweckten Glauben der Böhmen an Adalberts Heiligkeit und an seine Wunderthaten, um den Gehorsam gegen die Kirche und die strengste Beobachtung christlicher Sitten und Gebräuche als die einzige Bedingung der Versöhnung des Volks mit dem Heiligen, und der Versetzung seiner hehren Ueberreste in seine Mitte nach Prag, für immer festzustellen. Adalberts Blut bezeichnete den Weg, den nach ihm der Benedictiner Bruno, der am vierzehnten Februar 1008 gleichfalls den Märtyrertod erlitt, und den mit größerem Erfolge im

Jahre 1124 der Bischof **Otto von Bamberg**, der Pommernbekehrer, betraten. In frommer Erinnerung an sein Wirken und Streben, zur Verherrlichung seines mit dem Tode besiegelten Glaubens, und im frommen Glauben an seines Namens Heiligkeit wurden ihm zahllose Kirchen und Kapellen gegründet. Böhmen ist voll seines Namens, und der ihm geweihten heiligen Stätten und Wallfahrtsörter. Der genannte Bischof Otto, nachdem er die Juliner und Stettiner Pommern zum Christenthum bekehrt hatte, gründete ihre erste Kirche zu Ehren des H. Adalbert. Als sie dennoch aber wieder dem neuen Glauben untreu wurden, Feuer vom Himmel fiel, und davon die ganze Stadt der Juliner verheert ward, da blieb dennoch diese Kirche, obwohl nur von Holz erbaut, mitten in dem Flammenmeere unversehrt stehen. Ob des Wunders kehrte das Volk sogleich zu der neuen Lehre zurück und erbat sich Priester zum Unterrichte. — Kaum hatte Stephan, König von Ungarn, den Tod Adalberts vernommen, so erbaute er zu seiner Verherrlichung ihm eine Kirche auf seiner Burg zu Gran. Italien, Deutschland, Schlesien und Polen wetteiferten in der Verehrung des Märtyrers. In Preußen wurde er als Schutzpatron des Bisthums Samland angerufen. Die Domkirche zu Königsberg ward ihm zu Ehren und unter seinem Namen gegründet. Die älteste Kirche des Heiligen in Preußen war in Pomesanien, im Dorfe Chomor S. Alberti*), welche im Vertrage vom

*) Komora heißt polnisch: Kammer, Schlafgemach, Miethwohnung.

Jahre 1249 die Pomesanier zu errichten versprechen mußten. An dem Orte, wo er erschlagen ward, unfern vom Meeresufer, gründete der Ordensmarschall der Kreuzritter, Ludwig von Lanse, eine Kapelle, die in den Jahren 1422 bis 1424 erbaut ward. Bald ward sie ein Wallfahrtsort für nahe und ferne Gegenden, und es ertheilte der Pabst Eugenius IV. eine Bulle im Jahre 1431, worin die ganze Christenheit zur frommen Wanderung an den heiligen Ort ermuntert, und der Besuchende mit einem Ablaß von hundert Tagen belohnt wurde. Sie stand unter dem besondern Schutze der Hochmeister des deutschen Ordens; allein nach der Reformation scheint ihre Stiftung zerfallen, und das Gebäude seinem Untergange entgegen gegangen zu sein, bis es endlich durch einen großen Sturm im Jahre 1669 völlig zusammenstürzte. Nur weniges Mauerwerk bezeichnet jetzt noch die heilige Stelle, zwischen den Dörfern Dargen und Tenkitten im alten Samland, wo Adalbert seine irdische Laufbahn schloß; aber es sind Ueberreste, an welche sich eine große Erinnerung knüpft, die Erinnerung an den Mann, dessen Seele heiß von dem Wunsche erglühte, von hier aus den ersten Lichtstrahl der Lehre des Gekreuzigten über das heidnische Land leuchten zu lassen.

Zu den würdigsten Baudenkmalen in Polen, welche das Andenken des H. Adalbert verherrlichen, gehört nächst der Kathedrale zu Gnesen, die Kirche zur Himmelfahrt Mariä in dem Städtchen Trzemeszno, welche an die Stelle der angeblich schon 965 von Mieczyslaw I. gegründeten Kirche, im Jahre 1791 durch den in vielen frommen

Stiftungen noch fortlebenden und hochverdienten Abt des dasigen Klosters der regulirten Chorherren, **Kosmowski**, in Form einer Rotunde im römischen Style erbaut ward, in welche das Langhaus sich anschließt, während vier Seitenkapellen, gleichfalls unter Kuppelbedachung, die Flügel des Kreuzes verbinden. Die Al-Freskomalereien an der Decke im Schiff der Kirche stellen Scenen aus dem Leben des H. Adalbert dar, und unter dem Hauptgewölbe, in der Mitte der Rotunde, ist ein dem Heiligen errichtetes Denkmal, auf welchem ein gläserner Sarg mit einem Knochen desselben ruht, von vier kolossalen vergoldeten Engeln umgeben.

Die gleichfalls der H. Jungfrau Maria geweihte Kathedrale zu Gnesen ist nach mehrfachen Zerstörungen im 17. Jahrhundert in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt worden, und so wie der Unterbau und die westliche Front der beiden Thürme noch Zeugen der vom Erzbischof Martin I. im Jahre 1097 bewirkten Herstellung zu sein scheinen, beweisen das Tonnengewölbe des Hauptschiffes und die Spitzbogen der Seitenschiffe die verschiedenen Jahrhunderte der Restauration dieser Theile des Gebäudes, das eine gründliche architektonische Erörterung und Beleuchtung noch erwartet.

Im Hauptschiffe, dem Hochaltar gegenüber, ruht, von einem schwarz-marmornen Geländer umgeben, der kostbare silberne Sarkophag, der, wie gesagt, die Gebeine des Heiligen birgt, er selbst in ganzer Gestalt aus getriebenem Silber im Bischofsornat darauf ruhend, und früher beschattet

von einem kolossalen schwerfälligen, auf gewundenen Säulen ruhenden Baldachin, der im Jahre 1840 jedoch zur Freude jedes Künstlerauges hinweggenommen ist, indem an dessen statt vier versilberte Engel von Zink nach Modellen der unsterblichen Meister Rauch und Kiß getreten sind. — Zwei große Flügelthüren von Bronce befinden sich bei dem südlichen Eingange, welche die allgemeine Meinung bisher zwar öfter als die von Boleslaw aus Kiew entführten goldenen Pforten bezeichnete, an denen sogar der Hieb seines Schwertes noch sichtbar sein sollte (ein Riß ist allerdings an dem älteren Flügel vorhanden), die jedoch in den Abbildungen, die sie aus Adalberts Leben enthalten, als Werke römischer, oder mit römischer Kunst vertrauter Meister sich kund geben, und dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert angehören mögen, wiewohl beide nicht ganz gleichzeitig und nicht von demselben Meister gearbeitet sind.





